

12 076



ROSENBERGER
AUF GROSSER FAHRT

Urmelin Felde
Betkenhammer.

Jrmelin Felde
Beikenhammer!



In der Dünung der äquatorialen Windstillen.

Eugenie Rosenberger
Auf großer Fahrt

AUF GROSSER FAHRT

Tagebuchblätter einer Kapitänsfrau
aus der großen Zeit der Segelschiffahrt

von

Eugenie Rosenberger.

Mit einem Titelbild und einer Karte.



Minden i. W. — Berlin — Leipzig

Druck und Verlag von Wilhelm Köhler
1 . 9 . 2 . 9

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168473

AUF GROSSER FAHRT

Lehrbuch der Geographie
aus der grossen Reihe der Geographien

von
Eugen Rosenbek

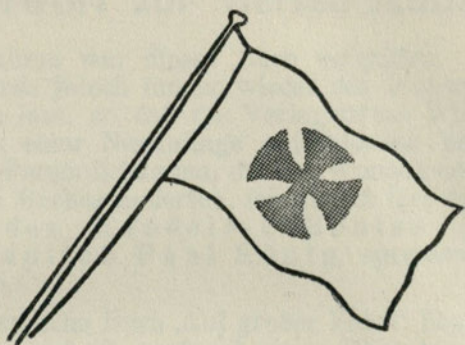


12076

Copyright 1929 by Wilhelm Köhler Verlag,
Minden i. W. — Berlin — Leipzig.
Vierte Auflage.

NH-69242

N-4905381/PMK



Unserm Reeder,

der uns das Glück dieser Jahre gönnte, hätte ich diese schlichten Blätter gerne zugeweiht; ich lege sie in unveränderlicher Dankbarkeit und Verehrung trauernden Herzens auf sein Grab.

Vorwort zur vierten Auflage.

Seit Jahren war dieses Buch vergriffen. Aus weiten Kreisen wurde jedoch immer wieder der Wunsch nach einer Neuausgabe laut, so daß die Verlagsfirma Wilhelm Köhler sich jetzt zu einer Neuauflage entschlossen hat. Von den zahlreichen Persönlichkeiten, die den Wunsch nach einer Neuausgabe des Buches äußerten, möchte ich hier den bekannten Führer des Handels-U-Bootes „Deutschland“, Kapitän Paul König, sprechen lassen. Er schreibt u. a.:

„Das herrliche Buch ‚Auf großer Fahrt‘ liegt auf meinem Schreibtisch, und oft werfe ich einen Blick hinein. Ich habe das Buch schon vor dem Kriege in wenigstens einem Dutzend Exemplaren an Verwandte und Bekannte im Binnenlande verschenkt und auch von dort stets volles Verständnis und beste Beurteilung erfahren. Ich halte das Buch für eines der besten unserer seemännischen Literatur. Ich habe schon manche Reisebeschreibungen gelesen, keine aber schildert mit solcher Objektivität und in einer so schönen Sprache wie gerade dieses Buch das Leben an Bord mit seinen Leiden und Freuden. Die erhabene Schönheit eines mit vollen Segeln durch die Passatregion fahrenden Segelschiffes und — als Gegenstück — den unerbittlichen Ernst der Seeschiffahrt in gefahrvollen Situationen, beides ist bei der Lektüre des Buches wie „wirkliches Erleben“. Die fremden und tropischen Länder, ihre Bewohner und deren Gewohnheiten sind von Frau Rosenberger mit besonderem Verständnis gezeichnet! Leider ist ja das Buch heute vollständig vergriffen. Ich bedauere dies außerordentlich; das Buch gibt Schilderungen aus einer Epoche des die ganze Welt umfassenden Wirtschaftslebens, welche in ihrer Reinheit für immer der Vergangenheit angehört. Die wenigen heute noch existierenden Segelschiffe sind z. T. schon mit Motoren versehen und werden vielleicht sogar durch das Flettner-Rotor-Schiff ganz verdrängt. „Auf großer Fahrt“ ist gewissermaßen ein Kulturdokument der Segelschiffahrtszeit!“

Nun also wird mir der Auftrag eines Vorworts für diese neue Ausgabe, und zwar ausdrücklich mit „Berücksichtigung der Zuschriften, die mir im Laufe der Jahre über die Große Fahrt zugegangen seien.“

Eine willkommenere Aufgabe kann man jemandem kaum stellen, als den „Schatzkasten“ zu öffnen und sich nochmals in die Fülle all dieser warm empfundenen Blätter zu versenken, die Dankesschuld, die man nicht immer dem Einzelnen hat abtragen können, der Allgemeinheit auszusprechen. Es hat indessen auch seine Kehrseite, denn es ist nicht leicht, vertrauliche Herzensergüsse ans Licht ziehen und lebhaftige Begeisterung, die doch im Grunde der Sache und nicht der Persönlichkeit gegolten hat, selbst zur Kenntnis zu bringen.

Verhältnismäßig harmlos ist es ja mitzuteilen, „wenn Annemarie abends beim Verschlingen von ihrem Vater gestört werde, schicke sie dieser nur so peremptorisch zu Bett, um das Buch selbst zu nehmen“, oder wenn eine Klara schreibt: „In mir hat es den festen Entschluß gereift, auch einen Kapitän Jürgen zu heiraten. Meine Familie ist einverstanden, aber wo nehme ich ihn her?! So was gibts ja gar nicht hier in unserer lackierten Welt!“ —

Ebenso wenn leſthin auf der Kösemer Brücke eine Bekannte vorüberreilt und mich der sie begleitenden Dame kurz und bündig vorstellt: „Frau Rosenberger auf Großer Fahrt!“ — oder gar ein Kapitän vom Lloyd gesteht, „er habe das Buch nur zur Hand genommen, um sich an dem Unsinn zu erlaben, den er darin vermutet habe, und sei sehr erstaunt gewesen, als es ihm dann so wohl gefiel.“

Daß es gerade in Seemannskreisen Fuß gefaßt hat, war mir besonders überraschend und herzbewegend, und es erfüllte mich — und ich gestehe es gern — mit großer Freude, daß Dr. Gerhard Schott von der Hamburger Seewarte in einem Vortrage „über die physische Meereskunde in ihren Anwendungen auf die transozeanischen Segel- und Dampfschiffahrten“ das Buch anerkennend erwähnt hat, und es dann „nachher noch beim Bier“ besprochen worden ist.

Und nun darf ich wohl dem alten Admiral von Werner selbst das Wort lassen, der mir einige Monate vor seinem Tode mit zitternder Hand schrieb:

— — — „Ich habe es Seite für Seite gelesen und es hat mich nicht nur durch seine Fassung sehr interessiert, sondern namentlich durch die Schilderungen dessen, was Sie auf Ihren Reisen gesehen haben, da ich an den meisten

Punkten selbst gewesen bin. — Bevor ich in die Marine trat, fuhr ich sieben Jahre lang auf Hamburger Segelschiffen, machte sieben Reisen nach Ostindien und später als Kommandant eines Kriegsschiffes nach Java, Singapore und Japan. Sie können sich deshalb denken, daß ich als Seemann Ihre sehr hübschen Erzählungen Ihnen nachfühlen konnte und es auch getan habe.“

Anders klingt die Auffassung des bekannten Epigraphikers, Professor Dr. Th. G o m p e r t z in Wien: „Ich bin immer froh“, schreibt er einer jüngeren Freundin, „wenn man mich in die räumliche Ferne führt, die ja nicht minder anziehend ist, als die Zeitenferne. Aber hier waren mir nicht nur die Bilder aus den Tropen, die Zeichnungen fremder Länder und Menschen erfreulich, mehr noch zog mich die Poesie des Segelschiff-Lebens an, das ich schon für ausgestorben hielt. Ich möchte die Proportion aufstellen: wie das antike oder modern-südliche Leben auf den Straßen und dem Markt, zu unserer nördlichen Häuslichkeit, so verhält sich diese zum Leben auf einem schwimmenden Heim. Es muß der Gipfel der Traulichkeit und Gemütlichkeit sein. Und dazu die mannigfaltige, ihren Gegenstand stets wechselnde Tätigkeit der Inwohner. Etwas von der idealen Vielseitigkeit der perikleischen Griechen kommt da zum Vorschein.“ —

Fast wie eine Erwiderung mutet dagegen die Bemerkung eines jungen Technikers an, der Schiffsbau studiert: „Auf Großer Fahrt bietet für alle, die so übermäßig von dem romantischen Zauber ferner Länder schwärmen, eine gesunde Abkühlung, denn die klare Einfachheit der Beschreibung, welche alles, auch das Neuartige als selbstverständlich in derselben einfachen Art wie zu Hause aus den Verhältnissen entspringend darstellt, wirkt in seltener Weise orientierend.“

Aehnlich äußert sich Korvetten-Kapitän Friedlaender: „Das Leben und Treiben in der Kauffahrteimarine ist dem großen Publikum noch so fremd und unverständlich, daß wir „vom Fach“ jedes Werk mit Freuden begrüßen, welches in hübscher und wahrer Weise die Große Fahrt beschreibt.“ —

Wieder ist es eine Dame, gegen die sich der bekannte Forschungsreisende Georg Schweinfurth ausspricht: „Mit ganz einfachen Worten werden hier die Erlebnisse in einer Weise geschildert, daß man an allen Vorkommnissen den innigsten Anteil nehmen muß, z. B. wie das Zirptier ins Meer fällt, das liebe Tierchen, dessen Verwandten in Indien Kipling unsterblich gemacht hat.“

Noch liegt ein Brief vor mir, aus dem etwas mitzuteilen ich mir nicht versagen kann, denn mühselig, von einem langwierigen Krankenlager, schrieb mir Konsul R. Boyer: „Ueber Ihre Reisebeschreibungen darf ich mir wohl ein Urteil erlauben, denn ich bin dreißig Jahre Reeder von Schiffen auf großer Fahrt gewesen, habe selbst auf großen Segelschiffen europäische Reisen gemacht und darf mir wohl erlauben auszusprechen, daß ich noch niemals Seereise-Beschreibungen gelesen habe, welche so wahr, so ohne alle Uebertreibung und doch so treu und sachlich geschildert gewesen sind.“

Doch darf hier auch die Klage eines alten Geschäftsfreundes Engelking in Bremerhaven, nicht fehlen: „Das alte, fröhliche Leben und Treiben an Bord der Segelschiffe hört und sieht man nicht mehr — die Romantik ist dahin und der Nachwuchs wird auf Schulschiffen gedrillt und klassifiziert. — — — Aufrichtig habe ich bedauert, daß Sie Ihren treuen, guten Jürgen schon so bald wieder hergeben mußten, — er war ein echter, rechter Seemann mit herrlichen Charaktereigenschaften und treu wie Gold.“

— Es sind jetzt schon Jahre verflossen, seit mein Mann, der stets das Bild der Kraft und Gesundheit gewesen war, einem schweren Herzleiden erlag. Unsere trauliche Heimstätte, der „Regulus“, der uns war wie ein lebender Freund, war schon vor ihm untergegangen. Gleich auf der ersten Reise, nachdem wir ihn verlassen hatten, geriet er in der Nähe der Nordseeinsel Schiermonnikoog auf Strand. So war ihm wenigstens das Schicksal eines ausgedienten Wrackes erspart und ein Seemannsgrab auf stillem Meeresgrunde ihm beschieden. — — —

Und nun zum Schluß noch eine der Zuschriften, die für mich zu den ergreifendsten gehören. Sie ist von einem jungen Kaufmann W. von Thülen.

„Vor sieben Jahren schenkte mein Bruder Lloydoffizier seiner jungen Braut Ihr Werk, damit die zukünftige Seemannsfrau mit den Freuden und Leiden der Seefahrt bekannt würde. Als ich das Buch durchblätterte, war ich ganz betroffen, so vieles fand ich, das mich an die glücklichste Zeit meiner Kindheit, an meine Fahrnszeit, erinnerte.

Zwar war es mir nicht vergönnt, solch herrliche Reisen zu machen wie Sie sie so anschaulich schildern. Es kommt aber auch schließlich nicht darauf an, wohin man fährt, die höchste Poesie liegt doch im Bordleben selbst.

Wie habe ich mit Ihnen gefühlt, als Sie den „Regulus“ noch glücklich in Rio erreichten, als Sie den Fuß auf das

Fallreep setzten und, die Höhe der Reeling erreichend, den ersten Blick auf das Deck warfen. Das war für mich immer der feierlichste Moment, es ist wie ein Schritt in eine andere Welt, die uns ganz allein gehört. Und dann der Eintritt in die Kajüte, die einfache, trauliche Ausstattung grüßt uns und — der Bordgeruch. Aber ich habe auch mit Ihnen getrauert, als Sie den treuen „Regulus“ verließen, war es doch für mein Knabenherz die unglücklichste Stunde meiner sonst so schönen Jugend, als ich in London von dem Schiffe scheiden mußte. Nie werde ich vergessen, wie der Dampfer St. Catherines Dock verließ; es war kalt und regnerisch, und als wir im Abenddunkel stromabwärts fahrend, bei Purfleet, den „Weißenborn“ nochmals passierten, ließ der Kapitän die Dampfpfeife ertönen, ein Lichtstrahl quoll gegenüber aus der Kajütentür und Steuerleute und Mannschaft stürmten auf Deck, um ihrem Kobold ein letztes Lebewohl zuzurufen. Ich hielt mich tapfer, bis meine Fanny herüberbellte — da war es aus mit meiner Standhaftigkeit.

Seitdem ich im Besitze Ihres Buches bin, lese ich es alljährlich. Wenn der Sturm heult und der Regen an die Scheiben prasselt, dann segeln wir drei — Sie, ich und — Jürgen. Ich weiß, daß ich, indem ich seinen Namen nenne, an eine alte Wunde rühre, aber ich darf ihn doch nicht übergehen, er gehört mit dazu.

Vor kurzem war mein Bruder hier; er trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß noch oft von Ihnen in seinem Bekanntenkreise gesprochen würde. Die Herren nennen ihre Fahrzeit auf dem „Regulus“ ihre schönste Zeit.

Nun muß ich Ihnen zum Schluß noch etwas erzählen. Vor einigen Jahren lebte in O. der alte Kapitän B. mit seiner Frau. Sie waren kinderlos, und Frau B. konnte lange Jahre ihren Mann auf seinen Fahrten begleiten, bis sie sich in dem hübschen Dorfe zur Ruhe setzten.

Dann starb der alte Herr; seine treue Gefährtin war auch so leidend, daß sie nicht einmal die Ruhestätte des Gatten besuchen konnte, aber von ihrem Platz am Fenster konnte sie seinen Hügel auf dem gegenüberliegenden Friedhof sehen. Um ihr Zerstreung zu schaffen, brachte ich ihr die „Große Fahrt“, und wie gut hatte ich es getroffen! Es waren dieselben Fahrten, die sie so oft mit ihrem Manne gemacht hatte. Immer wieder brach sie in die Worte aus: „Das ist ja gar nicht Frau Rosenberger! das bin ich ja selbst! — Fast alle Personen aus den Liegeplätzen waren gute Bekannte von ihr, sie erkannte sie trotz der veränderten Namen. So saß sie im

Lehnstuhl am Fenster und Ihr Buch zauberte ihr noch einmal die glücklichen Zeiten vor. Bald darauf verschied sie, still und zufrieden. — „Fallen Anker“ hat es für Sie geheißen, als Sie den „Regulus“ verließen, und „Fallen Anker“ haben Sie Ihr Heim genannt, ich habe es mit Rührung gelesen.

Mein größter Wunsch ist, daß für mich meine Fahrenszeit noch einmal wieder anbricht. Wenn das Glück mir treu bleibt, will ich später, wenn ich ein kleines Schäfchen ins Trockene gebracht habe, als Passagier auf einem Segelschiff noch einmal hinausziehen. Ich muß noch einmal „Jan Maat“ aussingen hören; all die kleinen, an sich so unwichtigen Ereignisse, sei es auch nur ein zugeflogener Falter, ein gefangener Fisch, ein in der Ferne dahinziehendes Segel — nur einmal möchte ich sie noch erleben! — Vielleicht stehe dann eines Tages auch ich am Fuße der großen Pagode und gedenke dankbaren Herzens der verehrten Frau, deren schlichtes Tagebuch mich so oft im Geiste in dieses sonnige Land geführt hat, des treuen Kapitäns und des armen „Regulus“, dessen glücklicher Stern so bald verlöschen mußte!

Nun bitte ich Sie, meinen Herzenserguß freundlich anzusehen, — aber Sie wissen ja selbst: „wes das Herz voll ist“ — und wenn ich an die schöne Zeit zurückdenke, ergreift mich das Seeweh!“

Was könnte ich wohl noch hinzusetzen?! —

Bad Kösen
Fallen Anker,
Frühjahr 1929.

Eugenie Rosenberger.

Einleitung.

Heutigen Tages haben wohl die meisten eine Fahrt mit einem Dampfschiff gemacht oder sich in einer Seestadt einen der Kolosse unserer neuen Dampferlinien angesehen; in einem Segelschiff aber sind sie nicht gewesen und können sich schwer vorstellen, wie es darin zugeht. Mir war es beschieden, jahrelang auf einem solchen zu leben und als Frau des Kapitäns — wir wollen ihn Jürgen nennen — meinen Mann auf seinen Fahrten zu begleiten.

Ich hatte das Meer noch nie gesehen, als ich meine erste Reise auf dem „Regulus“ antrat. Sie ging nur bis England; weiter gestattet die Reederei grundsätzlich die Begleitung der Frau nicht, doch wurde nach einigen Jahren als besondere Vergünstigung für mich eine Ausnahme gemacht; wie das kam, erwähne ich seiner Zeit.

Die vorliegenden schlichten Blätter sind, wie man bald herausfühlen wird, nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen. Sie enthalten nur das Tagebuch, das ich in Form von Kollektivbriefen an die Meinen nach Hause schickte und das, von Hand zu Hand gegeben, einen sich stetig erweiternden Kreis durchlief. Wenn ich mich nun zu der mir öfter nahegelegten Herausgabe der Briefe entschlossen habe, so geschah es vornehmlich der vielen bekümmerten Herzen wegen, die mit banger Sorge eines Lieben gedenken, den Beruf und Neigung auf die See geführt hat. Ihnen, hoffte ich, würde der Einblick in die ferne fremde Welt tröstlich und willkommen sein.

Wie fremd diese Welt dem Binnenländer im allgemeinen ist, habe ich an den Fragen gesehen, die mir immer aufs neue vorgelegt werden, auch auf diese möchte ich hierdurch Antwort geben.

Freilich muß ich es darauf wagen, daß das Buch auch jemandem in die Hände fällt, der im Seewesen kein Neuling ist und dem das Erzählte trivial erscheint, aber selbst einen solchen mag es unterhalten, zu sehen, wie die ihm gewohnt

Dinge sich in einem Kopfe spiegeln, dessen Auffassung, von Sachkenntnis gänzlich ungetrübt, notwendig naiv sein musste.

Mit Absicht habe ich daher diesen Aufzeichnungen so viel wie möglich die ursprüngliche Form gelassen, um ihnen nicht den einzigen Vorzug zu verkümmern, auf den sie vielleicht Anspruch machen können, die Frische des Eindrucks, unter dem sie niedergeschrieben sind.

Und nun zur Sache.

Unsere Fahrten führten uns meistens von Bremen oder Hamburg nach dem britischen Birma, Hindostan. Niederungen und Delta des Irawaddy sind das Reisland, das alljährlich Hunderte von Schiffen aller Gattungen mit Fracht versieht, von dem bescheidenen Küstenfahrzeug an bis zu dem mächtigen Dampfer, der seine 40 000 Sack über den Ozean trägt. An den vier breitesten Mündungen des Riesenstromes liegen die bekannten Reisplätze Moulmein, Akyab, Rangoon und Bassein. Dorthin kommen während der Zeit der Reisernte vom Januar bis zum April die indischen Reisboote unablässig den Fluß herunter; die deutschen und englischen Kaufhäuser speichern die Frucht auf und verfrachten die Schiffe, die ihrerseits Kohlen oder Salz dort abliefern. Beiläufig bemerkt, ladet der „Regulus“ 17 000 Sack Reis. Manchmal verkauft der Bremer oder Hamburger Kaufherr die Schiffsladung in eine andere Seestadt; dann kommt das Schiff nicht erst nach Hause, sondern „versegelt“ gleich an den Ort seiner neuen Bestimmung oder wird angewiesen, seine Order von einem anderen, bequem gelegenen Platze zu holen. Das geschah auch mehrmals mit dem „Regulus“; so kam ich nach Rio, Singapore, London und Rotterdam.

Eine solche Reise von Deutschland nach Birma und zurück*) nimmt je nach der Gunst oder Ungunst des Wetters neun bis elf Monate in Anspruch, der Aufenthalt im Bestimmungshafen etwa vier Wochen, auch länger, wenn man spät gekommen ist und die Regenzeit bereits störend eingesetzt hat. Wir sind gewöhnlich im November zurückgekehrt und trotz der fast fieberhaften Eile, mit der das Schiff wieder instand gesetzt und aufs neue verproviantiert wurde, selten vor dem Januar wieder fortgekommen. Ein Dampfer macht dieselbe Tour in ungefähr vier Monaten; freilich kürzt er die Reise wesentlich durch den Suezkanal und hält dann den direktesten Kurs nördlich vom Aequator. Für das Segelschiff

*) „Große Fahrt“ ist die fachmännische Bezeichnung für alle Reisen außerhalb der Binnenmeere.

würde diese Route zu kostspielig sein, denn es müßte durch den Kanal geschleppt werden; es nimmt daher Vasco de Gama's uralten Weg und geht um das Kap der Guten Hoffnung; auf diese Weise habe ich auf meinen wenigen Reisen die Linie über zwanzig Mal gekreuzt. Da das Schiff sich nach den herrschenden Winden richten muß, so macht man bei der Ausreise einen großen Bogen südlich von Afrika, an den Inseln St. Paul und Amsterdam vorbei, meistens ohne sie zu Gesicht zu bekommen, und geht dann in möglichst gerader Richtung nordwärts; auf der „Hausreise“ aber segelt man quer über den Indischen Ozean, südlich von Madagaskar und so nahe am „Kap Hoffnung“ vorüber, daß man tagelang die afrikanische Südküste vor Augen hat und ihre charakteristischen Formen mit den Angaben der Seekarte identifizieren kann.

Auf der Rückreise läuft man meistens St. Helena und Ascension an, ohne jedoch zu landen. Außer den erwähnten Küsten bekommt man monatelang kein Land zu sehen und kann auch nicht, wie mit einer Yacht, anlegen, wo es einem gefällt, im Gegenteil wird jede Viertelstunde zu Rat gehalten, jeder gute Wind ausgenutzt, denn eine möglichst schnelle Reise ist ein Ehrenpunkt für den Kapitän und jeder Tag kostet, außer der geschäftlichen Chance, die versäumt wird, Unterhalt und Heuer für die Besatzung. Diese bestand auf dem „Regulus“ außer den Offizieren, dem Kapitän und den Steuerleuten, aus neunzehn Mann: Koch, Zimmermann, Segelmacher, Steward, elf Vollmatrosen, zwei Leichtmatrosen und zwei Jungen. Die einzigen weiblichen Wesen an Bord waren die Kaße und ich und obendrein zählten wir, hieß es, überhaupt nicht mit, da wir weder zur Mannschaft gehörten, noch eigentlich Passagiere waren.

Jürgen ist noch einer jener alten, immer seltener werdenden Kapitäne, die sich nie haben entschließen können, auf einen Dampfer zu gehen. „Ich habe meinem Berufe zu große Opfer gebracht, um ihn wieder aufzugeben,“ war seine Antwort, als er gefragt wurde, weshalb er nicht, wie ihm zurzeit angeboten worden, zum Lloyd übergegangen wäre. In der Tat galt es früher unter den Seeleuten für eine Art Fahnenflucht, einen der neu auf gekommenen Dampfer, die man nicht recht für voll ansah, zu führen, anstatt ein ehrliches Segelschiff, in dem man den Kampf mit dem Element so zu sagen Brust an Brust ausficht und nicht abhängig ist von einer Maschine und deren Personal.

Jetzt ist das freilich anders, und der Zudrang zu den großen überseeischen Linien die reine Jagd nach dem Glück;

ja, es klingt fast unglaublich, wenn erzählt wird, es sei anfangs so schwer gewesen, die unteren Offiziersstellen beim Lloyd zu besetzen, daß die Leute dazu „schanghai't“*) werden mußten und noch vor wenigen Jahren in Philadelphia ein alter Seemann lebte, der diesem Geschäft, wenn auch nicht im Auftrage, so doch im Interesse der Gesellschaft obgelegen haben soll. Die Betroffenen mögen später froh genug gewesen sein, daß das Glück sie so beim Kragen faßte, mancher ältere Dampferkapitän aber erzählt noch heute mit einer Art von Entschuldigung, wie er zu seiner Stellung gekommen sei.

Als Jürgen zuerst, vor nunmehr sechzehn Jahren, auf den „Regulus“ kam, war dieser ein großes, stolzes Schiff. „Wir sind wieder das schönste Schiff im Hafen,“ pflegte er von den verschiedenen Bestimmungsplätzen aus zu schreiben. Seit indessen der Schiffsbau in geradezu riesenhaften Dimensionen arbeitet, gilt er nur eben für ein Schiff mittlerer Größe, aber gefällig, schmuck und tüchtig ist er noch immer und solider gebaut als viele größere und neuere Fahrzeuge. Mit Stolz haben wir ihn in manchem Sturm sich wehren und die schwersten Seen sicher und stetig nehmen sehen und oft hat mir Jürgen erzählt, wie einst, als beim Hinausgehen aus Kapstadt der Wind plötzlich fiel und sie in größter Gefahr vor Zusammenstoßen waren, der „Regulus“ zwischen den Schiffen durchgeglitten wäre, „als hätte er Verstand“, bis der Wind ihn wieder faßte und ihn heil und glücklich aus dem Hafen brachte.

Seine Länge beträgt 215 F. über Deck, 200 F. im Kiel, seine Breite 35 F. und die Höhe des Hauptmastes 140 F. vom Deck aus.**)

Mir freilich hätten diese trockenen Zahlen nie eine lebendige, höchstens eine Verstandesvorstellung erweckt, wenn ich nicht, wie wohl die meisten, einen ganz persönlichen Maßstab in mir trüge — das ist mein Elternhaus. Es steht an einer Böschung und hat an der Straßenseite zwei Stockwerke, nach der Wiese zu aber vier und die Höhe vom Garten aus beträgt sechzig Fuß; ebenso viel hat es in der Breite. Wollte ich mir nun die Dimensionen des „Regulus“ klar machen, so stellte ich ihn in Gedanken in unsere Dorf-

*) Betrunken gemacht und mit List oder Gewalt zu der verhängnisvollen Unterschrift gezwungen.

***) Im Schiffsverkehr wird nicht nach Metern, sondern nach Faden und Fuß, und zwar nach englischen Fuß, gerechnet. Der Faden hat 6 Fuß; der englische Fuß hat $30\frac{1}{2}$ cm. Da es sich hier nur um allgemeine Anschauungen handelt, so lasse ich die Angaben, wie sie mir gemacht worden sind.

straße, und wenn ich mir dann vergegenwärtigte, daß er die ganze Breite derselben einnehmen und vor unserem Hause, am Nachbar Barbier, dem Krämer, der Gartenwirtschaft und der Apotheke vorüber, noch vor dem Häuschen der „Tanten Senff“ stehen würde, so war mir das viel anschaulicher und imponierender, als die kahlen zweihundert Fuß. Die Masten sind für mich doppelt so hoch, wie die riesigen Pappeln, die unser Haus überragen und nur wenig niedriger als der Kirchturm uns gegenüber.

Die Masten — der „Regulus“ ist ein eisernes Vollschiff und hat deren drei, Großmast, Kreuz- und Fockmast — sind begreiflicher Weise nicht aus einem Stück; der untere Teil besteht aus einer mächtigen eisernen Röhre von etwa zehn Fuß Umfang an der Basis und fünfzig Fuß Höhe. In manchen Schiffen ist dieser Eisenteil des Großmastes zur Aufnahme von Wasser eingerichtet. Es wird von einem Schiff erzählt, daß es an Wassermangel gelitten und nur mit genauer Not den Hafen erreicht habe und als es für die nächste Reise instand gesetzt wurde, fragte der Zimmermann, ob das Wasser im Mast abgelassen werden solle? Ein verborgener Schatz, der eine so große Wohltat hätte sein können und von dem keiner der Besatzung etwas geahnt hatte.

Auf diesem unteren eisernen Teil des Mastes erheben sich noch zwei Teile aus Pitchpine, amerikanischer Fichte. Jeder der drei Masten trägt fünf mächtige Querbäume, die Rahen, an denen die Segel hängen, die drei unteren Rahen sind gleichfalls aus Eisen; die oberste, kürzeste ist noch immer vierundvierzig Fuß lang und diese ganze ungeheure Wucht ruht auf dem Schiffsboden, denn die Masten stehen frei im Schiff, mit den Seitenwänden und untereinander durch stählerne Taue verbunden und gehalten.

Wenn das ganze Schiff so ununterbrochen arbeitete, rollte und stampfte und in allen Fugen stöhnte, quiekte, krachte und knackte, ist es mir immer aufs neue wie ein Wunder erschienen, daß Menschenhände ein Bauwerk zimmern können, das zugleich so fest und so elastisch ist. Nichts ist schöner anzusehen, als ein Schiff auf offener See, das unter all seinen Segeln leicht und anmutig wie ein Schwan dahingleitet, fein wie Spitze das Tauwerk und zierlich die kleinen dreieckigen Stagsegel zwischen den Masten und vorn am Klüverbaum. Ich meinte anfangs, diese kleinen Dreiecke könnten kaum einen Unterschied machen, wurde aber bedeutet, sie seien so klein nicht, die Längsseite eines solchen Segels betrüge etwa vierzig Fuß, die des großen Klüvers gar sechzig.

Höchst selten nur sind mir wirklich gegenständliche Fragen über das Leben an Bord vorgelegt worden und die Begriffe darüber gingen weit auseinander. Die einen bildeten sich ein, ich hätte über Räume verfügt, wie in einem eleganten Dampfer und wunderten sich, daß wir keinen Arzt mit gehabt hätten! Anderen schwebte offenbar der dunkle niedrige Eingang in die Kajüte „für alles“ vor, wie man sie auf den Flußkähnen sieht. Eine kurze Beschreibung der Wohnungsverhältnisse auf dem „Regulus“ ist daher vielleicht am Platz.

Der „Raum“ des Schiffes wird bekanntlich nach oben abgeschlossen durch das große Deck. Auf diesem steht frei im Vorderschiff das „Logis“ der Leute mit der Kambüse (Küche). Das Logis enthält nur zwei lange Tische und vier Bänke (alle Möbel natürlich unbeweglich). An den Wänden ringsum befinden sich Kojen (Bettkästen), immer zwei übereinander; davor stehen die Kisten der Matrosen mit deren wenigen Habseligkeiten.

Das ist die Unterkunft der Mannschaft.

Das Hinterschiff nun hat über dem großen Deck ein zweites, das den Boden um vier Fuß erhöht; in dieses eingelassen und es um drei Fuß überragend, ist die Kajüte mit ihren Nebenräumen.

Der eigentliche Wohnraum, der „Salon“, liegt in der Mitte und ist von vorn und hinten durch je einen kleinen, weiß gestrichenen Vorplatz zugänglich, in den einige Stufen hinunterführen. Die Einrichtung ist einfach, alles Ueberflüssige von selbst ausgeschlossen und der Raum möglichst ausgenutzt. Etwa zwölf Fuß lang und sieben Fuß hoch, ist der Salon nur so breit, daß zwischen den Holzwänden und den Bänken an beiden Seiten des langen Kajütstisches ein Durchgang bleibt. Auf See sind die Seitenbretter des Tisches aufgeklappt und dieser durch eine Querleiste geteilt. Die eine Seite dient als Eßtisch, auf der andern „lebt“ man; da liegen die Bücher, die man eben liest, die Hefte und Jahrbücher zum Rechnen; da steht das „Gärtchen“ mit Tulpen und Hyazinthen, das uns bei der Abreise von lieber Hand gestiftet wurde, die Kästen mit Messern, Federn, Lupen, Zirkeln und all dem nötigen Kleinkram und — nicht zu vergessen — der Tabakskasten.

Durch ein gewölbtes Oberlicht erhält der Salon die nötige Helle. Dort ist auch die schwebende Lampe angebracht, die immer gerade hängt und oft so beängstigend schief erscheint. Ein Kompaß, der „Spion“ genannt, verrät

dem Kapitän, ob der Mann am Steuer seine Pflicht tut; daneben hängt eine verschlossene Messingbüchse und es rührte mich, wie mein Bruder, nachdem er die Aufschrift gelesen: „Remember the poor seamen“,*) still den Beutel zog und sein Scherflein hineinsteckte. Die Hinterwand nimmt das obligate rote Plüschsofa ein, auf dem stets die eben im Gebrauch befindliche Seekarte liegt, darüber hängt der Spiegel, der die Spuren von über zwanzig feuchten Dienstjahren aufweist und den Hineinblickenden nicht gerade verschönt. Rings um die Kajüte liegt eine Reihe kleinerer Kammern und eine größere, die „Proviantkammer“ mit den Kartenkisten, dem Medizinschrank, den Koffern und dem Eingang zu dem tiefer gelegenen Proviantraum. Hierauf folgen das Badezimmerchen, die Pantry (eine kleine Speise- und Geschirrkammer für den Steward), die Kammer der Steuerleute, das ganz mit Blech ausgeschlagene Ofenkammerchen, die Lotsenkammer, aus der die Koje entfernt ist und an deren Stelle auf Borten meine Siebensachen hausen, die Bücherei, Näh- und Schreibgerät und an einem Wandrechen Stiefel- und Schuhsäcke, Strumpfnetz und anderes mehr, auch befindet sich hier ein Wandschrank für die Kleider und ein Petroleumkocher, auf dem ab und zu etwas gebraut oder gewärmt wird. Dann kommt unsere eigene kleine Kammer.

Sprachrohre, Hirschfänger und sieben Gewehre, die die Wände zieren, zwei Aexte über der Koje zum Kappen der Masten und Taue in Notfällen, rufen die Vorstellung von allerhand unheimlichen Möglichkeiten wach und erinnern an die Seebenteuer, die man in der Jugend zu lesen pflegt. Die Koje ist mit Kopf- und Fußende fest in die Seitenwand gefügt; sie läßt sich durch Herausziehen verbreitern und ist vorn mit zwei Pfosten versehen, zum Anklammern und Gegenstemmen fast unentbehrlich. Außerdem enthält die Kammer noch ein Sofa, einen Sekretär, Jürgens eigene alte Seekiste, den Waschtisch, einen Wandschrank, die Kommode mit den Chronometern — ich habe nie begriffen, wie man dieses alles in einen so kleinen Raum hat hineinbekommen können.

Hiermit wäre denn das corps de logis erschöpft. Und doch haben wir uns nirgends so wohl befunden als dort und auch im Hafen den Aufenthalt an Bord dem an Land weit vorgezogen. Jürgen vollends war nur zufrieden, wenn er das Schiff in Sicht hatte und suchte wenigstens immer in erreichbarer Nähe zu bleiben.

*) „Gedenke der armen Seeleute.“

Das war einer der Hauptunterschiede zwischen uns und anderen Reisenden. Kommt der Dampfer in den Hafen, so eilen die Passagiere an Land und stürmen die Sehenswürdigkeiten in erprobter Reihenfolge; bei uns spielten diese keine Rolle. Am Anfang und Ende des Aufenthaltes ist der Kapitän ohnehin mit Geschäften überhäuft, auch wenn nichts Besonderes vorliegt, ist doch gewohnheitsmäßig der erste Gang des Tages meist zum Shipchandler oder in das Kontor, an das er adressiert ist.

Mir hat es immer Vergnügen gemacht, ihn auf seinen Geschäftsgängen zu begleiten und auf diese Art mehr vom Handel und Wandel, Land und Leuten zu sehen, als eine Dame sonst zu Gesicht bekommt, wogegen mir freilich vieles von dem entgangen ist, was andere mit Recht für unerlässlich halten.

Doch zurück zum „Regulus“.

Ich darf als bekannt voraussetzen, daß die Mannschaft in zwei Wachen, unter je einem Steuermann, geteilt ist, die sich alle vier Stunden in Arbeit und Schlafen abwechseln. „Koje de Wacht!“ ist das Kommando, das die einen ablöst und die andern aufruft, nur Koch und Steward brauchen nicht Wache zu gehen, müssen aber dafür schon um vier Uhr heraus, um den ersten Kaffee zu kochen. Der Kapitän allein hat das Leben bequem — so lange das Wetter gut und alles im Gleis ist. Bei bedrohlichem Wetter indessen und in gefährlichen Gegenden, z. B. im Kanal, teilt der Kapitän die Wache des zweiten Steuermanns oder ist auch wohl die ganze Zeit oben. Manches Mal habe ich unten in der Koje gelegen, während Jürgen auf Deck war und nach jeder See, die krachend und donnernd über das Schiff brach, zitternd in atemloser Angst gelauscht, bis ich durch das Getöse seine Stimme wieder hörte.

Seeleute altern früh; Sorge, körperliche und seelische Erregung, die Schwere der Verantwortung für alle die Menschenleben und das anvertraute große Gut, drängen sich in kurze, aufreibende Zeiten zusammen und nehmen im Verein mit dem beständigen Klimawechsel die Konstitution mit. Ich habe jederzeit das Alter eines Seemannes überschätzt; jetzt gebe ich ihm immer zehn Jahre weniger als er zu haben scheint, und manchmal ist auch das noch zu hoch gegriffen.

Nun haben auch wir unsere Fahrzeit abgeschlossen und die freien Wandertage sind auf immer vorbei. Man ertrug die unvermeidlichen Entbehrungen zuletzt nicht mehr so leicht wie sonst, und immer stärker regte sich die Sehnsucht nach einer geordneteren Häuslichkeit, nach den Seinen, nach

dem Fleckchen Heimaterde, das einem ans Herz gewachsen ist. Aber das wußten wir beide wohl und sagten es einander voraus: mitten im Getriebe des Tages, in den verzweigten Anforderungen des Lebens an Land würden wir an den „Regulus“ zurückdenken, wie an ein verlorenes Paradies, an einen Hafen des Friedens und stillen Glücks.

Wie herrlich, wenn er so lustig dahinschoß im frischen Passat durch die blaue Weite, daß ihm der Schaum um den Bug flog und Scharen fliegender Fische vor ihm aufstoben, oder wie er in kälteren Breiten mit den grauen schwellenden Hügeln stieg und sank, während die Albatrosse mit kaum bewegtem Flügel ihre Kreise zogen — oder wie in stürmischen Nächten die breiten phosphoreszierenden Kämme gespenstig aus dem Dunkel tauchten in endloser Folge, bis einem auf der kleinen schwankenden Scholle das Grauen überkam vor der ungeheuren wilden Macht rings umher, und wie zwischen schwarzen Wolkenballen die südlichen Sterne flimmerten und das Kreuz uns zu Häupten stand.

O glückselige Zeit, da wir zuerst mit einander hinaus-zogen in die weite Welt, das Erstrebte erreicht, das Sehnen und Hoffen, der Traum des Lebens erfüllt!

Wenn nun der Herbstwind die Bäume rüttelt und die Flocken vor dem Fenster tanzen, bei häuslicher Beschäftigung oder in stiller Dämmerstunde, steht uns oft plötzlich ein Bild aus alten Tagen vor der Seele: die große Pagode im Morgenglanze tropischen Sonnenlichts, die dunklen geschmeidigen Gestalten der Inder in ihrem phantastischen Fuß, eine Strandszene von Singapore, die Riesenpyramide des Krakatau aus den Fluten ragend, oder eine Allee von Königspalmen in Rio — und im Hintergrunde immer das Meer, das weite, blaue, unendliche Meer.

Das wird noch in unseren Träumen rauschen, wenn alles andere verblaßt; dann pfeift nochmals der Wind durch das Takelwerk, das Schiff schüttert vom Stoße des Ruders, von fern tönt der Takruf der Matrosen, der frische Seewind weht uns wieder um die Stirn und draußen singt donnernd und schäumend die See ihr ewiges Lied oder es plätschert leise murmelnd und glucksend am Kiel.

Erste Fahrt.

Geestemünde – Cardiff.

1. Oktober — 9. November.

Denn nichts hält der Phäaken Geschlecht auf Köder und Bogen
Aber Mast und Ruder und gleich hinschwebende Schiffe
Lieben sie, freudigen Muts grauschimmerndes Meer zu durchsegeln.
Homer.

Der „Regulus“ ist wieder nach Rangoon bestimmt und soll zunächst in England Kohlen laden. Bis dorthin ist mir gestattet, die Reise mitzumachen. Sie nimmt mit dem Segelschiff durchschnittlich etwa zehn Tage in Anspruch, indessen zählt der Aufenthalt daselbst doch auch noch mit und schiebt die unvermeidliche Trennung immerhin um einige Wochen hinaus.

So umfriedigt pflegt eine Dame aufzuwachsen, daß sie das wirkliche Leben, Handel und Wandel meist nur aus Büchern oder von Hörensagen kennt, und nun darf ich zum erstenmal mit eigenen Augen etwas von der Poesie des Welthandels erblicken, ein wenig, sozusagen hinter die Kulissen gucken und einiges von dem Räderwerk seiner vielen Zwischenstufen ineinander greifen sehen.

Da ist zuerst der ungeahnte Umfang der Zurüstungen vor der Abfahrt, mit den immer steigenden Anforderungen der letzten Tage. Vieles muß naturgemäß bis zuletzt bleiben, und was vergessen oder versäumt ist, läßt sich nicht nachholen. Es ist ein „Treiben“ in jedem Sinn, denn tritt der gute Wind ein, so soll er unverzüglich benutzt werden, und Handwerker und Lieferanten haben es ihrerseits bei weitem so eilig nicht.

Zunächst hat das Schiff Ballast, Sand und Steine, einzunehmen. Der arme Ballastlieferant tut mir leid, so sitzt ihm der Kapitän auf dem Nacken, auch versteckt er sich offenbar, wenn einer der heilig versprochenen Kähne zu

lange ausbleibt und läßt sich weder zu Hause finden, noch an einem der Orte sehen, „wo man ein paar andere trifft“. Dagegen habe ich die Freude eines längeren Besuchs, während der Kapitän, die Papiere in der bekannten Messingkapsel, in Bremen die Konnossemente zeichnet.

Natürlich biete ich dem geplagten alten Herrn die ortsübliche Höflichkeit einer Zigarre, indem ich die Hoffnung ausspreche, eine gute Sorte ergriffen zu haben, worauf er mir anvertraut, die Zigarre wäre ihm in seinen geschäftlichen Beziehungen ein unschätzbare Fingerzeig. Auf ein schlechtes Kraut hin gäbe er sich keine Mühe, da wäre doch nichts zu holen, „aber wer mir eine gute gibt, der hält auf mir, da ist etwas zu machen, da lasse ich nicht locker“.

So verstreicht die Zeit, ohne Rast, ohne Ruh. Die Mannschaft kommt an Bord; es scheint solch ein kleines Häufchen, wie sie so in ihren Sonntagskleidern mittschiffs zusammenstehen; in weißer Mütze und Schürze, mit pechschwarzem Bart, hebt sich der Koch von den übrigen ab; der Segelmacher, ein kleiner Kerl mit scharfem Vogelgesicht, der schon mit dem Schiff gefahren hat, begrüßt den Kapitän in breitem Danziger Platt und klagt, daß er nach zweijähriger Abwesenheit kaum einen Monat bei seiner Familie hätte sein können. Auf meine Frage nach seinen Kindern, erzählt er von drei Töchtern, zwölf, acht und fünf Jahre alt, „je nach meinen Reisen“; die Kleinste besonders ist eine „dralle Marjell, ganz vierkant“. Nun werden die letzten Rechnungen eingetrieben unter der Drohung, sie unbeglichen zu lassen, das letzte Fleisch und Gemüse kommt, der Bäcker schickt die Waggonladung Brot, das in eisernen, mit Sprit ausgesprengten Tanks verstaut wird, vom Shipchandler wird die letzte Sendung gebracht, darunter zwei „Politiküsse“, — Löffel, — ein „Muck“, — Kelle, eine Rattenfalle, die alles Dagewesene in diesem Gebiete übertreffen soll, nur — muß immer eine Ratte darin sein, „so stark ist der Geselligkeitstrieb dieser Tiere“! — endlich hat der lebenswürdige Prokurist noch eine Flasche Eierpunsch hinzugefügt, mit seinen Empfehlungen „für die Frau Kapitän, gegen die Seekrankheit“.

Ist das nun alles? — Himmel, die Wäsche! Man läßt der Wäscherin sagen, sie müsse sie, lebend oder tot, noch heute liefern — sie bringt sie, zum Glück lebend, und seinerseits erscheint pünktlich Herr Ehrlich selbst mit den beiden Chronometern, die er sorgsam in ihre gefütterten Kästen stellt.

Zu allerletzt fehlte noch die Katze, die der Stauer zu besorgen übernommen hatte. Eine Katze an Bord ist nicht allein auf's innigste zu wünschen, sondern auch Vorschrift, — auch diese wird noch in einem Sacke angebracht und eingeschlossen, damit sie nicht wieder entschlüpft, und nun endlich, am Abend, findet der gehetzte Kapitän die nötige Muße, sich an die letzten Rechnungsabschlüsse und Briefe zu setzen. Auf Nachtruhe ist ohnehin nicht zu rechnen, denn von Zeit zu Zeit muß doch nach dem Wetter gesehen werden, auch glaubt man kaum eingeschlafen zu sein, als die erregte Stimme des Steuermanns zur Kammer hinein meldet, daß der Lotse an Bord ist und der Dampfer, der das Schiff aus dem Hafen bringen soll, eben längsseit kommt. Es ist noch stockdunkel, nur das elektrische Licht der Hafenlaterne fällt durch die kleinen Scheiben. Bald hört man das Takttsingen der Matrosen, die die Leinen einholen, die Pfeife des kleinen Dampfers, die laute Stimme des kommandierenden Lotsen, das Auf- und Ablaufen und antwortende: „Ay! ay!“ der Leute; man passiert die Schleuse, man ist unterwegs. O welche Wohltat, nun ruhig im warmen Bett zu bleiben! Welches Glück, nicht, wie voriges Mal, allein und verlassen hinaus zu müssen in den kalten dunklen Morgen, es nicht ansehen zu müssen, wie das stattliche Schiff unaufhaltsam davonzieht und gleich einem Phantom im Herbstnebel verschwimmt! Die Qual solcher Augenblicke brennt sich einem unauslöschlich in die Seele. — „Ob ich noch einen letzten Blick auf Bremerhaven werfen wolle?“ fragt Jürgen. Das will ich denn doch nicht versäumen, springe auf und sehe durch die Luke. Da liegt es im ersten Tagesgrauen mit seinen Türmen und Masten und noch mit all seinen nächtlichen Feuern. Der Hafenslotse hat schon dem Weserlotsen Platz gemacht, ein kleiner untersetzter Mann, dessen trüber Ausdruck und Wortkargheit gar nicht in das rote joviale Gesicht zu passen scheint. Jürgen erfährt denn auch bald, was ihn drückt. In Abwesenheit seines Schwiegersohnes, der auch Kapitän ist, wohnt die Tochter mit drei kleinen Kindern wieder bei ihnen, den Eltern. Zwei von den Kindern waren eben an Diphtherie gestorben, und er fürchtete, auch das Kleinste nicht mehr am Leben zu finden. Wie oft habe ich an diese Leute zurückgedacht und gehofft, daß ihnen dieses Kind erhalten geblieben sein möchte.

Langsam verliert man das niedrige Weserufer aus den Augen, Baken und Bojen bezeichnen den Weg, bis der starke kurze Wellenschlag des Meeres einsetzt und von weitem der Lotsenkutter auftaucht, von dem man das Boot, das den

Lotsen holen soll, abstoßen und wie eine Nußschale auf den Wellen tanzen sieht. In Eile werden die letzten Grüße in die Heimat geschlossen, die der Lotse in die Brusttasche schiebt. Der Kapitän gibt einen Befehl. „Nicht doch, Kapitän, es geht ganz gut!“ — „O, bitte, das macht ja gar nichts!“ — Ich begreife nicht, worauf sich diese Artigkeiten beziehen und sehe dann mit Ueberraschung zum ersten Mal, wie das Schiff durch Umstellen der Segel zum Stillstand gebracht wird. Der Lotse schwingt sich über die Brüstung, steigt die Schiffsleiter hinunter und läßt sich in das eben steigende Boot gleiten, sein Oelsack wird ihm nachgelassen, noch ein Hüteschwenken und die letzte Verbindung mit dem Lande ist gelöst.

Bis Mittag ging alles gut; ich aß mit Appetit, mußte dann aber dem Neptun einen Tribut darbringen. Seitdem legte ich mich nach jeder Mahlzeit eine Weile hin und habe keine Unbequemlichkeit wieder gespürt. Wirklich krank bin ich nicht gewesen, und weiß nichts von dem so oft beschriebenen jämmerlichen Zustand, in dem Mütter etwas vom Tisch fallen hören und apathisch fragen: „War das Fritzchen?“ — So zogen wir guten Muts mit frischer Brise unsere Straße, doch mit des Geschickes Mächten ist bekanntlich kein Bund zu flechten, geschweige denn mit dem Winde, der auch bald nach West umsprang und uns die Einfahrt in den Kanal hartnäckig verweigerte.

Am 8. Oktober hatten wir Bremerhaven verlassen und am 18. sind wir nach beständigem Auf- und Abkreuzen nochmals auf der Breite von Newcastle. Je länger wir so umhergetrieben werden, je ängstlicher wird die Fahrt, denn dem Kanal zu sammeln sich in weitem Umkreis Fahrzeuge aller Art und immer wieder kommen wir über die Gründe, auf denen Hunderte von Fischerbooten, denen man ausweichen muß, vor ihren Netzen liegen. Nachts sieht man manchmal von allen Seiten ihre warnenden Lichter. Solch ein Netz ist ein Kapital, und es muß eine schwere, lange Arbeit sein, es auszulegen. Wie groß diese Netze sind, sieht man an den unglaublich weit abliegenden Bojen, die ihre Richtung und Endpunkte bezeichnen.

Es hat mich oft ergriffen, mitten in der erregten See solch ein einsames Boot mit niedergelegtem Mast wie einen Kork auf den wogenden Wassern steigen und dann wieder so tief sinken zu sehen, daß es manchmal schien, als gingen die Wellen darüber hin. So breit und ungefüge und doch so seetüchtig dabei, müssen, denke ich, die Fahrzeuge gewesen

sein, in denen vor Alters Normannen und Skandinavier eben diese See befuhren; wie manches uralte Gewaffen und goldene Schmuckstück mag hier noch auf dem Meeresgrunde liegen.

Niemand geh' zur blauen
Ran mit leerer Hand“,

sagt Frithjof.

Einmal wurde mir Besuch gemeldet; eine Menge Sperlinge waren an Bord geflogen, blieben aber nicht lange. Ich fand einen toten Finken und sah einen ganz zerzausten Star ankommen. Jürgen hielt ihm den Schnabel in den Trinknapf des Hundes und setzte ihn in die Lotsenkammer, wo er übernachtete und auch einige Schwaben und Fliegen fing; später sah ich ihn plötzlich die Flügel breiten und im Südwest davon fliegen. Im vorigen Jahre war ihnen eine Schnepfe zugeflogen, erzählte Jürgen, die ganz zahm wurde und ihnen die Schaben aus der Hand fraß, während die Schnepfe doch sonst ein scheuer Vogel ist. Sie hatten sie wochenlang, bis sie eines Tages durch einen Raubvogel geholt wurde.

Wir bekamen nun sehr schweres Wetter, und da wir uns in der Nähe des Kanals befanden, machte Jürgen Kehrt und ging wieder in die Nordsee hinauf. Gegen Abend wurde der Sturm sehr heftig. Stundenlang lag ich auf der Bank, nach beiden Seiten angestemmt, dann, da ich doch nicht aufsitzen konnte, ging ich zu Bett, mußte mich aber an den Pfosten klammern, um nicht aus der Koje geschleudert zu werden. An Schlaf war nicht zu denken bei dem Lärm und Gerassel rings umher. In der Badestube schien eine wildgewordene Scheuerfrau zu hausen, so schrapte der Rest des abgelassenen Bades in der Wanne, alle Bürsten und Bretter sekundierten; was in der Lotsenkammer stieß und flog, ahnte man nicht, denn alles übertäubte das Knattern und Kleingewehrfeuer in der Pantry, wo Steingut, Blechzeug, Flaschen, alles, mit einem Wort, was nicht niet- und nagelfest war, aufeinander prasselte; man konnte nicht treten, so schwamm es darin. Der ärgste Höllenbreughel aber war in unserer Kammer. Vier Pulsschläge zählte ich zwischen jeder Schwankung, das macht bei meinem phlegmatischen Blut zwanzig in der Minute. Ebenso oft rasselte das große Emaille-Waschbecken wie eine Pauke unter dem Sofa hin und her, rollte der Zinneimer mit klapperndem Deckel auf und nieder; der Kasten unter dem Bett war locker und enthielt Flaschen. Bei jeder Senkung „entrollte

mit Donneregepolter der tückische Marmor“, um vier Sekunden darauf mit gleicher Wucht zurückzuschurren. Gegen Morgen kam Jürgen und legte sich, um gleich bei der Hand zu sein, unausgekleidet nieder; nach einer Stunde etwa wacht er auf. „Dauert der Radau schon lange?“ — „Ja“, sagte ich, froh der endlichen Abhilfe, „schon die ganze Nacht.“ — „Oh!“ sagt er erstaunt, dreht sich um und — schläft weiter.

Nach jedem Guß, nach jeder Pause hoffte man, der Wind würde herumgehen, aber umsonst.

21. Oktober. Der arme Hund ist tot; es war ein häßliches junges Tier mit langen Beinen und dicken Füßen, das von Gehorchen keine Ahnung hatte, immer hinter uns herlief und beharrlich dachte, wir wollten mit ihm spielen. Vor einigen Tagen bekam er Blutdurchfall und als eine Dosis Opium, die ihm der Steward in den Hals schob — „da hast du was Feines!“ —, nicht half, so war er am nächsten Morgen verschwunden. Trotzdem hatten wir Konzert. Die Leute hatten schwere Arbeit gehabt und Jürgen ließ ihnen Branntwein geben, den sie sonst nicht bekommen. Statt zu schlafen, machten sie nun Musik; Harmonika, Triangel, Trompete und eine selbstkonstruierte Pauke vollführten einen wahren Jahrmarktslärm.

23. Oktober. Heute sind wir vierzehn Tage in See und noch läßt sich kein Ende absehen. Für mich persönlich wäre das ja ein besonderer Glücksfall, indessen muß ich doch etwas Sympathie für Jürgen aufbringen, der mehr und mehr die Hoffnung auf eine schnelle glatte Reise schwinden sieht, und immer bedrückt auch mich die Vorstellung, mit wie banger Sorge das Ausbleiben des Schiffes und das böse Wetter im Kanal die Unseren daheim erfüllen muß.

Eben ziehen die Matrosen unter „A — ho! — hä — hä! — hoho — ho! — äh — i!“ die Segel wieder auf. Seit ich das bei so schwerem Wetter ganz nahe hörte, habe ich immer dabei den Eindruck der Anstrengung, die den Ruf manchmal in heiseren Aufschrei verwandelt; wenn aber das Großmarssegel aufgezogen wird und der Segelmacher vorsingt, so schrecklich falsch und mit unerschütterlichem Ernst, daß die Jungen sich kaum vor Lachen halten können, ist es unwiderstehlich komisch. „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ und den „Jungfernkranz“ hätte ich freilich so nicht zu hören erwartet.

Der „Jungfernkranz“ soll übrigens bei der Marine eine besondere Bedeutung haben. Macht sich einer der Leute den

ändern unleidlich oder läßt sich allerhand zu Schulden kommen, das sich zur offiziellen Anzeige nicht eignet, kleine Diebereien u. dergl., so wird die Gelegenheit wahrgenommen, wo kein Vorgesetzter in der Nähe ist, ein Kreis um den Delinquenten geschlossen und ihm unter kräftiger Absingung von „Wir winden dir“ das Zuggedachte verabfolgt. Die Offiziere, die von weitem hören, daß sich irgendwo der Jungfernkranz abspielt, bleiben dem Tatort weislich fern. Mit Rührung hörte ich auch einmal beim Drehen des Gangspills das wohlbekannte:

„O jerum! jerum! jerum!
O quae mutatio rerum.“

Als ich aber näher kam, lauteten die Worte etwas anders:

„Ich bin wie der verlo—o—or’ne Sohn,
Mein Geld hab ich verju—u—ubelt schon.
Ade! ade! ade! schrumm! schrumm!
Ich glaub, ich hab’s Delirium!“

Besonders die letzte Zeile, langsam, mit Nachdruck, im tiefsten Baß gesungen, ist von überraschender Wirkung.

Das Barometer ging heute auf, bereute aber gleich wieder die gute Regung und fiel.

Es sammeln sich auf’s neue eine Menge Schiffe; ein großes zeigt seine Flagge, die „Elisabeth“ aus Bremen. Es ging so nah hinter uns vorbei, daß wir einen Hund bellen hörten; der Kapitän winkte mit der Mütze und wir grüßten wieder.

Ein Dampfer kam uns entgegen und war schon ganz nah, als der Steuermann gerade noch zur Zeit bemerkte, daß er drei Bälle heißte, und den Anker fallen ließ, also plötzlich manövrierunfähig geworden war; er mußte die Welle gebrochen, ein Fischernetz sich in seine Schraube verwickelt oder sonst einen Unfall gehabt haben.

Heute Nacht wurden wir geweckt, der Wind ginge nach Ost; sobald aber ein Segel mehr beigelegt war, glitt er schleunigst wieder zurück. Ebenso ging es Nachmittags; kaum war das Großsegel auf, als es anfang, so zu wehen, daß von beiden Seiten ein blaugrünes Wehr vorbrach und der Schaum bis zu den Rahen aufflog. Der „Regulus“ galoppierte förmlich. Jetzt hat es sich etwas beruhigt, aber auf wie lange?

Vorhin kam ein kleiner Star, der sich ganz erschöpft in eine Ecke duckte und sich nicht einmal rührte, als Jürgen über ihn fortschritt; ich ging gar nicht in seine Nähe, um

das arme Tier nicht zu beunruhigen, die kleine schwarze Katze aber schlich auf ihn zu, er flog nicht auf und einen Augenblick später rollte sein Köpfchen über das Deck.

Was nun das Essen anbelangt, diesen Hauptfaktor menschlichen Wohlbefindens, so macht der Koch seine Sache recht gut und wir haben Abwechslung genug mit Hilfe von Konserven, Cakes, kondensierter Milch usw. Morgens um halb acht ist erstes Frühstück mit Schinken und Weißbrot, das der Koch zweimal wöchentlich vortrefflich bäckt. Später halten die Herren Leib und Seele durch ein Glas Grog zusammen, ich bekomme zu diesem Zweck Rotwein mit heißem Wasser und Zucker. Um zwölf Uhr, nachdem die Höhe genommen ist, Mittagbrot, wie auf allen Schiffen, mit Ausnahme der feinen Passagierdampfer. Beiläufig bemerkt, sind die Seeleute die einzigen, die wirklich nach der Sonne um zwölf Uhr Mittag machen, während die übrige Menschheit sich mit der konventionellen Uhrzeit begnügen muß, geschweige denn der Reisende zu Lande, der sich bei der jetzigen Einheitszeit im Westen des Vaterlandes volle dreiviertel Stunden zu früh an die Tafel setzt, an unserer Ostgrenze dagegen sich um ebensoviel länger zu gedulden hat.

Um halb acht gibt es warmes Abendbrot mit Tee, den man im Henkelbecher, „Kroß“, bekommt.

Bei Tische geht es behaglich zu; in den beiden Steuerleuten haben wir liebenswürdige Gefährten, eine große Annehmlichkeit, wo so wenige Menschen ganz auf einander angewiesen sind. Wie überall Studien- und Dienstzeit, so ist auch hier die Schifferschule und das Jahr auf der Marine ein nie versiegender Gesprächsstoff, und das Examen spielt seine Rolle, wobei hauptsächlich die alten Kapitäne erhalten müssen, die hinzugezogen werden, um der praktischen Seite Rechnung zu tragen.

Da kommt denn manchmal Ergötzliches zu Tage; so fragte einer dieser alten Seehelden den Prüfling: „Wat makst du toerst, wenn du an Bord kommst?“ Er wünschte zu hören, daß der Steuermann sich vor allem über die Beschaffenheit der Pumpen unterrichten müsse, bekam aber auf seine „praktische Frage“ die unerwartet praktische Antwort: „Wenn ik noch Geld hew, sett ik min Kist in die Kamer und gah wedder an Land.“

Hierher gehört auch eine der vielen Geschichten, die der bekannte Navigationslehrer Breusing in Bremen zu erzählen pflegte. Er hatte die Anschaffung einiger Instrumente zur Erläuterung der Lokalattraktion beantragt und der Senat befragte einen alten Kapitän als Sachverständigen

um seine Ansicht. Mit Würde erklärte der alte Herr: „Ich habe vierzig Jahre die See bedient, aber von Lokalattrak- schon habe ich mein Lebtage nie nichts gehört!“

Ein anderes Mal sprachen wir über den Dichter und Maler Fitger, von dem die Fresken in der Bremer Börse her- rühren. „Besonders schön“, sagte der erste Steuermann, Herr Pauly, „wäre das eine der Bilder: „Neptun, ein Schiff einbringend.“ Das Schiff läge sehr natürlich über den einen Bug, das Großmarssegel wäre schon herunter und man sähe, wie sie eben im Begriff wären, die Fock aufzugeien — eine nautische Würdigung, mit der der Maler wohl zufrieden sein würde und die mich an Onkel Bräsigs berühmte Kritik des Pferdes auf dem Denkmal des alten Fritzen erinnerte.

Immer wieder überrascht mich die Menge der englischen Bezeichnungen und Kommandos. Jürgen meint, es seien viele davon nicht eigentlich englisch, vielmehr stammten sie wohl noch aus den Zeiten, wo die Umwohner der Nord- see eine Sprache hatten und wenn man jetzt zu energisch verdeutschte, liefe man Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten und als fremd auszumerzen, was unserem ur- eigensten Boden entsprossen sei. Ein Beispiel solch einer falschen Verdeutschung ist die Bezeichnung „Pferde“, die die Marine für „Perde“ angenommen hat. Perde oder Per- ten sind Taue, die schlaff unter den Rahen hinlaufen, um bei den Arbeiten an der Rah als Stützpunkt zu dienen. Das Wort ist niedersächsisch, kommt von petten oder perren, treten, hat also mit Pferden nichts zu tun.

In allem, was die Schifffahrt betrifft, kann man mit Aenderungen gewiß nicht langsam genug vorgehen, denn nirgends kann eine solche verhängnisvoller werden, schiene sie auch noch so verständig oder geringfügig.

So z. B. bedeutete eine Zeitlang auf der Marine das Kommando: „Steuerbord“ und „Backbord“ das Gegenteil von denselben Befehlen auf der Handelsflotte. Diese Unzu- trüglichkeit ist nun durch „links“ und „rechts“ auszugleichen gesucht und dadurch noch ein drittes geschaffen. Die meisten und vorzüglichsten unserer Seeleute aber kommen von unsern Küstenstrichen, wo seit Jahrhunderten der Vater den Sohn von klein auf mit ins Boot nimmt, wie ich selbst einen kaum dreijährigen Schelm auf offener See in einem Fischerfahrzeug sitzen sah, in einem kleinen, aber sichtlich auf Zuwachs berechneten Oelanzug, den Südwestler auf dem Flachkopf und die väterliche Tabakspfeife im Munde. So wächst der Junge in Seemannsart und -brauch hinein, ohne zu wissen, wie. Da das Boot mit der Pinne regiert wird,

so hat er in der Tat nach steuerbord zu drehen, wenn er nach links will und umgekehrt, und daß es so sein müsse, geht ihm in Fleisch und Blut über. Nun kommt er auf die Marine und mit Not und Mühe wird ihm dort das Gegenteil beigebracht; kehrt er dann auf ein Kauffahrteischiff zurück, so fährt ihn wieder Kapitän oder Steuermann an und verbittet sich die neue Mode.

Für gewöhnlich kommt es nicht sehr darauf an, aber nun nehme man einen Augenblick der Gefahr, wo alles von schneller und sicherer Ausführung des Kommandos abhängt; so entgingen wir einmal nur durch fast mit dem Kommando gleichzeitige Drehung des Rades dem Unglück, ein großes Fischerfahrzeug zu übersegeln, — eine Sekunde des Zögerns, und es wäre verloren gewesen.

Die erste seefahrende Nation der Welt ist nicht umsonst die konservativste.

23. Oktober. Heute früh kam uns ein holländisches Fischerboot ganz nahe. Im Rahmen des Fensterchens sah es genau aus wie ein „Bild auf der Ausstellung“, mit seinen goldbraunen Segeln im Strahl der Morgensonne, der blau und roten Wäsche, die lustig im Winde flatterte, den charakteristischen Gestalten und wetterharten Zügen der Leute, zwischen denen, etwas erhöht, der Schiffer stand und lachenden Gesichts zwei große silberglänzende Fische in die Höhe hielt.

24. Oktober. Herrlich windstillter Tag mit blauerster See; eine ganze Flottille von Fischerbooten mit weißen und braunen Segeln; ich zähle hundertsechszwanzig auf einmal; dazwischen größere Schiffe und ein Viermaster, der aussieht, wie der „Peter Rickmers“, der mit uns im Dock lag und vor uns hinausging. Der Steuermann glaubt, einen hellen Fleck vor dem Bug zu erkennen, der wohl die weiße Figur des Herrn Peter sein könnte.

Abends milde Luft mit Wasserverneinung, wie Goethe sagen würde; die Segel waren alle auf, um zu trocknen, das Meer grau-blau-lila, glatt wie ein Spiegel und der mächtige „Peter Rickmers“, der auch all sein Zeug lüftete, schwamm gegen den dämmernden Himmel wie ein weißes Abendwölkchen.

Sonntag, 25. Oktober. Nordostwind! Der „Regulus“ peitscht durch die milchig-grüne Flut, daß der Schaum fliegt; es ist fast zu viel des Guten für die beängstigende Gegend, der wir zueilen. Nach Tisch hatten wir uns eben etwas hingelegt, als der Steuermann das Feuerschiff meldete; ich kam gerade noch zur Zeit, um das rote Schiff mit der weißen

Aufschrift „Outer Gabbard“ an uns vorbeifliegen zu sehen. Bald darauf hörten wir die Heultonnen, die beim Schwanken greuliche Töne ausstößt. Nun das zweite Feuerschiff „Gal-
loper“, das seinen Namen mit Recht trug, dann brach die Dunkelheit herein und es begann der aufregendste Teil der Reise, die Einfahrt in den Kanal.

Jürgen und beide Steuerleute blieben an Deck, ich stand im Windschutz gegen die Kajütstür gestemmt, der Steward war ebenfalls oben, auch den Leuten merkte man die Spannung an. Zu beiden Seiten kochte die See, im Schaum trieben phosphoreszierende Flocken. Sobald der Mann auf dem Ausguck an die Glocke schlug, um ein Feuer oder Fahrzeug zu melden, einmal für rechts, zweimal für links, dreimal für vorauf, wandte man sich nach der betreffenden Seite und der Nachtgucker ging von Hand zu Hand. Da tauchten nun, eins nach dem anderen, die farbigen Lichter und verschiedenen Blinkfeuer auf, da kamen uns Dampfer entgegen, überholten wir Schiffe. Eine helle Stelle — das war eine ferne Stadt, zwei große, hochgelegene elektrische Lichter, die Forelandfeuer, — dann Dover, eine helle Linie, die sich durch das Glas in Reihen glänzender Punkte auflöste, aufsteigende Straßen, der höher liegende Platz vor dem Schloß deutlich in punktiertem Umriß.

Auf der französischen Seite erschien das große Feuer von Calais, das stundenlang in Sicht blieb, das weiß und rote Blinkfeuer von Griznez, dann wieder rechts die Lichtreihen von Folkestone, wo eben Hunderte von Menschen warm und behaglich um ihren Tee- oder Mittagstisch saßen, — nun das rote Licht der Varne, der gefürchteten Sandbank und endlich das große Licht mit dem kleinen Funkenfeuer von Dungeness, wo Jürgen als Steuermann vor Jahren mit der „Estafette“ auf Grund kam und die Mannschaft erst am Morgen, nach einer schlimmen Nacht auf dem zertrümmerten, halb überfluteten Schiffe, gerettet werden konnte.

Als wir auch dort glücklich vorüber waren, atmeten wir auf und ich ging zur Koje.

27. Oktober. Atlantischer Ozean. Jürgen kam erst gegen acht Uhr zu Bett und ich blieb mit Kopfschmerz liegen, raffte mich aber nach Tische auf, um die englische Küste anzusehen. Wir waren gegenüber Start Point, einem felsigen Vorgebirge, darüber bewaldete und bebaute Hügelwellen, etwas im Nebel leider, doch nah genug, um die Wege zwischen den Feldern zu unterscheiden. Ein schönes Vollschiß glitt unter all seinen Segeln vorüber, eine Menge Fischerboote machten das Fahren ängstlich, sahen aber wunderhübsch aus. „Es ist noch

gar nicht lange her“, sagt Jürgen, „seit die Schiffe alle rechts eine grüne, links eine rote Laterne führen müssen.“ Es ist dies auch eines der vielen Eier des Kolumbus, denn auf diese Weise sieht man auf den ersten Blick, ob der Herr Nachbar kommt oder geht und vor allen Dingen, wie er zu vermeiden ist.

„Green to green and red to red,
Perfect safety, go ahead!“*)

Wie einen leichten Strich sah man noch den Leuchtturm von Eddystone durch den Nebel, auch den Stumpf des abgetragenen und den Höhenzug dahinter. Während ich dann mein Kopfweh verschlief, jagten wir mit tüchtigem Nordost außen um die Scilly-Inseln, traurigen Andenkens, da Jürgen es nicht geraten fand, zwischen ihnen und dem Festlande durchzugehen, nachts und bei so hartem Wind.

So sind wir also in sechsunddreißig Stunden mitten aus der Nordsee durch den Kanal gestürmt, nun aber verkehrt sich der gute Wind, der uns so wacker vorwärts gebracht hat, in sein Gegenteil und versperrt uns wieder die Einfahrt in den Kanal von Bristol. Jürgen und der Steuermann jammern um die Wette, daß ihnen der schöne Ost so ungenüßt über den Köpfen fortweht, den sie nachher zum Hinausgehen so nötig brauchen. Leider zeigt mir der Ozean ebenso wie die Nordsee ein unfreundliches Gesicht; der „Regulus“ stampft und schlingert, Schiffe sind nicht mehr zu sehen, und die Sonne kam nicht heraus. Ein paar Möven leisten uns Gesellschaft und einige schwarze Vögel mit spitzen Schwänzen; wir füttern sie mit Speck und sie kommen ganz nahe.

Mit unserer Wäsche geht es auch bald zu Ende, dann wird der Steward waschen müssen. Zuerst gedachte ich allerhand selbst zu tun, aber das verbietet sich schnell, wenn man sich kaum auf den Füßen halten kann, und ich mußte mich bald damit vertraut machen, auch in unserer Kammer ein männliches Faktotum hantieren zu sehen. Die Geschicklichkeit, mit der er beim ärgsten Schaukeln aufträgt und einem im gegebenen Augenblick den Korb in die Hand schiebt, bewundere ich immer aufs neue.

Manchmal ist es geradezu eine Kunst, auf dem schrägen Deck zu gehen, doch gewöhnt man sich an das Schwanken. Ich bin öfter trotz Regen und Wind den größten Teil des Tages oben gewesen und habe erst bei den Mahlzeiten an dem Schurren der Schüsseln und Teller bemerkt, wie stark es wehte.

*) Rot zu rot und grün zu grün, ruhig kannst du weiter ziehn!

Es geht uns hier nun ebenso, wie in der Nordsee — nachts fahren wir nach Nord, tags nach Süd, bis wir abends wieder die Feuer von Bishop Rock in Sicht haben. Dann wird der „Regulus“ auf den anderen Bug gelegt und es geht wieder zurück. Dieses Wenden macht mir immer Spaß; Jürgen steht dann selbst am Ruder, und jeder seiner kurzen Befehle schmettert über das Deck wie das Aufbrüllen eines Löwen und wird von allen Seiten wiederholt bis vorn zum letzten fernen Echo. Jeder springt auf seinen Posten und auf das Kommando: „Hal s e e —!“ geht von allen Seiten unter Takt-singen das Loswerfen der Schoten und Ziehen der Taue an, die schweren Rahen schwingen herum und langsam sieht man das große Schiff sich wenden und eine mächtige Kurve um sich selbst beschreiben. Ich muß dann das Rad eine Weile halten und habe die größte Lust, es anders zu drehen und zu sehen, was der „Regulus“ dann tun würde?!

30. Oktober. Heller schöner Tag; zum ersten Mal geht die Sonne klar unter mit lebhaftem Farbenspiel, nachts der erste Sternenhimmel, seit wir unterwegs sind, doch weht es steif, und obwohl Schiffe vorübersegeln, kein Dampfer, der uns reporten könnte.

Wenn Ihr nur in einem Zauberspiegel sehen könntet, wie ruhig und behaglich wir hier leben, im Sonnenschein lustwandeln und jeder etwas anderes „brummend vor sich singet!“ Ich für mein Teil könnte mir nichts besseres wünschen, aber solch ein Verschollensein ist nachgerade kein Vergnügen.

Einen Spaß hatten wir übrigens heute mittag oder vielmehr ein Unglück; es gab Graupensuppe mit Rosinen, der Jürgen mit etwas Rotwein aufzuhelfen pflegt. Heute nun vergriff er sich in der Flasche, und ehe er sich versah, hatte er einen gehörigen Schuß Kognak in die Suppe gegossen. Ich bekam einen anderen Teller aus der Kambüse, die Herren aber löffelten unentwegt ihre Kognaksuppe, und der an Worten karge Steuermann erklärte auf die Frage, wie er es fände, lakonisch: „besser“.

Solch ein beständiger Ost soll eine Seltenheit sein, und ich bekomme zu hören, wie weiland Ladice vom König Amasis: „Weib, du hast Zauberkünste gegen uns gebraucht und verdienst des schmachlichsten Todes zu sterben“ — auch wird mir freundlich angedeutet, wenn der Wind nicht bald herumginge, würde man den Walfisch bestellen.

1. November. Unser dritter Sonntag in See. Die frischen Kartoffeln sind zu Ende, ebenso der Pumpnickel. Jürgen erinnert sich, daß er statt des üblichen Konfekts

einige „Klaben“, in Hamburg „Klöben“, bei uns in Sachsen „Stolle“ genannt, bestellt habe; sie werden gefunden und sind vortrefflich, noch nicht „Osterstolle“.

2. November. Der Tag ist grau, aber der Untergrund der Luft mild; ich habe mein wärmstes Zeug an und von Frieren ist keine Rede. Viele Möven, aber sonst nichts zu sehen, bis gegen abend ein fernes Segel. Jürgen fragt den kleinen Schiffsjungen Ferdinand, wie ihm die Seefahrt gefiele? „O, ganz gut,“ sagt er, „aber natürlich, zu Anfang ist es immer ein bißchen häßlich.“

Montag, wie Sonntag.

Dienstag, wie Montag.

Mittwoch wie Dienstag.

Donnerstag, wie Mittwoch. Immer Sonnenschein und harter Wind. Wir sind wie gebannt, gleich dem Gespensterschiff in Hauffs Märchen, das nachts mit vollen Segeln fliegt und alle Morgen auf derselben Stelle ist. Jürgen schoß einen kleinen Raubvogel an und brachte ihn mir herunter in die Kajüte, wo er mit wilden, scheuen Augen um sich sah. Da ihn der Schuß nur gestreift hatte, ließ ihn Jürgen wieder fliegen.

Der Steuermann hat zweimal nachts Delphine gesehen, leider bekam ich keinen zu Gesicht.

5. November. Wir ließen zur Abwechslung die zwei Schweinchen mittschiffs umherlaufen; eins ist so klein und so munter wie das andere, und wäre nicht das eine gefleckt und das andere rosa, so erinnerten sie an die zwei bekannten Neger, die sich so erstaunlich glichen, „besonders aber Pompejus“.

Drei kleine Schwalben machen Station bei uns und ein Rotkehlchen flog zu, doch wissen wir nicht, wo es geblieben ist. Ein Dampfer geht vorüber; Jürgen läßt die Flaggen aufziehen, allein der Dampfer ist hochmütig oder faul und antwortet nicht. Morgen sind wir vier Wochen unterwegs und der Wind bläst aus Ost, wie angenagelt.

7. November. Wind flauer, aber so unbeständig, daß immerfort gewendet wird und die Brise die Richtung ändert, ehe das Schiff herumkommt. Der Himmel ist grau, die See bleifarben, außer ein paar Vögeln nichts zu sehen; plötzlich ein schweres Aufklatschen, Jürgen ruft: „Walfisch!“ und ich sehe eben noch etwas Großes, Schwarzes unter aufwirbelndem Wasser verschwinden. Nach einer guten Weile kommt er in ziemlicher Entfernung wieder herauf und man sieht seinen schwarzen Rücken und breiten Schwanz, ehe er

aufs neue taucht. Er mochte vierzig bis fünfzig Fuß lang sein. Abends ruft mich Jürgen eiligst herauf, die Walfische schnaufen zu hören. Man konnte die Hand nicht vor den Augen sehen, aber man hörte ganz nahe die Bewegungen der Kolosse und das Tuten, mit dem sie den Atem wieder einziehen. Wie vermißte ich Professor L. d. Z., der gewiß gleich ein Magnesiumlicht aus der Tasche gezogen und den nächsten Walfisch angeleuchtet hätte, wie in Wagners Trilogie der elektrische Strahl den „Wanderer“.

8. November. Der Wind ist herum! Jürgen ließ Gläser bringen, holte einen Pfefferkuchen und teilte ihn in vier Teile, und wir stießen mit den Steuerleuten auf den guten Wind an.

Vier Dampfer auf einmal, der eine kam nah genug, um ihm unsere Flaggen zu zeigen. Nicht lange, so zog er ebenfalls Signale auf; als Jürgen nachschlug, hieß es: „Wir haben Ihr Signal nicht verstanden, obwohl wir Ihre Flaggen erkannt haben“. Voll Verdruß ließ Jürgen seine Flaggen wieder einholen. Bald darauf kam ein kleiner Dampfer, „Royal Briton“, gerade auf uns zu. Er hatte nur vier oder fünf Mann Besatzung, von Kohlenstaub schwarz wie die Neger, auch der Kapitän, der an Bord kam und anbot, den „Regulus“ zu schleppen, was bei dem unbeständigen Wetter sehr erwünscht sein mußte. Jürgen bot ihm etwas Branntwein an. „O no!“ sagte der Mann mit Würde, „I never touch liquor!“ Dann, als Jürgen ihm zuredete, „well, to do you a favour!“*) und goß selbst ein Wasserglas voll Branntwein bis an den Rand. Er verlangte achtzehn Pfund, Jürgen bot ihm zehn (zweihundert Mark). „Da verdiene ich nichts,“ sagte der Schiffer. Das wisse er wohl, sagte Jürgen, aber es wäre entweder — oder. Zu meiner Ueberraschung nahm der Mann das Angebot nun ohne weiteres Parlamentieren an. Ich erfuhr nachher, daß der Dampfer, der das Schiff einholt, es auch wieder aus dem Hafen schleppt und so doch noch sein Schäfchen ins Trockene bringt.

Die Mannschaft hatte der Verhandlung mit Spannung zugesehen; als nun Jürgen die Stahltrasse bereit machen ließ, wurde der Befehl mit lautem Jubel wiederholt und nach einer Stunde dampfte der kleine Schlepper mit uns entlang. Auf dem „Regulus“ werden die Segel festgemacht und es geht auf Cardiff zu mit sieben Meilen die Stunde.

Sie freuen sich alle, nur für mich ist es der Anfang vom Ende! —

*) „Ich rühre niemals geistige Getränke an.“ — „Nun, Ihnen zu Gefallen!“

Zweite Fahrt.

Bremen – Rio de Janeiro – Singapore – Bassein – Geestemünde.

Es ist nicht jedem vergönnt, nach Corinth zu gehen.
Horaz.

I.

Von Bremen nach Rio de Janeiro.

Wie gewöhnlich erwartete ich den „Regulus“ zum Herbst aus Rangoon zurück, als ich die Nachricht erhielt, er würde, statt nach Hause, nach Rio de Janeiro gehen und es sei noch nicht bestimmt, wohin er von dort aus geschickt werde. Das bedeutete eine Trennung von mindestens zwei Jahren; ich entschloß mich daher, „unseren“ Reeder um die Erlaubnis zu bitten, das Schiff in Rio treffen und die Weiterreise mitmachen zu dürfen, und nie werde ich die Güte und Nachsicht vergessen, mit der die nicht willkommene Bitte angehört, noch die liebenswürdige Form, in der sie mir schließlich gewährt wurde.

Leider nahm schwere häusliche Sorge die Monate vor der Abfahrt gänzlich in Anspruch; bis in die letzten Tage hinein war ich im Zweifel, ob ich überhaupt würde reisen können, und fast konnte ich es selbst nicht glauben, als ich mich endlich nach allen Hindernissen, nach all der Unruhe und Ungewißheit, wirklich auf dem Dampfer befand und somit den Fuß auf die Brücke gesetzt hatte, an deren anderem Ende ich den „Regulus“ zu finden hoffte.

Die „Baltimore“ war eines der ältesten Schiffe des Lloyd; was ihr indessen an Eleganz abging, wurde reichlich ersetzt durch das einfache, zwanglose Leben an Bord. Zweite und dritte Klasse waren gut besetzt, in der ersten aber waren außer mir, der einzigen Dame, nur ein junger Rheinländer,

Herr v. d. Brucken, der sich als Landwirt in Brasilien anzukaufen gedachte, und ein junger Kaufmann, Herr Quentchen, aus Santos; diese machten mit dem Kapitän, dem ersten Offizier und dem Schiffsarzt, die ganze Gesellschaft aus. Die Herren waren alle große, kräftige, germanische Typen, denen gegenüber Herr Quentchen doppelt klein und schwächlich erschien, aber voll sprudelnder Lebendigkeit, nie versiegender guter Laune und vielfacher Interessen mich oft an das Sprichwort erinnerte: dans les petites boîtes sont les bons onguents*).

In Antwerpen kamen wir gerade am Vorabend des „Landjuweels“ an, das diesmal, als dem dreihundertsten Jahrestage der Unabhängigkeits-Erklärung großartig gefeiert wurde. Da der historische Festzug am Vormittag stattfinden sollte, so wagte ich mich erst am Nachmittag in die Stadt, sah die Straßen in vollem Festschmuck, gefüllt von festlichem Gewimmel, und befand mich plötzlich mitten in einer wogenden, staunenden Menge, vor einem hohen phantastischen Wagen, auf dem sich der ganze Olymp versammelt hatte, Hermes mit seinem Stabe obenan; ein kleiner Amor hielt die Zügel, ein glänzender Zug mittelalterlicher Reiter in seidenen und samtnen Gewändern folgte auf prachtvollen Pferden.

In meiner Angst vor plötzlichem Gedränge trat ich in den Friseurladen, vor dem ich zufällig stand; der schön-gelockte Haarkünstler brachte mir auf das artigste eine Trittleiter, von deren oberster Stufe ich nun den ganzen langen Festzug, den ich längst vorüber geglaubt hatte, auf das gemächlichste mit ansehen konnte.

Vierzigtausend Fremde sollen an diesem Tage in Antwerpen zusammengeströmt sein, und dieser Umstand wesentlich zu der schnellen Verbreitung der Cholera beigetragen haben, wovon wir damals ebenso wenig etwas ahnten, wie von dem gleichzeitigen Ausbruch der Seuche in Hamburg.

Unsere Gesellschaft wurde hier durch einige portugiesische Herren vermehrt, die nach Lissabon wollten, und durch ein brasilianisches Ehepaar, das in seine Heimat, Rio Grande do Sul, zurückkehrte. Der Herr sah etwas moros aus, die Dame, jung, angenehm und wohlgewachsen, wäre schön gewesen ohne die narbige, undurchsichtige Haut, wie sie überstandene Pocken zurückzulassen pflegen. Sie konnte

*) Die feinen Würzen sind in kleinen Kästen.

sich nur durch ein wenig portugiesisches Französisch mit uns verständigen, reichte mir aber auf das liebenswürdigste die Hand, und als ich mich freute, nicht mehr die einzige Dame zu sein, sagte sie freundlich: „Il faut que nous soyons amies.“ Leider war sie viel seekrank und klagte dann über „Dolores en la testa“.

Am 20. August kam die spanische Küste in Sicht. Ihr müßt sie euch ganz so vorstellen, wie man sie sich gewöhnlich denkt; „steil und schroff, mit wenigem Graswuchs bekleidet“, fallen die Felsen in die See, oben graue Mauern und Kastelle, helle Häuschen auf grünem Vordergrund, umsäumt von dem weißen, immer wechselnden Gürtel der Brandung.

So glitten wir an dem reizenden Bilde entlang, bis die Färbung in Lila übergang und die kleine Stadt Coruña vor uns lag, ein Kranz spanisch aussehender, weiß und rosa Häuser mit grünen Läden und Balkons; mitten im Hafen, in den „lebendigen“ Fels gehauen, ein altes Fort.

Hier also sammelte sich die Armada zu ihrem verhängnisvollen Zuge nach England, in dieser kleinen Bucht spiegeln sich die schwerfälligen Schlachtschiffe, die nun seit Jahrhunderten mit manchem anderen guten Fahrzeug auf dem Grunde des Kanals ruhen! Ein Gewirr von Booten empfing uns; Zollbeamte und Soldaten kamen an Bord. Das erste Spanische, das ich sah, war ein Boot mit Frauen und Kindern, die ein großgeblühtes Paket bei sich hatten und einen jener tönernen Wasserkrüge mit geschwungenem Henkel, die keine andere Oeffnung haben, als die Ausgußröhre und das Luftloch.

Alles ging an Land und ich wollte doch auch die erste spanische Stadt meines Lebens betreten, überwand daher die Scheu davor, ohne Kenntnis der Landessprache allein zu gehen, und stieg zu drei etwas zerlumpten braunen Kerlen in ein Boot; der Zahlmeister war so freundlich, für mich mit ihnen zu verhandeln, sie entfalteten ein zerschlitzes Segel an einer primitiven Rah und fort ging's nach Spanien. Ich stieg aus, und der eine Schiffer mit schwarzem Bart, schöner Nase und olivenfarbener Mütze blieb mir zur Seite. „Kathedrale,“ sagte ich. „Sabe, Signora,“ dann, mit Handbewegung: „la calle principal.“ Nun begriff ich, daß er mich führte und ließ es mir gefallen. Er tat es offenbar nach einem erprobten Plan, der gerade in die Zeit paßte; zeigte mir Esplanade, Kaserne, Stadthaus, Theater, Markthallen, einen Markt im Freien unter Bäumen, einen Platz mit Buden, denn

es war der Vorabend eines Festes, mehrere Kirchen; zuletzt öffnete er eine gewöhnliche Haustür in einer Straße: „Maddamos“, und ich befand mich in einer dämmerigen Vorhalle, wo buntes Volk und schwarz gekleidete Damen knieten; durch ein Gitter war dieser Raum von einer dunklen Kapelle getrennt, nur der Altar im Hintergrunde strahlte in Lichterglanz und bot ein überraschendes, unvergeßliches Bild — der Priester in Weiß, die eben erhobene Monstranz durch das Dunkel blitzend, ein kleiner Chorknabe, der ein goldgesticktes Tuch hielt, und davor Reihen knieender Nonnen in Schwarz mit weißen Ueberkleidern und Schleiern. Nach beendeter Andacht standen sie auf, gingen paarweise zum Altar, verneigten sich und verschwanden durch eine Seitentür.

Um dreiviertel auf sieben war ich wieder an Bord. Dies sind die Umrisse, aber Passini's Pinsel müßte ich haben, wollte ich Euch alle die südlichen Bilder der kleinen Stadt zeigen, die auf- und niedergehenden Gäßchen, die Balkons, bald aus feinem Gitterwerk, bald krumm und schief, von roten Blumen überhangen — und wie die Frauen auf Kissens gestützt in den Fenstern lagen, die Leute hinter halbhohe Türen in den tiefen dunkeln Läden hantierten, die Kinder mit den schwarzen Augen Murilloscher Betteljungen, die buntgestreiften Tücher und ungewohnten Farbenstellungen — rosa Kleid und hellgelbes Halstuch — die Damen in Schwarz mit schwarzem Schleier als Kopfbedeckung, Babies mit Fächern und spitzen Hüten, — dann die Marktfrauen, echte Frans Hals, die alle strickten oder nähten, die Männer braun, hager, mit freier Haltung, scharfen Gesichtern und breiten Hüten — in den Kirchen die schwüle Dämmerung statt der erwarteten Kühle und draußen immer wieder der blaue Hafen und die schöne Berglinie als abschließendes Bild.

Auch die Herren waren ganz entzückt und hatten einige spanische Schönheiten gesehen; ich sah ebenfalls hinter einem Ladentische im Dämmerlicht eine ganz wunderschöne Frau, sonst fand ich aber mehr natürlichen Anstand als hübsche Gesichter, viele schöne Augen, darunter manches graue, das wohl ein Gote oder sonstiger blauäugiger Barbar im Lande gelassen, und das sich im Laufe der Zeiten in Grau verwandelt hatte. Alte Zigeunermütter gab es in Menge; ich sah eine Alte so in Fetzen, daß es erstaunlich war, wie sie überhaupt auf ihr zusammenhielten.

Nach dem lebhaften Eindrücke von Coruña fiel Lissabon etwas ab, vielleicht auch, weil ich mir zu viel davon versprochen hatte.

Schon wurde die Möglichkeit erwogen, einen Abstecher nach Cintra zu machen, dessen Königsschlösser, märchenhafte Gärten und unvergleichlicher Rundblick einem so oft beschrieben worden sind, allein dichter Nebel verzögerte die Ankunft um kostbare Stunden. Endlich brach die Sonne vor und das weltberühmte Panorama lag in voller Schöne vor uns. Besonders überraschend war mir die gewaltige Breite des Tajo. Unsere Brasilianer nahmen mich freundlich mit, als sie sich in die Stadt begaben. Der erste Eindruck ist imposant; ein großer, halbrunder Platz am Kai, mit einem prächtigen Torbogen, durch den man, sozusagen, die Stadt betritt. Es war Sonntag, dazu außerhalb der Stadt ein Stiergefecht, infolgedessen die breiten schattenlosen Straßen wie ausgestorben; mein Ehepaar, im Süden zu Hause und gänzlich unbeschwert von den Assoziationen, die einen so wesentlichen Reiz des Reisens ausmachen, hatte keine Ahnung von dem, was mich interessiert hätte. Planlos schlenderten wir durch die glühenden Straßen, saßen auf einem schattigen Platz hinter einem Springbrunnen und strandeten endlich in einem Hotel, wo wir dinierten. Mühselig, als hätte ich Blei an den Füßen, stieg ich die Treppen hinauf, die Stufen wogten unter mir, doch erholte ich mich bald in dem kühlen Speisesaal, auf dessen Tapete zu meiner stillen Belustigung die Geschichte von Amor und Psyche grau in grau in halb-großen Figuren zu sehen war, genau in derselben Art, wie auf der alten Tapete einer sächsischen Kaffeewirtschaft, durch die ich zuerst die traurigen Schicksale von Paul und Virginie kennen lernte.

27. August. Las Palmas.

„Grand Canary Engineering Co.“ ist das erste, das einem bei der Einfahrt in dreimal mannshohen, kreideweißen Buchstaben an einer Bergwand in die Augen springt. Die Engländer sind praktische Leute, aber erfreulich ist der Anblick nicht.

Hat man sich von der Engineering Company erholt, so erblickt man die übrigen Felsen und Bergreihen, die den kleinen Hafen umgeben, die aufsteigenden Häuser der Stadt mit der zweitürmigen Kathedrale und die Dampfbahn, deren leichte offene Wagen die Bucht entlang fahren. Jeder hatte Hoffnungen auf Las Palmas gesetzt; der Doktor wollte Sticke-
reien für seine Schwestern kaufen, mir schwebten Kinderkleidchen vor, einige sprachen von Kanarienvögeln, und alle wollten an Land; so lagen wir und warteten.

Endlich kommt das Boot, in dem der Arzt, der Agent und die Douane sitzt, statt aber an Bord zu kommen; ent-

steht ein endloses Parlamentieren. Der Kapitän und der erste Offizier reden von der heruntergelassenen Treppe in die Leute hinein, die unten die Achseln zucken, und man hört das Wort „Cholera“ auf und nieder. Zuletzt erfährt man, daß gestern ein Telegramm aus Antwerpen eingetroffen ist mit der Meldung, dort sei die Cholera ausgebrochen, und jedes von dort kommende Schiff in Quarantäne zu erklären. Da lagen wir! — Das Boot stößt ab und verweigert nicht allein die Annahme der für Las Palmas bestimmten Passagiere, sondern sogar die des unschuldigen Briefbeutels, den der Zahlmeister winkend in die Höhe hält. Genug, es war nichts zu tun, wir mußten aus der Bucht hinaus und außerhalb vor Anker, wo uns die Dünung wieder faßte und auf und nieder trug. Kein Boot konnte anlegen, doch brachte ein kleiner Dampfer zwei ungefüge Kohlenkähne und ein Boot mit Wasser, und drei- oder viermal kam der Agent zurück und die Verhandlungen begannen aufs neue, ohne zu einem anderen Resultat zu führen. Endlich, gegen fünf Uhr, jagte nochmals der kleine Dampfer mit dem unermüdlichen Agenten heran, diesmal aber in Begleitung zweier Polizeibeamten; sie hatten noch ein kleines Boot mit sich, aus dem erst alle Körbe und Sachen, die hätten angesteckt werden können, vorsichtig entfernt wurden, dann durften die zwei Männer, die nach Las Palmas wollten, einsteigen. Das Boot tanzte so arg, daß es immer, wenn sie ein Bein ausstreckten, mannstief unter ihnen fortglitt, endlich fielen sie glücklich hinein und nun nahm die hochlöbliche Behörde auch den Briefbeutel, aber mit zwei Fingern, wie man eine Raupe anfaßt, legte ihn in einen durchlöcherten Kasten, um ihn zu räuchern, hielt sich auch die ganze Zeit über eine Flasche mit desinfizierendem Inhalt vor die Nase. Der Doktor war wütend: „Diese Bande, die man selber nicht mit der Ofenzange anfassen möchte!“ Abends hatten wir glücklich unsere Kohlen und dampften davon. Der Tag war indessen auch für uns des Aufenthalts wert gewesen.

Die Berge sind freilich kahl, aber mit einer Pflanze bedeckt, die wie Heide wirkt; sie schimmerten rötlich, grünlich, grau und violett, immer wechselnd, denn Nebel und Sonne kämpften den ganzen Tag gegeneinander, und rings gegen das steile Ufer donnerte die schneeweiße Brandung, die hoch fortspritzte über das zackige Riff, das die Bucht von der Seite umschließt. Dazu rollten so lange und so hohe Wellen heran, wie ich noch keine sah; es war wunderbar, zu beobachten, wie sie langsam anschwellen zu unbegreiflicher Höhe und Breite, bis sie überkippten und den weißen

Kamm weithin schleuderten; darin jagten die wilden kleinen Dampfer hin und her, bald ganz verschwindend, bald hoch aufragend. Unsere Herren bewunderten wiederholt das sichere, furchtlose Fahren. Und was waren das für einfache Farbenkontraste! Das durchsichtige Tiefblau, auf dem die Schiffe schwebten wie auf blauer Luft, die hellgrünen Boote und schwarzen Kähne mit den dunklen Kerlen darauf, die malerische Wirkung der roten Faja (Schärpe), der gestreiften oder gewürfelten Jacke, der Hose, die nur noch aus verschossenen Flickern bestand.

„Für die gäbe ein Düsseldorfer Maler auf der Stelle dreißig Mark!“ rief Herr v. d. Brucken begeistert, aber die Hose allein täte es eben nicht; es gehört der Reiz der Gesamtfärbung dazu, „das große, stille Leuchten.“ Selbst Herr v. d. Brucken unterlag der Versuchung, denn als ich in die Ecke kam, wo ich meine Farben schüchtern verborgen hatte, fand ich ihn stehend davor.

28. August. Es wird heiß; ich lasse die Türe offen und ziehe nur den Vorhang zu, so ist doch etwas Zug zwischen Fenster und Salon, wo nachts zwei Lampen brennen und eine Wache sitzt, wenn auch nur einer der kleinen Stewards.

Zum Nachttisch gibt es Obst aus Las Palmas; die Apfelsinen sind noch grün und sauer, die Trauben blau und klein, die Bananen nicht besser, als man sie auch in Berlin bekommt. Dabei fällt mir immer die erste Banane ein, die ich kostete; es war auf einem kleinen Diner bei Frau vom Rath. Die reizende Wirtin schälte sie kunstgerecht, zerschnitt sie mit Anmut und ließ sie herumreichen, und jeder nahm ein Stückchen — hier ißt man so viel man mag, und ob jemand etwas dabei denkt, kann man nicht wissen.

29. August. Mein erstes Seebad; das Wasser ist salzig wie starke Sole. Bei Tisch wurde der Schrecken eines alten Fräuleins geschildert, das ein Abendbad nahm, „weil sie sich bei Tage genierte“ und vor Entsetzen schrie, als sie einen Feuerstrom in die Wanne schießen sah. Abends ergötzt uns Herr v. d. Brucken, indem er mit Herrn Quentchen auf der Schulter galoppiert; später will der Doktor einen Tanz beschreiben und tanzt mit Herrn Quentchen als Dame, zu allgemeinem Spaß.

Dann kommt der unvermeidliche Skat; währenddessen sitze ich mit Frau Vloet, der Brasilianerin, zusammen und sie erzählt mir von ihrem Haushalt und Leben in Espiritu Santo und mischt in ihrem Eifer Französisch, Portugiesisch und Italienisch untereinander. Zu meiner Ueberraschung stellt sie sich als Oesterreicherin heraus, aus einem kleinen

Orte bei Triest gebürtig. Sie war noch Kind, als ihre Eltern nach Brasilien auswanderten, wo es ihnen — der Vater war Bäcker — sehr gut ging; doch verlor sie die Eltern schon früh. Immer jedoch blieb ihr die Sehnsucht nach der alten Heimat, und als sie nun nach Europa gingen, um ihre Schwiegermutter in Antwerpen zu besuchen, wollte ihr Mann ihr diesen Herzenswunsch erfüllen. Es war aber eine traurige Freude; die Eisenbahn war durch das abgelegene Bergstädtchen geführt und sie erkannte es kaum wieder. Von alten Bekannten fand sie niemand mehr, selbst das kleine Vaterhaus suchte sie vergebens. Verwandte besitzt sie nicht, aber — aufleuchtend — der Mann hat sieben Brüder, teils im „negocio“, teils hätten sie „facendas“, und alle wären verheiratet und in der Nähe ansässig. Die Schwägerinnen sind protestantisch, katholisch, deutsch, französisch, italienisch und brasilianisch, die durchgängige Sprache ist natürlich portugiesisch. Trotz so verschiedenartiger Elemente schilderte sie den Familienverkehr als sehr lebhaft und herzlich, und die vielen Neffen und Nichten ersetzen ihr den Mangel eigener Kinder. Das Herzblatt von allen wäre der kleine Franz gewesen; auch der portugiesische Hausarzt, der seiner vielen deutscher Patienten wegen gern sein Deutsch ein wenig klingen ließ, pflegte nie auf seinem Morgenritt vorbei zu kommen, ohne dem Kleinen zuzurufen: „Nun, Franz, wie geht's?“ Dann antwortete Franz zu allgemeiner Freude stramm: „Särr gutt!“ Eines morgens stand er auch vor der Haustür und rief seinem Vater, der wie gewöhnlich in die Stadt ritt, wiederholt nach: „Adieu, Papa! Adieu, Papa!“ so daß der Vater sich mehrmals nach ihm umwandte. Bald darauf spielten die Kinder Verstecken und Franz kroch hinter ein großes Faß, das gegen den Lagerraum gelehnt war; durch den Anstoß kam es aus dem Gleichgewicht und fiel auf den Kleinen, und obwohl sofort Hilfe zur Stelle war, kam er doch nicht wieder zu sich. Selbst der Doktor konnte die Tränen nicht zurückhalten, als er den kleinen Liebling sterben sah, und die arme Mutter kann sich noch immer nicht trösten. Frau Vloet zeigte mir zutraulich all die kleinen Geschenke, die sie für die Ihrigen mitbringt, darunter einen emaillierten Kranz aus Rosen und Vergißmeinnicht für diese Schwägerin. Nichts anderes würde sie so erfreuen, als ein Schmuck für das liebe kleine Grab. „Er liegt ganz hinten in ihrem eigenen Garten, da kann sie doch alle Tage zu ihm.“

30. August. St. Vincent. Wir blieben nur wenige Stunden. Es ist wie Las Palmas ein schöner Naturhafen zwischen öden Gebirgszügen. Merkwürdig ist mitten in der

Bucht ein steil aufragender Fels, der ein Leuchtfeuer trägt, als wäre er eigens für diesen Zweck dahingesezt.

Der ganz kleine Ort auf dem niedrigen Schwemmland muß ein trostloser Aufenthalt sein; nichts gedeiht dort als die große englische Kohlenstation. Vieh und Lebensmittel kommen von der Insel S. Antonio, die gegenüber die Bucht mit blauer Gebirgswand abschließt.

Eine Menge Jungen in allen Schattierungen von Gelb, Braun und Schwarz ruderten unermüdlich um das Schiff und schrieen: „Una groscha! Una groscha!“ und tauchten nach zugeworfenen, im Seewasser langsam sinkenden Nickelstücken; nach Kupfer gehen sie nicht. Sie bemerkten gleich, daß ich zeichnete und riefen grinsend: „Madame dessine!“

1. September. Diese Nacht sollen wir die Linie passieren; die Taufe fällt also mit der Feier des Sedantages zusammen. Natürlich erschienen bereits die Abgeordneten Neptuns, um ihn zu morgen anzumelden, verummte Kerle in Flachsbärten und umgekehrten Pelzen. Sie verkehrten sehr kameradschaftlich mit dem Kapitän, fragten „Woher?“ und „Wohin?“ und „Was er für eine Reise gehabt hätte?“ „Eine sehr gute,“ sagte er. Es war kühl und schön, man blieb lange auf Deck und ging spät zur Ruhe. Eben verlor ich das Bewußtsein, als plötzlich das ganze Schiff bebte, die Schraube wildklappend umlief und gleich darauf gänzlich stillstand. Aengstliches Rufen und Fragen aus allen Kabinen, nur aus Herrn Quentchens Kammer ein lautes „Ha! ha! da haben wir's!“ Ich zog mich an und traf den Kapitän im Hinaufgehen: „Es wäre an der Maschine etwas in Unordnung, er wolle sehen, was es wäre.“ Auch die anderen kamen nach und nach; der Doktor furchtbar ernst: „Was es ist, weiß man noch nicht, ein schwerer Unfall ist es jedenfalls.“

Endlich wurde festgestellt, die Welle wäre gebrochen, doch dränge zum Glück kein Wasser ein.

Hier liegen wir nun, ohne Steuerung, auf- und niedergetragen von der Dünung, mit wenig und widrigem Winde, und treiben, wie es Gott gefällt, bis wir einen Dampfer treffen, der uns schleppen kann, je nachdem er von Nord oder Süd kommt, nach Rio, Lissabon oder St. Vincent. Das ist ein harter Schlag. Ich sage mir umsonst, daß es eine große Unannehmlichkeit ist, aber doch kein Unglück, — daß noch nicht alles verloren ist. Ich war schon in solcher Sorge, zu rechter Zeit zu kommen; der „Regulus“ wartet nicht, kann auch nicht warten. Wenn der Dampfer nicht programmäßig einkommt und man über seinen Verbleib in Unsicherheit ist — Jürgen muß fort.

Heute Morgen — 2. September — kam schon ein Dampfer, aber in zu großer Entfernung. Er sah unsere Notflaggen und die drei geheißen Körbe nicht; man schoß die Kanone ab, aber ohne Erfolg.

Das ist ein trauriges Sedanfest, und man hatte sich so darauf gefreut und es den Brasilianern als unseren großen Nationalfesttag geschildert.

„Wir haben es schon untereinander gesagt,“ sagte mir die nette Stewardess, „es ist schlimm für alle, aber für die gnädige Frau ist es am schlimmsten.“

Rührend bekam ich bei Tisch von allem zuerst angeboten und der kleine Steward sprang nach Obst für mich; man tröstet mich, es könne ja noch alles gut werden, wenn der Dampfer noch zur Zeit käme. — — — Wenn! —

3. September. Niedergeschlagenheit beim Frühstück. Herr Vloet befürchtet eine empfindliche Einbuße in seinem Geschäft, Herr v. d. Brucken, Herr Quentchen und der Doktor beklagen ihre Eltern, die das Ausbleiben des Dampfers in Angst und Sorge versetzen wird. „Wenn sie nur wüßten, daß es uns hier an nichts fehlt,“ sagt Herr Quentchen. „Wir haben Reis und Sardinen, Ochsen und Kartoffeln und können ad libitum Wasser kondensieren; man sollte es sich zur heiligen Pflicht machen, sich nie vor der Zeit zu ängstigen.“ Wenn man das könnte!

Oben machen sie Welle und Steuer fest; das Deck liegt voller Taue und Ketten, überall singen und ziehen die Matrosen, und die verstörten Passagiere sitzen in den Ecken und wo sie am wenigsten im Wege sind.

Plötzlich ein großes Geschrei: „Die Kanone! An die Kanone! Ein Dampfer! Un vapor!“ — in allen Sprachen.

Der Doktor und der zweite Maschinist stürzen an die kleine Kanone; der erste Offizier befiehlt einem Matrosen: „Sag mal im Zwischendeck Bescheid, daß die Frauen und Mädchen sich nicht erschrecken!“

Schuß auf Schuß — umsonst. Man heißt die Notflaggen — nichts. Man zieht die große deutsche Flagge auf — der Dampfer wendet und schießt in gerader Linie, eine große weiße Schaumwelle vor dem Bug, auf uns los.

Ob er Kohlen genug hat, uns zu schleppen?! — Es ist, scheint's, ein Belgier. — Nein, ein Engländer. — Es wird hin und her signalisiert, ein Boot fertig gemacht, in das der erste Offizier, Herr Schmidt, mit vier Mann oben einsteigt und hinunter gelassen wird, unter dem brennenden Interesse der gesamten Duodez-Monarchie. Jetzt sah man erst,

wie hoch die Dünung war. Denkt Euch ein Boot, in das man sich unten auf der Straße setzt und das in demselben Augenblicke vor den Fenstern des ersten Stocks auftaucht.

Eine halbe Stunde wenigstens kämpfte es sich in großem Bogen bis zu dem Schiffe hin; Kopf an Kopf stehen die Leute an der Reeling. „Da ist Herr Schmidt!“ tönt es mit Erleichterung von allen Seiten, als die blaue Hünengestalt und weiße Mütze des sehr beliebten Offiziers auf dem Verdeck des Engländers erscheint. Man verwendet kein Auge von dem Dampfer, auf dem sich die folgenschwere Unterhandlung abspinnt. Endlich erscheint Herr Schmidt wieder, das Boot treibt ab, der Dampfer dreht. „Er geht fort!“ — Nein, er kommt; man sieht, wie das Boot ein Tau einholt, wie es mehrfach entgleitet und wieder eingeholt wird. Endlich kommt es zur Baltimore zurück, wo man ihm ein anderes zuwirft. Herrn Schmidts Stimme über den Wassern ist heiser vom Kommandieren; nach Stunden erst gelingt es, die Taue zu verbinden und Herr Schmidt, rot wie ein Krebs, kommt an Bord; man erfährt nun, daß uns der Dampfer nach St. Vincent zurückschleppen wird, wo wir mutmaßlich die „Weser“ treffen und unseren Weg fortsetzen können. Wäre dieser Dampfer nicht gekommen, so liefen wir Gefahr, Wochen und Monate zu treiben, wie dies unlängst einem Schiffe geschehen sein soll; wir lagen nicht still, Wind und Strömung trieben uns nach Osten aus dem Track der Dampfer hinaus; das Schiff wäre als vermißt rapportiert worden und all die Unseren hätten uns verloren gegeben.

„Das war wieder Glück!“ wie Pater Lorenzo zu Romeo sagte, doch leider kann der praktische alte Herr in diesem Falle nicht hinzusetzen: „Geh du zu Julien, wie's beschlossen war!“

Herr Schmidt, der ein großer Philosoph ist, läßt sich gern vernehmen: „Wer seit neunzehn Jahren die See befährt, der weiß, was eine Fügung ist,“ und „man weiß nie, wozu eine Sache gut ist“ — wozu sie schlecht ist, weiß man meistens besser. Indessen will ich die Flinte noch nicht ins Korn werfen.

4. September. Für den Augenblick sind wir in die Region der tropischen Regen zurückgekehrt; es gießt mit Heftigkeit, aber das Schiff geht ruhig, wie nie zuvor, kein Rattern und kein Rollen, nur ab und zu stampft die lose Schraube. Ich sitze unten und schreibe, Frau Vloet näht sich eine Bluse, Herr v. d. Brucken pfeift in seiner Kammer zur Guitarre: „Uebers Jahr, übers Jahr, wenn i' wiederum komm.“

Beim Frühstück überrascht uns der Doktor durch den kühnen Ausspruch, es lohne sich nicht mehr zu heiraten, wenn man schon dreißig Jahre alt wäre, und die Heiterkeit wird noch gesteigert, als Herr Schmidt bemerkt, er seinerseits wäre zwar froh, aus Liebe und nicht „aus Willkür“ geheiratet zu haben, eigentlich aber käme es so sehr nicht darauf an, er wäre mit jeder Frau glücklich geworden! — und sieht dabei so ehrlich und gutmütig aus, daß man es ihm wirklich glauben könnte.

Den Kapitän habe ich in dieser Zeit bewundert; ihn trifft dieses Mißgeschick in mehr als einer Beziehung; seine Reise ist verdorben, er verliert die Frachten, die er nicht kontraktmäßig abliefern kann, zu allen Unkosten hat der Lloyd dreißig- bis sechzigtausend Mark an den englischen Dampfer zu zahlen, — da wäre er wohl entschuldigt gewesen, wenn man ihm etwas Verstimmung angemerkt hätte, aber immer war er gleich ruhig und gütig, hatte ein freundliches Wort für jeden, sah einen nie, ohne die Dampfer herzuzählen, die des Weges kommen müßten, und behielt seine Sorge und Unruhe für sich. Nur beiläufig sagte er gestern, er habe die ersten Nächte nach dem Unfall nicht geschlafen — „so etwas muß man erst verarbeiten, wissen Sie.“

Die „Cranford“ — ein Frachtdampfer mit dreißigtausend Sack Mais beladen — hat übrigens unsere Schüsse nicht gehört, sondern gesehen und daraufhin durch das Fernrohr gesucht, ob wir Notflaggen führten.

Der Kapitän kann lachen — er macht nicht einmal einen Umweg, denn er war nach St. Vincent bestimmt, und nach englischem Recht bekommen er und die Mannschaft den halben Schlepplohn, wenn die Leute nicht beim Mustern, wie öfter vorgesehen wird, auf solche Gratifikationen verzichtet haben.

7. September. Heute hätten wir in Bahia ankommen sollen!

Sonnenuntergang in allen Schattierungen vom hellsten Gelb bis zum grünlichsten Tiefblau, oben über das Blau gegossen ein intensives Rot — ist bald gesagt, aber das Durchscheinende der Farbe und das weite goldwogende Meer mit Indigo-Untergrund, das muß man sehen, um es zu glauben.

Und nun der Mond; hier ist er golden und blendet. Dies ist der zweite Morgen, an dem ich ihn vom Bette aus beobachte, in Glanzblicken durch finstere Wolkenmassen brechend und das Meer mit Funken überblitzend, der strahlende Vollmond des Morgens um halb sechs!

Die Sonne, die bereits im Norden kulminierte, steht jetzt wieder im Süden, und das Kreuz, das man bei klarem Himmel schon hätte sehen müssen, ist wieder versunken.

8. September. Gestern hat mir Frau Vloet den Inhalt des Vicomte de Bragelonne erzählt, als wäre sie dabei gewesen, und als wir heute nährend beisammen saßen, fragte sie mich, ob ich Rosa di Tannenburgo gelesen hätte, di canonico Schmidt?! Ich sagte, es wäre lange her, und nun fing sie an, es mir zu erzählen, halb französisch, halb portugiesisch, so ernsthaft und treuherzig, als wäre es eben passiert, und nichts von den romantischen kleinen Zutaten, mit denen der wackere canonico seine unschuldige Erzählung würzt. ging verloren; der Edelmut des Gefangenen, den sie als „homme multo bombom“ bezeichnete, die Freude des „Greises“, seine Tochter wiederzusehen, beschrieb sie mit Tränen und zuckenden Lippen. Das hätte man nicht auf dem 16. Gr. n. Br. und dem 25. Gr. w. L. zu hören erwartet!

Es weht gehörig, wenn nur die Taue nicht brechen!

9. September. Dieser Brief beißt sich in den Schwanz, wir sind in St. Vincent. Morgen wären wir in Rio gewesen! Wir fanden hier sieben große Dampfer vor, darunter der „Kronprinz“, aber noch nicht die „Weser“, die uns weiter bringen soll. Auf das Telegramm, das der Kapitän an den Lloyd geschickt hat, ist bis jetzt nur der Bescheid gekommen, daß weder der „Kronprinz“, noch die auf der Rückreise begriffene „Leipzig“ die „Baltimore“ nach Haus schleppen solle, eine große Annehmlichkeit für uns, denn nun können wir an Bord bleiben und brauchen nicht erst in ein schmutziges Gasthaus an Land zu gehen.

10. September. Eben ist die „Leipzig“ aus Rio eingetroffen; sie hat dort Proviant für den „Regulus“ abgegeben, der zu meinem Schrecken schon jeden Tag erwartet wurde.

Wenigstens war in Rio kein Fall von gelbem Fieber gewesen, das ist tröstlich, doch haben alle Schiffe, die Bremen nach dem 15. August verlassen haben, der Cholera wegen Quarantäne; hätten wir die Schraube nicht gebrochen, so wären wir also gerade noch ohne Aufenthalt hineingekommen.

Ich habe nach Rio telegraphiert und zittere nun vor dem Donnerwort: „zu spät!“ — mir ist zu Mute wie Moses, da er vom Gipfel des Horeb das gelobte Land sah, das er nicht betreten sollte.

11. September. Ein miserabler Tag; es war Sonntag, also auf kein Telegramm zu hoffen. Immer sehe ich mich im Geiste allein umkehren. — Ich habe gar keine Hoffnung mehr.

12. September. Heute fuhr der Kapitän an Land und brachte das Telegramm: „Take next steamer.“*) Alles kam und beglückwünschte mich; Frau Vloet hatte Tränen in ihren hübschen Augen.

13. September. Wir erwarten mit Ungeduld die „Weser“, die überfällig ist.

Ich komme eben von Deck, wo ich gesessen habe, das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Sonst kommen manchmal sechs, sieben Dampfer den Tag, jetzt läßt sich kein Schornstein sehen und es weht, daß die Brandung noch einmal so hoch aufschäumt. Der Kapitän meint, so würde man die Passagiere gar nicht übernehmen können.

Trotz der Wellen kam ein kleines Dampfboot längsseit, dem ein dünner brauner Herr entstieg, der Quarantäne-doktor, der zu Tische gebeten war und sich als ein sehr wohl-erzogener junger Mulatte erwies; er hatte in Paris studiert und sprach ein elegantes Französisch und ganz nett englisch; erzählte auch angenehm von einer wissenschaftlichen Reise in Senegambien, auf der seine Gefährten gestorben waren und er sich Malaria geholt hatte. Nun ist er seit einem Jahr hier und klagt sehr über das Klima, das so gesund wäre; er hätte fast nichts zu tun, sterben täten die Leute hier überhaupt nicht, und wirklich ist der gegenüberliegende große Kirchhof noch ganz leer. Im Innern der Insel gäbe es sehr hübsche Stellen, mit Orangen- und Tamarindenbäumen, Gras und Blumen; dann beschrieb er, wie wundervoll S. Antonio wäre, wie viel allein die Ausfuhr an Kaffee betrüge, ungerechnet, was Gemüse, Apfelsinen, Bananen und Zuckerrohr einbrächten.

Nach Tisch, als man sich auf Deck vergnügte, kam ein großer englischer Dampfer, sogleich erschien auch des Doktors kleines steamboath und er enteilte, seiner Pflicht nach.

Herrlich kam gestern ein italienischer Dampfer ein, so schön und stattlich, daß die Herren sein scharfes und elegantes Vorderteil nicht begeistert genug rühmen konnten. Als er sich näherte, flogen seine Flaggen auf und sogleich kamen ihm einige kleine Dampfer durch die Wellen tanzend entgegen; er grüßte uns artig im Vorbeifahren. Wäre ich nur nicht so ungeduldig, fortzukommen, ließe ich mir den Aufenthalt gerne gefallen; Felsen, südliches Farbenspiel und Schiffsverkehr bleiben immer schön und neu.

*) Nimm das nächste Dampfschiff.

14. September. Sturm und hohe See. Ein Segelschiff kam in Sicht und gleichzeitig signalisierte die Station vom Leuchtturm: „Schiff in Not, Mast verloren.“ Nicht lange, so schossen zwei kleine Dampfer wettlaufend durch die Wellen auf das gefährdete Schiff zu, das beängstigend schwankte, ihnen nach fünf bis sechs Ruderboote wie schwarze Striche, nur durch das Glas zu erkennen. Auf dem Felsen gegenüber war es schwarz von Menschen, ebenso der Fuß des Berges im Windschutz mit Leuten besäuml.

Deutlich sah man, wie die schwarzen Punkte das Schiff erreichten, das der eine Dampfer mit schleppendem Mast und Takelwerk nach etwa einer Stunde glorreich einbrachte, gefolgt von all den tapferen kleinen Booten.

15. September. Ein englischer Dampfer, aber nichts von Norden. Wir sitzen hier wie auf Salas y Gomez. Der Kapitän hat nach Las Palmas telegraphiert und die Antwort lautet, wie zu erwarten war, daß die „Weser“ längst vorüber ist.

Ein Pläsier ist es auch nicht, beständig die schwarzen Zollwächter um sich zu haben, die Tag und Nacht auf dem Hinterdeck sitzen, auf unseren Bänken liegen und uns mit ihren gräulichen Zigarren anröcheln, wenn sie auch sonst bescheiden sind. Während sie hinten herumlungern, könnte man vorne schmuggeln, was man wollte.

16. September. Kein Schiff! Kein Schiff!

17. September. Fünf Schiffe, aber keins von Norden.

Unsere Augen können wir nicht aufheben zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt — wir sehen den ganzen Tag auf das Stückchen Meereseinfahrt, durch die das erlösende Schiff erscheinen muß.

18. September. Kein Schiff! Kein Schiff! Eins nach dem andern geht, alle nach Norden, keines nach Süden. Die See ist wieder durchsichtig und blau, die Berge violett, aber man hat kein Auge mehr dafür, wenn die Angst einem so das Herz zusammenschnürt. Morgen ist ein italienischer Dampfer fällig, aber wir müssen ihn sehen, um an ihn zu glauben.

Gestern früh gingen einige der Herren an Land und kamen erst um sieben Uhr abends zurück, sie hatten sich verklettert und nichts genossen, als etwas Kognak. Der eine kehrte mit blutigen Knien und Händen wieder, er hatte rittlings auf einem Grat gesessen und weder vor noch rückwärts gekonnt. Verzweiflungsvoll habe er durch seine Brillengläser nach oben und nach unten geschielt, wie ein Chamäleon, erzählten die anderen mit gutmütigem Spott. Um

einen großen Umweg zu vermeiden, hatten sie durch ein Stück Brandung gemußt, und ein alter Neger, der auf einem Felsblock saß und fischte, hatte ihnen ihren Anzug Stück für Stück an seinem schweren Angelhaken übergeholt. Als sie sich nun eben auf der anderen Seite wieder angezogen hatten, vermißte Herr v. d. Brucken seinen Stock, mußte also die Prozedur wiederholen; sie sahen dann zwei ziemlich große Haifische ganz nah und waren froh, nicht „gekniffen“ worden zu sein.

Herr Quentchen brachte mir ein Exemplar der niedrigen kleinblättrigen Fettpflanze, die den Bergen die grünlich-bräunliche Färbung gibt. Seit dem Regen haben wir eine Menge Heuschrecken; von Zeit zu Zeit ein trockner kleiner Schlag und es springt irgendwo eine Heuschrecke, doch sind sie harmlos.

Das Badewasser hat 26° R., aber da man bekanntlich nach warmen Bädern friert, ist die Nachwirkung doch erfrischend.

19. September. Der schönste, kühlfte, blau'ste Sonntag, aber kein Schiff! — Nach Tisch spielten alle shuttleboard an Deck, als plötzlich der erwartete Italiener erschien. Morgen sollen wir fort, und so werde ich doch noch, will's Gott, Rio zur Zeit erreichen.

20. September. So sehr wir die Abreise ersehnten, macht uns doch der Abschied das Herz schwer. Es gab Champagner zu Tisch „mit Herrn Vloet's Komplimenten“. Herr Vloet hielt eine kleine dankbare Rede und man trank auf das Wohl des Kapitäns und allseitige gute Reise, nur der irrepressible Herr Quentchen leerte sein Glas auf fröhliches Wiedersehen in St. Vincent, wenn der Italiener die Schraube gebrochen haben würde!

Nachdem man noch hatte warten müssen, bis der Obersteward jedem seine Rechnung zustellte — er hatte sich betrunken und eingeschlossen — fand endlich um halb sechs die Uebersiedelung statt.

So sind wir denn wirklich an Bord des Schnelldampfers „Città di Genova“ von der Gesellschaft Veloce. Unser alter Kapitän mit dem Doktor brachte uns selbst hin, hatte alles für uns berichtet und besorgt, ließ uns noch in seiner Gegenwart unsere Kabinen anweisen, dann Händeschütteln mit nassen Augen und fort waren sie. Wir fünf Neuen sahen uns in einem großen Eßsaal mit schmutzigem Tischtuch, Bänken ohne Lehne, alles vernachlässigt, die Stewards in zerschlissenen Livreen, die Betten mit unglaublich groben, aber zum Glück reinen Laken, das Mittschiff dicht gedrängt

von Auswanderern, meistens Italienern in ihren kleidsamen Trachten, einige nett und ordentlich, andere aber schrecklich; ich sah ein etwa sechzehnjähriges Mädchen am Busen ihrer Mutter ruhen und diese ihr frank und frei den Kopf absuchen.

Die Stewardess ist eine alte Hexe in rotem Rock und Kopftuch, namens Francesca. Unsere Genossen sind drei oder vier junge Damen mit ihren Kavalieren und einige einzelne Herren. Dazwischen sitzen wir armen Deutschen wie verraten und verkauft und grauen uns vor jedem Bissen, denn das Essen ist uns nicht nur ungewohnt, sondern auch so uneinladend wie möglich; bei Tisch wischt jeder seinen „reinen“ Teller ungeniert mit der Serviette ab. Wenigstens habe ich nun meinen Koffer erlangt; bis jetzt hatte ich nur meine Plaidtasche, in die ich zum Glück allerhand Nötiges gesteckt hatte.

Eine große Annehmlichkeit ist indessen das elektrische Licht; die Kabinen sind einfach ausgestattet, aber geräumig, die Fenster sehr groß, auch die Ventilation vortrefflich und das Deck hoch, was sehr nötig ist, denn die unmittelbare Nähe der Zwischendecker, die bis an die Schwelle des Eßzimmers lagern und die Treppen besetzen, ist sehr lästig; abgesehen von den menschlichen Gerüchen, kommt zu dem üblichen Garküchenduft noch Zwiebel-, Oel- und Waschdunst; dazu schnupfen die Italiener, und was mittschiffs geraucht wird, kann man sich denken. Die arme Frau Vloet sitzt abwechselnd, so lange sie es aushalten kann, oben oder unten, immer mit dem Taschentuch vor dem Gesicht. Und das in der Mitte des freien Ozeans mit der herrlichsten Luft rings umher! So jämmerlich saßen wir gestern beieinander, daß Herr v. d. Brucken losbrach: „Wenn das meine Mutter wüßte!“, was ich auch schon hundertmal gedacht hatte. Welch ein Paradies wird der „Regulus“ sein nach diesem Fegefeuer!

Und dieses „verwohnte“ Dampfschiff ist erst drei Jahre alt, wunderschön geplant und gebaut; das erschreckliche Schaukeln wäre allerdings nicht abzuändern, denn es ist als Schnelldampfer sehr hoch und schmal. Uebrigens führt es keine erste Klasse; das erklärt die Einfachheit, entschuldigt aber nicht den Schmutz.

Morgens um halb acht gibt es schwarzen Kaffee, der untrinkbar ist oder erbärmlichen Tee, in dem man trübselig seinen steinharten Schiffszwieback zu erweichen sucht. Um zehn Uhr colazione, Brühе, Mettwurst, Omelettes aux tomates, Reis mit Huhn, Käse, Bananen und Aepfel, um vier

Uhr Diner, „und dann können wir ein Kreuz machen und zu Bette gehen“, sagt Herr Vloet.

Herr Quentchen ist ein wahrer Segen für uns; es richtet einen selbst auf, wenn man jemand bei allen Widerwärtigkeiten immer guten Humor behalten sieht.

Indessen die Tage vergehen und die Luft ist frisch und kühl. Heute nacht wollte ich das Fenster schließen, weil der Wind so heftig wurde; der Himmel war bezogen, nur nach Süden hin eine freie Stelle und darin strahlte mir zum ersten Male klar und herrlich das Kreuz entgegen.

21. September. Die arme Frau Vloet ist ganz elend und genießt fast nichts mehr, weil ihr alles widersteht; ihr Mann ließ ihr Kartoffeln in der Schale kochen, die man wenigstens ohne Verdacht essen kann. Diese armen Leute haben wirklich Unglück. Die Hinreise nach Marseille machten sie auf einem Schiffe der Messageries maritimes und konnten nicht genug erzählen, wie entsetzlich es da gewesen wäre. Nun waren sie ganz glücklich auf der „Baltimore“ gewesen, nie wieder würden sie auf einem anderen als deutschen Schiffe fahren, versicherten sie; da müssen sie es von neuem so unglücklich treffen.

Ein undefinierbares Gericht wurde gestern aufgetischt, es sah aus wie Bandwurm mit Tomaten und war zu den frutti di mare gehörig. Heldenmütig wollte ich es versuchen, konnte aber mit dem Messer nicht durchdringen. Auch die Suppe, dick wie Gemüse aus Kartoffeln, Bohnen und Macca-roni, war für mich uneßbar. Der Steward Luigi flüsterte mir zu, ob ich lieber Brühe wollte, was ich dankbar annahm. Dann sehr gute Artischocken und vortreffliches Roastbeaf — gerecht muß man sein.

Abends vollführten die Italiener einen Höllenlärm und sangen schließlich die Marseillaise.

Es macht mir immer Vergnügen, vom Deck und der Brücke aus das Gewühl mittschiffs zu beobachten; es sind ganz alte Leute darunter, in einer Familie Urahn, Großmutter, Mutter und Kind, eine andere ist mit elf Kindern gesegnet und es ist eine tröstliche Vorstellung, daß jedes Kind auf dem neuen Boden eine Hilfe und ein Reichthum sein wird, statt, wie im alten Vaterlande, eine Sorge und Last.

Was mag sich nicht alles in solch einem Haufen Auswanderer zusammenfinden! Man möchte wie Asmodäus die Dächer abheben, aber in wieviel Not und erfolgloses Ringen, in wieviele verzweifelte und gebrochene Existenzen würde man hineinsehen! Uns allen ist ein Mann aufgefallen, offenbar Deutscher, groß und kräftig, mit breitem Nacken, wetter-

hartem Gesicht, ergrauendem Haar, starkem rötlichen Schnurrbart. Wenn er zwischen den Italienern hinschreitet mit starken Schritten, die Zinnschüssel in der Hand, um sich seine Ration aus der Kambüse zu holen, glaubt man unwillkürlich, einen Säbel auf dem Pflaster klirren zu hören; der Kavallerieoffizier verrät sich trotz wollener gestrickter Jacke, groben Tuchhosen und abgegriffener Jagdmütze.

Das Zwischendeck ist hoch und luftig mit offener Luke, so daß man einen Teil der Frauenseite überblicken kann. Die Frauen- und Männer-Abteilung wird abends um acht Uhr durch ein Seil getrennt, unter dem sie durchkriechen.

Eines Abends tanzten zwei Männer unter großem Zudrang die Tarantella, der eine, ein hübscher Junge, machte die Dame mit solcher Anmut und Koketterie, daß ich mich lange nicht überzeugen konnte, ob es nicht doch etwa ein Mädchen wäre. Dann stopfte sich ein anderer einen Höcker und trieb allerhand Possen als Polichinell. Abends und mittags liegen Frauen und Mädchen reihenweise auf dem platten Boden und schlafen; wenn es dunkel wird, „ninnern“ die kleinen Kinder, bis die Mütter mit ihnen verschwinden, die älteren sieht man sorglich ihre Strohstühlchen beiseite bringen. Das Essen soll sehr gut und reichlich sein und jeder ein großes Glas Rotwein bekommen, wie auch bei uns roter Tischwein einbegriffen ist.

22. September. Dies ist der vierte Tag, also noch sieben. Ich lege mich jetzt zwischen colazione und pranzo in die Koje, denn oben blendet es zu sehr. Auf der „Baltimore“ stand das Rauchzimmer auf Deck, von einer Seite war immer Schutz und Schatten; das fehlt hier und wir haben frischen Südostpassat. Das Schiff schlingert stark und der Wind ist so feucht, daß alles sich klebrig anfaßt. Es ist sehr kühl und soll es noch mehr werden. Heute früh passierten wir die Linie; es gab Champagner zu Tisch, sonst merkte man nichts davon.

Eine sonderbare Einrichtung auf diesen Dampfern ist, daß das Personal für das Schiff und das für die Passagiere ganz getrennten Ressorts angehört. Mit dem Kapitän hat man nichts zu tun, ich habe ihn noch nicht zu Gesicht bekommen, dagegen steht ein commissario an der Spitze der inneren Verwaltung, der bei Tische den Vorsitz führt und unter Umständen die vollziehende Gewalt hat, die sonst dem Kapitän allein zusteht.

Immer von neuem bin ich überrascht von der vollkommenen Oede des Ozeans, in dem wir doch nur ein kleiner

Zufall sind. Wir stürmen vorwärts Tag und Nacht, mit vierzehn Meilen die Stunde und immer das gleiche blaue Meer, „ewig wechselnd“ zwar, sonst aber nichts, weder Vogel, noch Fisch, noch Qualle, noch Meerleuchten, — kein Segel, keine Rauchsäule, und wir sind doch in der befahrensten Gegend.

„Was sehen wir denn vom Ozean?“ sagt Herr Quentchen. „Zwanzig Meilen von hier kann alles Mögliche sein.“

Freilich unterschätzt man die Größenverhältnisse; als unsere Welle brach, waren wir mitten in der Dampferlinie, nach den Listen mußten am Tage darauf sieben Dampfer allein aus England und Deutschland des Weges kommen, ungerechnet was von Süden erscheinen konnte und mußte, und wir begegneten nur dem einen Frachtdampfer und ohne ihn trieben wir jetzt vielleicht der afrikanischen Küste zu.

Heute sah ich einmal den Sonnenaufgang, der dieselben Farbenspiele bot, wie der Untergang, nur daß der Himmel betupft war mit Tausenden von rosa Engelsköpfchen, dazwischen perlmutterne Windstriche. Ueberhaupt habe ich nie zuvor so zerhackte und zerwehte Wolkenbildungen gesehen wie hier. Auch der erste feine Streif des jungen Mondes war zu sehen, grünlich glänzend auf dem rötlichen Grunde.

24. September. Was denkt Ihr, das ich sah, als ich aufstand?! Land! — niedriges felsiges Land und den seltsamsten Felsen, den man sich denken kann; es war die Insel Fernando Noronha, eine brasilianische Verbrecherkolonie. „Die Kerle haben es da gut,“ sagte Herr Quentchen, „sie kriegen ein Stück Land und es ist sehr fruchtbar, sie haben Wasser und das gesundeste Klima, sogar die Frau dürfen sie mitnehmen.“ — Nach wenig Stunden sank es blau und neblig in die See zurück. Diese Nacht war schrecklich; Licht konnte ich nicht machen, das elektrische wird um elf Uhr ausgedreht; an Schlaf war nicht zu denken, so rollte und stampfte das Schiff. Auf dem Verdeck rutscht man mit den Stühlen und jedesmal kreischen und schreien die Italiener. Wenn sie nicht oben sein können, sitzen sie unten und spielen Lotto; es sind nur diese wenigen Leute, aber der Ausrufende brüllt sein: „venti-due! — Sessanta-sei!“ mit einem Pathos, als stünde er auf der Bühne und wäre eben bei der tragischen Stelle.

Ich stemme die Füße gegen den Koffer und schreibe auf den Knien, wie Humboldt, sans comparaison, anders geht es nicht. Vorhin packte ich meine Handtasche aus und fand in einer kleinen Tüte ein vergessenes Stück Ingwer; das war ein Fund!

25. September. Pernambuco, und so wäre wenigstens Brasilien erreicht. Um zweier „lumpiger Personen“ willen, hält der Dampfer hier und in Bahia, sonst ginge es direkt. Von den übrigen Reisenden durfte niemand an Land, außer Herr Quentchen, der Geschäfte dort hatte. Er kam sehr niedergeschlagen zurück, denn er hatte bei einem Barbier eine Zeitung gefunden mit haarsträubenden Berichten über die Cholera in Hamburg. Wir sind alle sehr bestürzt; jeder von uns hat dort Verwandte oder Freunde. —

Pernambuco liegt auf niedrigen grünen Hügeln am Strande, rechts davon, höher und schöner, Olinde, doch waren wir zu entfernt, um mehr als den allgemeinen Eindruck zu haben. Die See ging sehr hoch und höchst merkwürdig waren eine Menge ganz kleiner Flöße, die man nur dort sieht und auf denen sich die Fischer weit in die See hinauswagen. Solch ein Floß besteht nur aus fünf oder sechs kurzen Stämmen, an denen ein braunes dreieckiges Segel klebt, wie ein Schmetterlingsflügel. Der Mann sitzt auf einer hohen Bank ohne Lehne, wie auf einem Stuhl, was sich befremdlich macht, und es sieht tollkühn aus, wenn sie so, wie auf einem Brett, über und durch die Wellen schießen; das Wasser geht beständig darüber fort, daher der erhöhte Sitz. Natürlich kamen Boote von der Stadt und boten Kokosnüsse, Ananas, grüne Papageien, Streichhölzer usw. feil.

26. September. Bahia. Auch von Bahia sah ich nur die Außenseite und diese ist vielversprechend; ein steil abfallender Höhenzug, herrlich bewaldet; da hinein und hinauf zieht sich die Stadt mit einer Menge Kirchen und Klöster, dazwischen Gruppen hoher Palmen. Der Hafen ist großartig, eine imposante Menge großer und größter Schiffe lagen vor Anker, dazwischen ein lebendiger Verkehr kleinerer Fahrzeuge, unter denen eine besondere Art großer Lastboote uns auffiel, von ein bis drei Masten, mit je nur einem, aber riesigen Segel. Sehr merkwürdig waren mir auch Einbäume aus einem glatten dunklen Stamm; erst sah ich das Kanoe selbst gar nicht, nur das tief geneigte kleine Segel und die zwei schwarzen Insassen weit auf der andern Seite überhängend, um das Gleichgewicht zu halten; diese Einbäume sollen Myrtenstämme sein und es ist wunderbar genug, das älteste, ursprünglichste aller Fahrzeuge neben den Kolossen neuester Konstruktion in Gebrauch zu sehen.

In Bahia verließ uns eine unserer Damen, eine junge Mulattin, die aus einer spanischen Pension zurückkehrte

und von einem unnahbaren, fetten blonden Papa abgeholt wurde. Als wir binnen kamen, verschwand sie in ihre Kabine und erschien bald darauf in überraschender Farbenpracht wieder; blauer Hut mit Rosen, lila Kleid, grüner Sonnenschirm und hellrosa seidene Handschuhe, die sie vor freudiger Erregung kaum anstreifen konnte. Zum ersten Male sah ich jetzt die Verachtung gegen Farbige; das gesamte Dienstpersonal betrachtete das arme Kind und seinen Putz mit unverhohlenem Sarkasmus, und Luigi hatte gar die Unverschämtheit, mir einen Blick zuzuwerfen, den ich natürlich nicht verstand.

Auch Vloet's trennten sich hier von uns, da die Frau sich offenbar auf diesem Dampfer nicht erholen konnte. Sie ist schwesterlich gut gegen mich gewesen und es tat mir leid, sie zu verlieren; ich ahnte nicht, wie bald ich mich freuen würde, daß ihr der fernere Aufenthalt auf dem Schiff erspart worden war.

Von unseren Reisegefährtinnen behielten wir also nur die beiden italienischen jungen Frauen; die eine, sehr brünett, mit feinen Zügen, hatte einen unangenehmen, dicken, älteren Mann, die andere, rundlich und pikant, mit vollen roten Lippen und schönen Augen, einen jungen Lebensgefährten mit stechendem Blick und langer schmaler Nase. Es schienen kleine Kaufleute oder Gewerbetreibende zu sein. Von ihrem Italienisch konnte ich so gut wie nichts verstehen, doch hörte man öfter, daß sie sich zankten, besonders das jüngere Ehepaar, und eines Morgens beim Frühstück schlug der Mann plötzlich die Frau, ohne daß man eine Provokation bemerkt hätte, so, daß die Wasserflasche umfiel. Abends — wir Deutschen sitzen meist für uns auf der anderen Seite des Decks — hörte man drüben wieder einen Wortwechsel, der immer heftiger wurde. Das ältere Paar schien die Partei der jüngeren Frau gegen ihren Mann zu nehmen. Plötzlich Wutgebrüll, ein langgezogener Aufschrei und Röcheln, Tumult, Stühleumwerfen und Schreckensrufe: „Sangue! Sangue!“ Mit entsetzten Augen stürzte die ältere der jungen Frauen an uns vorbei: „sono morta di paura!“*) und eilte über die Brücke nach dem commissario. Luigi und Francesca rannten hin und her mit Schwamm und Wasser: „O Signora! O Signora!“ Nach einer bangen Stille erneutes entsetztes Schreien und Ringen. Da endlich kam der Doktor und der commissario. Dieser zeigte denn auch die nötige

*) „Ich bin tot vor Schrecken!“

Energie und verbot dem Ungeheuer von Mann, der noch immer sein Opfer drohend umkreiste, sich zu nähern, sonst würde er ihn schließen lassen. Die ältere Dame ging schluchzend am Arme ihres Mannes auf und nieder. Alles saß und stand verstört umher. Mit der Zeit müssen sich jedoch die Hauptakteure abgekühlt haben, denn die verletzte Frau, die oben unter Aufsicht des Arztes einige Stunden vollkommene Ruhe gehabt hatte, wurde von ihm und ihrem Manne in ihre Kabine gebracht und wir haben sie nicht wieder gesehen.

Was eigentlich vorgegangen war, ob er sie geschlagen hatte oder erwürgen wollte, erfuhr man nicht und mochte man auch nicht fragen. Niemanden fiel es übrigens ein, die Blutflecke auf Deck und Bank abzuwaschen; sie blieben, bis der Regen sie verwischte.

Wie unbehaglich das Ende der Reise durch diesen Vorfall wurde, kann man sich denken. Es war geradezu schrecklich, diesen Menschen, der von da an wie ein Mörder gemieden wurde, beständig vor Augen zu haben und mit ihm an einem Tisch zu essen. Ich fürchtete immer, die offenbare Mißachtung möchte ihn noch zu irgend einem anderen Akt sinnloser Wut hinreißen, und wagte mich nie hinauf, wenn ich nicht Herrn v. d. Brucken oder Herrn Quentchen oben wußte.

29. September. Endlich! Endlich! Heute sollen wir in Rio sein! Schon vor Tage stand ich auf, packte alles fertig, schnallte die Schirme ein, nahm meinen Gummimantel und ging an Deck. Regen und alles grau, aber was tat das! Kamen wir doch wirklich an. Hier und da zeigte sich eine Bergkuppe oder Insel, das Wetter begann sich aufzuklären. „Das Blau lappt bereits!“ sagte Herr v. d. Brucken hoffnungsvoll. Bald kam auch links der berühmte Zuckerhut, rechts das Fort Santa Cruz in Sicht, schon sah man den Hafen deutlicher, schon suchte ich klopfenden Herzens die Schiffe mit drei Masten zu unterscheiden. Da kommt ein kleiner Dampfer heran mit roter Flagge, und ein Mann in Uniform winkt und schreit: „Isola grande! Isola grande!“ — Quarantäne!! — und die „Città di Genova“ wandte sich und fuhr mit voller Fahrt ins offene Meer zurück, vier Stunden lang nach Süden, auf grauem Wasser, unter klaterschendem Regen!

Die Cholera muß also auch in Italien sein, aber wie wir sie hätten bringen können, da sie dort noch nicht ausgebrochen war, als wir St. Vincent verließen, ist schwer ersichtlich.

Wäre es nur unter anderen Umständen gewesen, wir hätten uns des Abstechers freuen müssen. Der Regen hörte nach und nach auf und wir fuhren zwischen Inseln und Gebirgszügen durch, als hätte sich ein Stück der Schweiz ins Meer verirrt. In den schönsten Formen stieg eine Insel, eine Bergspitze nach der anderen vor uns auf, in den kühnsten Linien tauchten sie ins Meer zurück, überkleidet mit dem üppigsten Grün, aus dem sich zypressenartige Bäume und Palmen erhoben. So kamen wir in eine wundervolle stille Bucht und warfen der kleinen Quarantäne-Station gegenüber Anker. Ein paar verstreute Häuschen liegen vor uns, einige Fußwege führen aufwärts, aber diese Spuren menschlichen Daseins verschwinden unter der Großartigkeit der Umgebung. Die Berge sind mit Urwald bedeckt, durch das Glas unterscheidet man die Pflanzentypen, die von den unseren abweichen, das hohe Rohr, die spitzen Aloës und Kakteen, allerhand gewundene Cedern, Palmengruppen u. a. Mir fiel die Bemerkung von Avé-Lallemant ein, daß man mit dem Worte Urwald immer den Begriff des Großartigen verbände, während man darunter nur den unberührten Urwuchs verstehen sollte; sehr oft bestünde er aus einem Gewirr von Gewächsen und Stämmen, die weder besonders dick noch hoch wären. Jedenfalls haben wir diese Art vor Augen.

Sehr charakteristisch sind die vielen kleinen Inseln; dicht begrünt mit großen niedrigen Büscheln, gleichen sie riesenhaften rockeries. Rings umher Felszüge und Bergreihen in lila Duft mit Rosa angehaucht, in jeder Schlucht zieht sich das sanfte Grün bis an das Meer hinunter, das heut ein milchiges Ansehen hat wie Gletscherwasser.

Und wir erwarteten das, die Pflanzenformen sind uns geläufig, aber welchen Eindruck hätte es auf die Ersten machen müssen, die den neuen Erdteil betraten, wären ihre Augen schon für landschaftliche Schönheit erzogen gewesen. Daß wir Amerika gerade zu seinem Jubiläum betreten, legt einem solche Vorstellungen nahe und ist eine feine Aufmerksamkeit des Schicksals. Mit uns liegen noch sechs Schiffe hier, darunter ein Kriegsschiff, dessen Hornsignale seltsam hinausklingen in diese weltabgeschiedene Stille.

Trotz alledem ist die Enttäuschung schwer; ich hatte zu fest erwartet, noch heute in Ithaka zu sein, und begreife nicht, wodurch ich Poseidon so beleidigt habe; bin ich doch gewiß die Letzte, die jemandes Rinder stehlen würde, „noch hat mich jemals liebend beschützt die Göttin der Weisheit, Pallas Athene!“

30. September. Am Vormittag wurde das ganze Schiff mit Karbol verpestet; dann waren wir frei und hatten diesmal die herrlichste Einfahrt der Welt, in jedem Sinn. Zum zweiten Male passierten wir die kleinen Forts Santa Cruz und Villegagnon, und nun, endlich! endlich! waren wir glücklich in der Bucht; nun endlich kam auch der Dampfer mit dem Arzt und neben ihm saß ein Herr in Weiß mit rotem Gesicht und hellem Bart — das war Jürgen.

Was nun folgte, sehe ich nur durch einen goldenen Nebel; wie der Strom der Auswanderer an uns vorüberdrängte, dem Ausgang zu, wie die treuen Gefährten, Herr Quentchen und Herr v. d. Brucken, sich verabschiedeten, wie wir auf der Dampffähre über die weite Bucht hinfuhren. Wie im Traume sehe ich uns einen langen steinigen Weg um einen Hügel zurücklegen, und wie man in Augenblicken tiefer Erregung unwillkürlich auf die unbedeutendsten Dinge achtet, so haben sich mir die unscheinbaren Häuschen, an denen wir entlang gingen, unauslöschlich in die Seele geprägt, die Negerkinder, die im Sande spielten, die Vorgärtchen mit ihren Palmen, Amaryllis und allerhand fremdem Kraut, und wenn ich mir diesen Gang durch die hereinbrechende Dunkelheit zurückrufe, steigt vor meinem inneren Auge zuerst das Bild eines ganz kleinen verwilderten Gartens auf, über dessen Mäuerchen eine fast blätterlose Baumwollstaude ihre kahlen Ruten fortstreckt, daran in einer dünnen Kapsel noch ein weißes Fläuschchen hängt. —

Es war finster, als wir den Strand wieder erreichten und ein Boot uns übersetzte nach dem „Regulus“, dessen schwarze Masse sich kaum noch erkennen ließ. Ich stieg das Fallreep hinauf, während Jürgen den Bootsmann bezahlte; Hände streckten sich mir entgegen, um mir über die Verschanzung zu helfen, freundliche Stimmen hießen mich willkommen; ich ging die wohlbekannte Stiege hinunter in die Kajüte, wo die Lampe brannte, die alte braunrote Decke auf dem Tisch lag, wo Blumen mich begrüßten und Abendbrot bereit stand, und, Gott sei dank, ich war daheim! — „Daheim! daheim! nach so viel Wandertagen, nach so viel Nächten, wo ich sturmverschlagen“ — ich weiß es nicht weiter, aber es ist von Geibel und es endet:

„welche Zauber liegen
In diesem kleinen Wort: daheim!“

II.

Rio de Janeiro.

2. Oktober.

Also Rio! Ich konnte am nächsten Morgen kaum erwarten, an Deck zu kommen und den ersten Rundblick zu tun. Weithin dehnt sich nach allen Seiten die Bucht, nur undeutlich sieht man die Stadt, die sich am Fuße der Berge hinstreckt; wohin das Auge sieht, bewaldete Inseln, hier eine kleine, von welcher aus dichtem Grün ein weißes Häuschen schimmert, auf anderen größere Ortschaften oder die hellen Kuppeln einer Kirche, Hügel, Bergreihen, Felsen kulissenartig hintereinander und die üppigste Vegetation überall. Es war Sonntag, in der Stadt daher nichts auszurichten, und mir lag vor allem daran, den neuen Boden zu betreten und ins Freie zu kommen. Das Schiff liegt am Ballastplatz, in der Nähe einiger Inseln, auf denen der Granit, der als Ballast dient, gebrochen wird; man hört beständig das Picken der Hämmer und von Zeit zu Zeit den Knall einer Mine. Schade um die schönen Inseln!

Wir nahmen das Boot, fuhren an das zunächst liegende Ufer, erstiegen einen Hügel und kamen an einem von Grün überwucherten Brunnenhäuschen vorbei, das mit einer einzigen großen Steinkuppe gedeckt war. Oben kreuzten wir zwischen dürrerem Gras und stacheligem Gestrüpp den Pfad brauner Ameisen, deren jede ein abgebrochenes Blattstück mit sich schleppte; wir gingen ihm nach und der Weg, den sie dichtgedrängt so zurückgelegt hatten, betrug etwa dreißig Schritt. Den Versuch, in den Wald zu gelangen, mußten wir aufgeben, es war unmöglich, auch nur einen Fuß weit einzudringen.

Im Hinabsteigen folgten wir einem verwachsenen Fußweg und fanden uns zu unserer Ueberraschung plötzlich vor einem verlassenem Hause; in den Zimmern hingen noch Fetzen Tapete, das Dach war fast versteckt unter der dunkeln Krone eines Mangobaumes, die Veranda auf der vorderen Seite ruhte auf dicken Säulen, um welche Clematis und Kletterrosen bis zum Dach hinauf ihre blühenden Ranken gesponnen hatten, Büsche und Stauden drängten sich bis über die Schwelle, und der Blick zwischen den Wipfeln der tiefer am Abhang stehenden Bäume war nach allen Seiten hin ganz entzückend. Es war ein wahres Märchenhaus, auch ergriffen wir sogleich in Gedanken Besitz, kauften es für ein wenig, setzten es hübsch instand und be-

schlossen unsere alten Tage auf diesem paradiesischen Fleckchen Einsamkeit im Herzen der größten Stadt des südlichen Kontinents.

Als die Sonne fast im Mittag stand, eilten wir hinunter, rückten das Boot ins Wasser und eben, als wir abstießen, kam aus einem der kleinen Häuser am Strande ein ältlicher Portugiese mit großem Strohhut und nackten Füßen gelaufen mit zwei großen duftenden Rosen, die er, durch das Wasser wadend, mir reichte; wahrscheinlich tat es ihm leid, daß ich nichts als Feldblumen zu pflücken gehabt hatte.

Wir kamen nicht wieder dorthin, aber von Deck aus konnten wir „unser Landhaus“ sehen und unsere Luftschlösser weiter bauen.

Vor allen Dingen mußten wir am Montag auf die Douane, um die Koffer zu holen, die gleich vom Dampfer auf die Alfandega, das Zollamt, geschafft werden. Da wir aber, leider! kein Portugiesisch verstehen, mußten wir zuerst zum Shiphandler Tavares, dessen deutscher „runner“, jederzeit zu Dienst und Vermittlung bereit, uns auch bald durch die staubigen Speicher der Alfandega von einer erhöhten Schreibstelle zur anderen geleitete. Drei meiner Koffer waren bald gefunden, der vierte aber, natürlich der beste, wichtigste, unentbehrlichste, war nirgends zu erblicken, ebensowenig die Schirme, die mit dem Klappstuhl zusammengeschnallt waren. Plötzlich sah ich hinter einem der Schreibpulte den Blechkasten, der die Pfefferkuchen für Weihnachten enthielt, alles Suchen aber nach den übrigen Gegenständen blieb vergebens. Als ich nun verzweifelnd stand, trat Signor Manuel vom italienischen Dampfer auf mich zu, der französisch spricht, und sagte mir, er habe seinen Koffer ebenfalls vermißt und ihn dann, auf meinen stehend, noch auf der „Cità di Genova“ gefunden und man habe ihm versichert, sie würden an diesem Nachmittag noch ausgeschifft werden. Das war ein großer Trost; ich schloß die anderen Koffer auf, die Herren stöberten etwas darin herum und damit wurden wir entlassen. Den fehlenden Koffer bekam ich glücklich, doch Stuhl und Schirme sah ich niemals wieder.

5. Oktober. Es regnet, was vom Himmel will; Jürgen ist in der Stadt mit einer langen Liste. Gut, daß wir die ersten schönen Tage haben benutzen können. Ich müßte Euch nun Rio beschreiben, aber das ist unmöglich; man kann keine Idee geben von der Größe, Mannigfaltigkeit und Herrlichkeit, die hier vereinigt sind: Rio ist eben alles,

prachtvoll und primitiv, wild und lieblich. Als hätte man die Schweiz halb unter Wasser gesetzt, so ragen Grate, Hörner und Hochgebirgskuppen aus dem Meere, und die Phantasie wird nicht müde, die schöngeschwungenen Linien weiter zu ziehen bis tief hinunter in die unergründliche See. Der einzige Fehler dieses enormen Beckens ist eben seine Ausdehnung, sagt Jürgen; alle Flotten der Welt vereinigt würden bequem hier ankern können. Dabei hat der Hafen nur eine schmale Einfahrt, durch die schon erwähnten kleinen Forts Santa Cruz und Villegagnon geschützt. Villegagnon soll nach dem Erbauer genannt sein, einem hugenottischen General unter Coligny, wie er aber hierher gekommen ist, ahne ich nicht und kann ich auch nicht ausfindig machen.

Wir forderten in der bedeutendsten und noch dazu deutschen Buchhandlung einen Führer, erhielten aber nur eine Karte der inneren Stadt, in dem begleitenden „Guia“ waren nichts als die Namen der Straßen, Kirchen usw. angegeben. Ich fragte, ob denn nicht eine Art Bädeder für die vielen Fremden und Einwanderer existiere. „So weit sind wir hier noch nicht“, sagte der Commis mit überlegenem Lächeln, als ob der erste Buchhändler am Platz das nicht selbst hätte in die Hand nehmen können. Doch sagte mir schon Herr Quentchen: „Das Hauptwort in Brasilien ist pazienza! Niemand zerreißt sich hier den Pelz und tut heute, was er auf morgen verschieben kann.“

Welch' ein Paradies müßte Rio sein ohne gelbes Fieber und mit sicheren geordneten Zuständen. Vielleicht kommt es noch einmal dahin. Immer wieder hörten wir die politischen Umwälzungen als das Werk einer kleinen militärischen Partei beklagen, an der die eigentliche Bevölkerung keinen Anteil hätte. Und was die Gesundheitspflege anbelangt, so steckt sie noch in den Kinderschuhen. Die schlimmsten Stellen habe ich nicht gesehen, Jürgen's Schilderungen des ersten Platzes, an dem das Schiff lag, um zu löschen, sind haarsträubend; doch waren auch viele der Straßen, die ich sah, unglaublich eng und vernachlässigt und müssen bei schlechtem Wetter kaum zu passieren sein. Auch die Menge greulicher Hunde, die sich überall umhertreiben, sind keine Annehmlichkeit.

Das Pflaster ist furchtbar, Trottoirs nicht erhöht, und mitten durch das dichteste Gewimmel galoppiert klingelnd die Pferdebahn, die eher Maulbahn heißen sollte, da sie durch Maultiere gezogen wird. Diese Maulbahnen, bonds, — die Hauptlinie natürlich ein englisches Unternehmen — ver-

mitteln den Verkehr der Stadt sowohl im Innern, als auch mit den Vorstädten und sind zwar keine aristokratische, dafür aber eine um so praktischere Art der Beförderung. Die Wagen sind niedrig, mit offenen Bänken unter einem Verdeck. Der farbige Kutscher, der keine Peitsche führen darf, bedient sich statt dieser des Lederriemens mit raffiniertem Geschick, um das willige Eselchen oder auf den längeren Strecken die beiden kräftigen Maultiere beständig in Galopp zu halten. Der Preis ist niedrig; für zwanzig Pfennig kann man bis durch die Vorstädte auf gutem Makadam stundenlang fahren; der Kutscher hat manchmal die ganze Hand voll zusammengedrückter Scheine zu hundert und zweihundert Reis; hundert Reis = zwanzig Pfennig. Während der Fahrt wird auf- und abgesprungen; entgleist der Wagen, so steigen Kutscher und einige der Fahrgäste ab, heben ihn wieder auf die Schienen und im Galopp geht es weiter. Wir sahen im Vorüberfahren einmal Hunderte von Maultieren auf einer umzäunten Wiese. Die barbarische Behandlung dieser armen Tiere scheint sich dort, wie in südlichen Ländern überhaupt, ganz von selbst zu verstehen; niemand kümmert sich darum, und ein deutscher Kapitän, der genug Portugiesisch wußte, um seinen Gefühlen energisch Luft zu machen, wurde von den übrigen Insassen mit Staunen betrachtet. Einmal sagte mir auch Jürgen ganz empört: „Laß uns absteigen, ich kann es nicht mehr mit ansehen.“

In der Hauptstraße darf kein Wagen fahren; daß es die feinste Straße ist, sieht man an dem Reichtum der Schaufenster — sie heißt auch Rua do Ouvidor — und am Publikum, denn sonst ist sie nicht viel breiter noch besser als andere. Hier, wie anderwärts, drängt sich mit Lärmen und Geschrei die bunteste Menge, bunt von Farbe und bunt von Haut; Mulattinnen mit blau und gelben Tüchern, Lastträger, die mit einem untergelegten alten Sack die unglaublichsten Dinge auf dem Kopfe balanzieren; dort schleicht eine alte weißhaarige Negerin mit einem Oelfläschchen zum Kaufmann, da geht barfuß mit rüstigem Schritt in vollem Staat eine schwarze Schöne, die ihre grünen Pantoffel unbefangen auf dem Wollhaar trägt. Dazwischen sieht man elegante Herren mit einer Blume im Knopfloch und Damen in hell-lila und gelber Seide von Pariser Schnitt auf diesem Pflaster einerschreiten, wie auf einem Boulevard, Toiletten, wie ich sie seit dem Markusplatz nicht wieder unter freiem Himmel gesehen habe. Ich bemerkte viel üppiges Haar, und manches bräunliche Frauengesicht ließ ein Bärtchen sehen,

das einen Fährnich mit Neid erfüllt hätte. In der Mitte der Straße stehen von Zeit zu Zeit „fliegende“ Blumenverkäufer mit Sträußchen in Pyramiden wie zum Kotillon geordnet, und im Vorübergehen umschmeichelt einen der Duft von Parmaveilchen und Gardenien. Ich trug einen Strauß hochroter Blumen, eine Art Wachtelweizen, den mir Jürgen am Wege gepflückt hatte; der Kapitän, der uns begleitete, meinte, sie müßten giftig sein, denn jeder sähe sie an; beim Shipchandler aber wurde mir gesagt, es wäre das gewöhnlichste Unkraut, deshalb fiel es den Leuten auf. Wieviel kostbare Zeit habe ich durch den Aufenthalt in St. Vincent verloren! Jeder Tag bringt es mir mehr zum Bewußtsein. Jürgen ist seit drei Wochen hier, zwei Tage nach ihm hätte ich mit der „Baltimore“ eintreffen sollen und wie hätten wir die Zeit zwischen dem Löschen der Ladung und dem Einnehmen des Ballasts genießen können!

Natürlich lag mir vor allem der botanische Garten am Herzen und eines Nachmittags fuhren wir hin. Ich kannte ihn aus Beschreibungen und Photographien, aber als ich nun wirklich die langen Alleen der Königspalmen vor mir sah, diese schlanken Stämme von wenigstens 120 Fuß Höhe, war der Eindruck geradezu überwältigend. In der Mitte wirft ein Springbrunnen seine Schleier in die Luft, die Anlagen rings umher sind herrlich. „Was köstlich wächst in allen Himmelsstrichen“, ist, soweit es das Klima erlaubt, hier vereinigt, und ich empfand bitter meine botanische Unwissenheit; sicher bin ich achtlos an den interessantesten Dingen vorübergegangen. Auch die Unkenntnis der Landessprache macht sich empfindlich geltend; es standen schwarze Beamte umher, aber man konnte keine Frage stellen, wenn sie die Auskunft auch hätten geben können. So mußten wir uns wohl oder übel mit den äußeren Eindrücken begnügen.

Erstaunlich war uns besonders ein Gang von Bambus, der sich oben wölbte und so dicht stand, daß es darunter beinahe dunkel war; dann eine Allee von Mangobäumen, graue, in den Wurzeln verzweigte Stämme, die an Olivenbäume erinnern, oben die breite, fast schwarze Krone mit glänzenden dunkelgrünen Blättern. Das Schönste aber blieben für mich die Palmen. Schön sind die dicken Blütenbüschel, die aus den starken rötlichen Scheiden hervorbrechen und an andern die Gehänge kleiner schwarzer Früchte, Palmkerne, die ähnlich wie Oliven schmecken und zu jedem Essen mit Radieschen und einer Art *Kyclanthera*-schote, als Pickles auf den Tisch gesetzt werden. Sehr schön waren auch Gruppenpflanzen an einem kleinen

Wasserfall und wunderschön die lange Fahrt zurück durch die Vorstadt Botafogo, an einer Lagune, die wie ein Alpensee von waldigen Höhen umgeben ist. Hier liegt ein ideales Landhaus neben dem anderen, im Schatten riesiger Bäume. Palmen und Bambus stehen am Eingang, Blumen in lebhaftesten Farben leuchten durch die Gitter. An solch einer Pforte lehnte eine junge Dame und sah die Straße hinunter, als erwarte sie jemand; sie hatte eine weiße Rose in ihr schwarzes Haar gesteckt und spielte mit dem Fächer.

6. Oktober. Aber nun hört und staunt!

Nicht weit von dem Pão d'Assucar (Zuckerhut) liegt der zweithöchste der umgebenden Berge, der Corcovado, mit einer furchig aufgesetzten Zacke, und dort hinauf, *horribile dictu*, führt eine Zahnradbahn. Indessen „von Kalb sieht's, von Kalb darauf zu“. Wir verabredeten uns mit einigen Kapitänen, und als am Morgen die Spitze klar war, begaben wir uns um halb zehn Uhr, „natürlich eine halbe Stunde zu spät“, in das Geschäft von Tavares, um niemand vorzufinden als Kapitän Schnell, in dessen Gesellschaft wir uns mit der Maulbahn an die Station der Zahnradbahn begaben, die wir in drei Viertelstunden erreichten. Der Zug bestand aus nur einem Waggon, den eine Lokomotive vor sich her schob, und es ging ziemlich schnell aufwärts; in anderthalb Stunden waren wir oben. Jürgen behauptet, die Steigung habe nirgends mehr als 25 Grad betragen, mir kam es stellenweise so steil vor, daß ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, nur wenig fehle und wir müßten „abklappen“. Ein alter englischer Kapitän soll gesagt haben, lieber wolle er den ärgsten Sturm bestehen, als noch einmal den Corcovado hinauffahren.

Aber Herrlicheres kann man sich nicht denken, als die Aussicht in die reiche Landschaft unten mit all den Buchten, Inseln und bewaldeten Bergen ringsum und dann wieder den Blick über das unendliche Blau, hinter dem ganz zuletzt Afrika liegt. Von Kindheit auf hatte ich das Verlangen in mir getragen, von der Höhe eines Bergriesen aus über das Meer zu sehen; das war mir nun geworden, aber selbst das war nicht das Schönste. Die Bahn ist eben frisch durch Fels und Urwald geschnitten, und was man nicht sehen könnte, wenn man noch so dicht davor stünde, das sieht man nun beim Durchfahren zur Seite und von oben, denn auf manchen Strecken werden Abstürze und Schluchten, wie auf dem Rigi, durch frei auf Trägern ruhende Schienen überbrückt. Nie vergesse ich den Blick hinunter in das Gewirr fremder Baumformen, Kakteen, Schlingpflanzen, Parasiten

und Farren; überall hing es und kroch es, umwand und überwucherte es, ich sehe noch eine Palme vor mir, auf deren Fußkolben dichtes Farrenkraut aufschöß, die Büsche mit den glühend roten, gelben und weißen Blumen, die pechschwarzen Schmetterlinge und die großen blauen, die mich so oft an dem Fenster einer Kaffeehandlung in der Potsdamer Straße entzückt hatten. Eidechsen huschten vorüber, eine kleine hellblaue Blume, eine Art Lobelie, stand in Menge am Wege, aus allen Felsritzen drängte sich Hirschhornmoos und das feinblättrige Farrenkraut, ohne das unsere Kunstgärtner daheim keinen Strauß zusammenstellen.

Fast zu schnell hielt der Zug, man stieg noch fünfzehn Minuten bis zum Aussichtstempel auf der Spitze und nun — kamen die Wolken und verdeckten bald hier, bald da die Aussicht, so daß wir den eigentlichen klaren Umblick nicht gehabt haben. Indessen, „ich bin nicht so,“ wie die Buchholzen sagt; an Panoramen liegt mir überhaupt nicht viel und wir sahen des Schönen genug, um ganz befriedigt zu sein, trotzdem wir bei der ungewohnt kühlen Luft argen Hunger verspürten. Mit uns war noch ein junges Paar oben, das einen Eßkorb mit hatte und uns mit brasilianischer Gastlichkeit ganz selbstverständlich an ihrem Wein und Kuchen teilnehmen ließ. An der Endstation steht zwar ein Gasthaus, es roch aber gar nicht lieblich und wir wollten daher mit dem nächsten Zuge, nach vierzig Minuten, wieder hinunter, fingen ihn aber erst am zweiten Halteplatz, wo auf halber Höhe einige neue Häuser an einem niederrieselnden Bache stehen und breite Gänge durch den Wald geschlagen werden; wir fanden noch eine Menge Arbeiter beim Wegebau. Um drei Uhr saßen wir wieder in der „Stadt Koblenz“ und aßen unser wohlverdientes Mittagbrot.

7. Oktober. Heute habe ich einen entsetzlichen Schnupfen und benommenen Kopf; ich sollte mich hinlegen und schlafen, aber der gestrige Tag muß zu Papier.

Wie gewöhnlich gingen wir erst zu Tavares, dem dürresten, gelbsten, gefälligsten aller kleinen Männer, der sich viel darauf zu gute tut, deutsch zu sprechen, obwohl es von seinem Portugiesisch schwer zu unterscheiden ist. In seinem staubigen Magazin, wo altes Eisenzeug an den Wänden hängt, grüne Papageien kreischen und bunte Katzen zwischen Säcken mit Kohlen-, Brot- und Kartoffelproben tummeln, finden sich die deutschen Kapitäne zusammen und sitzen rauchend, plaudernd und spuckend in der offenen Haustür. Dort erfragte Jürgen einen deutschen Arzt, zu dem er den Zimmermann brachte, der sich schon seit längerer Zeit nicht

wohl fühlte. Während der Konsultation im Sanktum besah ich mir das Zimmer, wo des noch jungen Doktors Dissertation auf dem Tisch lag, Virchow's eingerahmte Lithographie den Ehrenplatz einnahm und an der Wand ein großes Köpfbild prangte, die Mitglieder des Aerztetages in Stockholm, unter ihnen die wohlbekanntesten Züge von Professor Hugo Kronecker und Richard von Volkmann. Nachdem der Aeskulap den Zimmermann für nervös erklärt und entlassen hatte, gingen wir in einen Laden, wo Federblumen gemacht wurden und sahen den arbeitenden Mädchen eine Weile zu. Besonders eine junge Mulattin schnitt mit unglaublicher Geschwindigkeit und Sicherheit Blätter aus bunten Papageienfedern zurecht, ein anderes junges Mädchen faßte sie mit einer Pinzette, tauchte das Ende in eine Untertasse mit Klebstoff, setzte sie an einen Stiel und umwand sie und in wenigen Sekunden war eine Blume fertig. Wir kauften drei reizende Zweige, darunter eine Ranke wunderschöner weißer Rosen, und als ich einen Kolibri sah mit rötlichem Kopf und goldenem Kehlchen, so sagte mir gleich das Herz, daß er für Iris wäre, und da mußte natürlich für Margarita und Lilly auch je einer mitgenommen werden.

Später zeigte mir Jürgen noch eines der hiesigen Cafés, wo der Kaffee vor aller Augen durch klappernde Maschinen geröstet, gemahlen, gebraut und dann von den Gästen an kleinen Tischen aus Puppentäßchen getrunken wird. Sonst gibt es da nichts, und doch war das Zimmer gedrängt voller Gäste. Der Kaffee war stark wie Extrakt.

Hierauf ergingen wir uns noch ein wenig, stiegen eine steile Straße hinauf und befanden uns endlich auf einer Terrasse vor einem Gebäude, das halb Kirche, halb Observatorium schien; hier bot sich ein herrlicher Rundblick, in den wir noch versunken waren, als aus einer Tür des Gebäudes ein katholischer Geistlicher trat, ein stattlicher Mann mit scharfen klugen Zügen. Zu meiner Ueberraschung begrüßte ihn Jürgen; er hatte ihn im Kontor bei Stoltz getroffen. Händeschütteln, Vorstellen und Glückwunsch, daß die Frau nun endlich da wäre. Dank von unserer Seite und Frage, ob wir wohl die Kirche sehen könnten? Da wären wir gerade recht, sagte er, an einer der ältesten, interessantesten Kirchen der Stadt, in den ersten Zeiten angelegt von dem bestverleumdeten aller Orden, den Jesuiten. Jürgen fragte, ob er nicht vielleicht selbst dem Orden angehöre? Das nicht, wohl aber dem zugleich mit jenem ausgewiesenen Orden der Lazaristen und Redemptoristen; seit 1871 wären sie hier. Und nachdem er uns in die Kirche geführt hatte, ging er, den

Laienbruder zu holen, dem sie unterstand. Während dessen eilten wir in eine Ecke, wo eine Menge ex voti hingen, wie aus Marmor gehauen, so weich und durchscheinend, es war aber weißes Wachs; Kinderköpfchen, Hände, Füße, Knie, sogar ein wohlgeformter Frauenbusen. Der zurückkehrende Priester, dem ein mild aussehender alter Geistlicher folgte, erklärte uns, was das bedeuten solle und verstand uns nicht oder wollte uns nicht verstehen, als wir sagten, wir hätten nach dem Herzen für die heilige Mutter zu Kevlaar gesucht. Die Kirche selbst bot, außer ihrem Alter, nichts Bemerkenswertes, doch wollte uns der Pater noch das Haus zeigen, das er mit anderen Ordensbrüdern bewohnte. Ueber einen kleinen Hof mit Hühnern und Tauben ging es in ein großes, niedriges, kühles Zimmer mit wenig Möbeln und Estrichboden, und von dort führte er uns in ein winziges Gärtchen auf einer Terrasse, aber mit unvergleichlich herrlichem Blick über Land und Meer und Stadt; zur rechten Hand hatte man den Zuckerhut mit seinen glänzend glatten Wänden. Nun war es rührend, wie uns der gute Pater jeden Baum und jedes Büschchen zeigte, beschrieb, wie schnell und üppig hier alles käme, mir zwei rote Hibiscusblüten pflückte, weißen Jasmin und einen übertoll blühenden Zweig von dem Heliotropbäumchen brach, das seine Zweige über dem Türbogen wölbte. Und das Sträußchen gab er mir offenbar nicht wie einer, der eine Höflichkeit erzeigt, sondern wie jemand, der sich mit freundlichem Willen etwas recht Liebes vom Herzen reißt. Er ist Rheinländer und lächelte verständnisvoll, als ich vor einem blühenden Rebengang sagte, das wäre doch der edelste Duft. Auch Wein gab er uns zu trinken, den sie selbst bauen, denn sie müßten ihn zum Sakrament unverfälscht haben. Schließlich brachte er uns eine Flucht schmaler steiler Treppen zwischen ähnlichen Terrassengärten hinunter in die Santa casa da Misericordia, die der Orden verwaltet und er uns gleichfalls zeigen wollte.

Solch ein prachtvolles Krankenhaus hatten wir allerdings noch nicht gesehen. Es ist zweistöckig, je vier lange Flügel und noch eine Abteilung für Frauen; die Längsseiten und Quersäle umschließen zwei wundervoll gehaltene Gärten, in die man von allen Korridoren hineinsieht, mit Sitzplätzen unter Palmen und schattigen Bäumen, zwischen blühenden Büschen und üppigen Rosen. Die Säle sind alle groß, hoch und luftig, das Licht gedämpft, nirgends ein Stäubchen, der Fußboden gebohnt, die Wände glatt, die Luft vortrefflich. Im Mittelgang der Säle sieht man von einem Ende des Gebäudes bis zum anderen, aber nicht die Betten,

die weiter zurück an den Wänden stehen. Wir kamen alsdann in ein großes Zimmer, in dem Kinder waren, die von allen Seiten auf den Pater zuliefen und seine Hände küßten; ein kleiner Kerl von etwa vier Jahren umarmte mit der größten Zärtlichkeit seine Beine und während er das Kind streichelte, sagte er zu unserem Schrecken: „Er ist blind und hat mich nur an der Stimme erkannt.“ Der Kleine hatte dunkle glänzende Augen, an denen nichts zu bemerken war, außer daß sie ein wenig schielten.

Barmherzige Schwestern in großen, unkleidsamen weißen Hauben sind die Pflegerinnen, darunter viele hübsche junge Gesichter. Unser Geistlicher sprach französisch mit ihnen und übergab uns einer alten Schwester Ursula, die uns mit großer Freundlichkeit empfing. „Jetzt führe ich Sie und bin Ihr Kapitän,“ sagte sie zu Jürgen und stellte ihm so sachgemäße Fragen, daß es uns erstaunlich war, bis wir hörten, sie habe siebenunddreißig Jahre auf der Seemannsstation gepflegt.

Zwölfhundert Menschen sind täglich zu beköstigen; daß die Kucheneinrichtungen großartig und auf das vollkommenste waren, versteht sich von selbst; neben der Küche war z. B. ein eigenes großes Zimmer für die Reste jedes Tages; ein Saal, wo geschlachtet, ein zweiter mit Marmortischen, wo das Fleisch zubereitet wird. Auch die Leinenstube, die Apotheke, ein besonderes Zimmer für giftige Arzneien mußten wir ansehen, alles aus dem besten Material und so solid, daß es bei aller Einfachheit den Eindruck des größten Luxus machte. Die liebenswürdige alte Schwester mit schwarzen Augen und wackelnden Zähnen hatte meinen Arm genommen und wollte uns fast nicht fortlassen. Als wir uns verabschiedeten, reichte sie mir die Hand, übersah aber Jürgens biedere Rechte. Ein Kapitän, der viel dort zu tun gehabt hatte, sagte uns, das wäre hier nicht „sittlich“ und die Schwester wäre eine Gräfin. Sie war deutsch, sprach aber französisch mit den Schwestern, die, mit allerlei Handarbeiten beschäftigt, in den Gängen saßen; so füllte die eine Kapseln für die Apotheke.

10. Oktober. Herr Quentchen hatte mir unter den Sehenswürdigkeiten Rios aufgeschrieben: „Fahrt nach S. Domingo“. Das ist eine der Vorstädte und diese Fahrt macht jedesmal einen Teil der Reise aus, die wir zurückzulegen haben, wenn wir in die Stadt wollen, und Ihr könnt Euch einen Begriff von den Größenverhältnissen machen, wenn ich sie Euch beschreibe. Zuerst müssen wir uns an Land rudern lassen, was etwa zehn Minuten in Anspruch nimmt,

ebenso weit ist es bis zur Maulbahn, in der man im Galopp einen Berg umfährt. Wenn man sie verpaßt, hat man eine gute halbe Stunde zu Fuß bis zu der Bucht, wo man das Dampfboot trifft, das quer über den Hafen nach S. Domingo fährt. Von dort geht es weiter nach Nicteroy*) und nun erst, wieder in anderer Richtung, erreicht man die eigentliche Stadt. In umgekehrter Folge ging es nach vollbrachtem Tagewerk wieder zurück. Dann hoben sich die weißen Kuppeln malerisch ab gegen das glühende Rot der sinkenden Sonne, das Meer war ein blaugoldener Spiegel, auf welchem Tausende von Schiffen lagen und die Boote hin und her glitten, dann stand das marmorne Lustschlößchen Dom Pedros, das einem arabischen Märchen gleich aus den Wellen taucht, mit seinen Palmenkronen in goldenem Schein und die Fenster flammten wie in den Tagen kaiserlicher Pracht; um den Fuß der Berge zog der Nebel, in dem die entfernteren Schiffe verschwebten, und darüber in bläulich-lila standen die Reihen zackiger Felshäupter in wundervoller Klarheit.

Schöneres zu sehen ist auf dieser Welt kaum möglich und man möchte mit Cairam-Almansor ausrufen: „O welch ein köstliches Geschenk sind doch die Augen!“

Aber wir sind schon in der Unruhe der Abreise; heute haben wir noch bei Tavares Konserven, Obst, Fleisch usw. bestellt. Alles ist hier teuer, so teuer, daß der Proviant für das Schiff aus Bremen geschickt worden ist.

Jürgen hätte mich so gerne noch zu Herrn Fonseca Silva gebracht, dem Chef des Hauses, an den er die Reisladung abgeliefert hat. Nie, sagte er, sei ein Geschäft so leicht und glatt abgewickelt worden, wie dieses, obwohl sie nicht mit einander sprechen konnten, und ihr gegenseitiges Wohlwollen sich auf Händeschütteln, Zigarren und Lächeln hätte beschränken müssen. Eines Tages wäre er gerade um die Mittagszeit hingekommen und Herr Fonseca Silva hätte ihn zu Tisch behalten und in das Speisezimmer geführt, wo er die Mahlzeit mit seinen jungen Leuten, etwa dreißig an der Zahl, zusammen einnahm. Das Essen wäre einfach, aber sehr gut und reichlich gewesen. Ist es indessen nicht sonderbar, daß unter einem so großen Personal, in einem Geschäft, das hauptsächlich mit Deutschen zu tun hat, kein

*) Das arme Nicteroy ist seitdem auch zusammengeschossen; wie oft haben wir es friedlich und freundlich mit seinen weiß und blau gestrichenen Häuschen liegen sehen. Der Name soll noch aus der Zeit der Indianer stammen und bedeutet, verborgenes Wasser.

einzig deutsch oder auch nur englisch versteht!? Das würde bei uns nicht vorkommen.

12. Oktober. Die große Columbusfeier und zugleich unser letzter Tag in Rio. Nach dem üblichen Gang zu Tavares — das Konsulat war geschlossen — gingen wir in die Stadt, um sie im Festschmuck zu sehen. Überall wehte die brasilianische Flagge mit der Weltkugel und in den Straßen wogte die bunte Menge in festlichem Putz. Außerhalb war große Parade, die aber preußischen Augen nicht sehr imponiert hat; schon die mangelhafte Uniformierung, — einem großen Teil fehlten z. B. die Schuhe — beeinträchtigte die Wirkung.

In der Tat ist mit der Bevölkerung hier kein Staat zu machen; die überwiegende Menge Neger und Mulatten drückt ihr den Stempel der Häßlichkeit auf; nach den schönen Minanegerinnen, die Avé-Lallemand beschreibt, habe ich mich umsonst umgesehen, auch den indianischen Typus konnte ich nicht mit Bestimmtheit herausfinden. Nie sah ich aber so erschreckliche Gesichter und so widerliche Erscheinungen wie die Bettler in der Stadt und auf den Fährbooten, sogar in den Cafés und Hôtels machten sie unbehelligt ihre Runde, manche von so grauenerweckendem Aussehen, daß man nicht rasch genug in die Tasche greifen konnte, um sie los zu werden. Um noch eine letzte Ausfahrt zu machen, empfahl uns der Wirt der „Stadt Koblenz“ den neu angelegten zoologischen Garten, den wir aber noch in den ersten Anfängen fanden. Ein Lama, ein Elefant, der die Pauke schlug, einige phlegmatische Tiger, ein Paar Bären, die, wie man uns erzählte, gerade am Tage zuvor ausgebrochen waren, machten die Hauptstücke aus, doch interessierten uns ein Paar große Strauße, die sich um die gereichten Bissen zankten und sich einander in ihrer weiten Einzäunung jagten, so daß man sich von der Windeseile ihrer starken Beine einen Begriff machen konnte. Der Garten war übrigens sehr hübsch angelegt und alle Gänge hatten berühmte Namen: Rua Darwin, Rua Humboldt, Rua Milne Edwards, Rua Buffon, Rua Burmeister u. s. f. Wir sahen auch endlich ein Paar Kolibris von Busch zu Busch schwirren. Mir hätte in Rom am Papst nichts gelegen, aber Brasilien zu verlassen, ohne einen lebendigen Kolibri gesehen zu haben, wäre mir recht empfindlich gewesen.

Inzwischen sehnten wir uns nach einer Erfrischung und man wies uns an einen fliegenden Kaffeemann in Hemdsärmeln, der seinen Stand neben Lotto- und anderen Spielbuden in der Nähe der kreischenden Arras hatte —

keine schöne Ecke. Mit innerem Mißtrauen sah ich zu, wie er einen Blasebalg ergriff und seine Handvoll Kohlen damit anfachte, Wasser in einen Kessel füllte, gemahlene Kaffee hineinwarf, ihn aufkochen ließ, mit einem Blechlöffel darin rührte, und uns zwei winzige Täbchen voll nebst einem Schälchen mit körnigem Rohrzucker — das ist hier die Finesse — vorsetzte, und nie habe ich besseren Kaffee getrunken.

Dann fahren wir zurück durch die geschmückte Stadt, wo schon hier und da das Geprassel des Feuerwerks anhub.

12. Oktober abends. Das war „die unwiderruflich letzte Vorstellung“; wir segeln morgen.

Am 13. Oktober früh um 8 Uhr kam der Dampfer und das Boot von Tavares mit den letzten Sendungen; Fleisch, Gemüse, Apfelsinen, kleine duftenden Limonen, Honig für mich in einem großen Gefäß, das abgezogen zwanzig große Flaschen füllte, Schokolade, die billiger und herber ist als die europäische, u. s. f. Der gute Tavares schickte mir noch einen entzückenden Rosenzweig aus Flamingofedern und zwei lebende Orchideen, die in der Kajüte unter dem Oberlicht hängen und noch blühen, dafür vergaß er aber Jürgens Gummimantel, der tags zuvor bei ihm deponiert worden war. Noch einmal sah ich die Sonne über Rio aufgehen, und dann glitten wir unaufhaltsam zum Tore hinaus.

III.

Von Rio nach Singapore.

13. Oktober bis 2. Februar.

Es geht nach Singapore. Für den, dessen Geographie etwas eingerostet sein sollte, ist die Lage leicht beschrieben. Faßt man die Karte von Hinterindien etwas näher ins Auge, so wird man bemerken, daß ein schmaler Meeresarm die Südspitze von Malacca von dem Festlande trennt. Das ist die kleine Insel Singapore, um welche sich ein Kranz anderer Inseln und Inselchen gelagert hat. An der so gebildeten Bucht liegt die Stadt gleichen Namens, oft genannt und wohlbekannt als einer der Knotenpunkte von Handel und Wandel im fernen Osten.

Den eigentlichen Bestimmungshafen wissen wir noch nicht. Der „Regulus“ muß nach Singapore, um zu docken, was in Rio unvergleichlich viel kostspieliger ist, und die Ordre für den Reisplatz, an den er demnächst geschickt wird, nimmt Jürgen auch dort erst in Empfang.

Auf der Reise von Rio nach Singapore sucht man zuerst höhere südliche Breiten zu gewinnen, in denen westliche Winde vorherrschen. Diese findet man auf etwa 40—45 Grad Süd, segelt dann mit nahezu Ostkursen bis man die Länge der Inseln St. Paul und Amsterdam erreicht, wendet sich hier nordwärts, in möglichst gerader Richtung auf Atchin Head, den nördlichsten Punkt von Sumatra, zusteuernd, von wo aus östliche und südöstliche Kurse durch die Straße von Malacca nach Singapore führen. Das ist in kurzem Umriss die Reise, die vor uns liegt.

Und nun noch ein Wort über die Gefährten, mit denen wir auf Monate Freud und Leid zu teilen haben. Die Steuerleute, Herr Pauly und Herr König,*) waren mir schon von der ersten Reise her bekannt und wert, auch von der damaligen Mannschaft sind einige geblieben, wie der kleine Schiffsjunge Ferdinand, der Steward Koko und der Segelmacher. Einigen merkt man bald den Sohn aus gutem Hause an; sie gingen nach Beendigung der Reise auf die Steuermannschule. Im ganzen sind alle ordentliche und tüchtige Leute, und wenn sich auch der rote Hermann an Land regelmäßig zu viel tat, so wurde er in einem solchen Fall mit sanfter Gewalt nach vorn geführt und uns jeder unangenehme Auftritt erspart.

Hinter der kleinen Insel Raza, noch in Sicht der brasilianischen Küste, verließ uns der Dampfer, aber leider auch der Wind, und wir schaukelten nur mit gelegentlichen kleinen Puffs weiter. Als ich nach Tisch an Deck kam, sah ich Jürgen heftig rauchend auf und niedergehen, wie er tut, wenn er unruhig ist, und bemerkte nun erst, daß wir mit der herausgehenden Ebbe trieben. Umsonst wurde in das Wasser gesehen und Papier über Bord geworfen, das Schiff zeigte keine Fahrt und der Nachbar auch nicht. Es wurde nun an den Segeln gestellt, neue gesetzt und auf jeden Lufthauch reagiert, bis sich nach und nach die Entfernung zwischen den Schiffen vergrößerte und die Gefahr des Zusammenstoßes vorüber war.

„Ja“, sagte Jürgen befriedigt, „ein feines Gefühl für den Wind muß man haben; bei mir sitzt es im Rücken.“

Am nächsten Morgen war man schon weit von Land, der Wind frisch, aber natürlich nicht von der Richtung, aus der er kommen sollte.

20. Oktober. Jürgen hat mir ein paar Wandbretter in der Lotsenkammer machen lassen; dort steht auch handlich

*) Später im Weltkrieg als Führer des Handels-U-Bootes „Deutschland“ bekannt geworden.

einer meiner Koffer und die schöne neue Kampferkiste, die mir Jürgen aus Rangoon mitgebracht und mit allerhand Hübschem gefüllt hat, Federn und Straußeneier aus Kapstadt, Seide und „Japanisches“ aus Rangoon.

Zwei Schildkröten trieben vorbei, eine gelblich, lebhaft ruderd, die andere schlafend, aber leider nicht nahe genug für die Harpune, die lockend und wurfbereit am Bugsprit hängt.

27. Oktober. Zwei Tage Sturm, nicht schlimm, aber der Wind immer ungünstig.

Der Koch hat die kleine gelbe Katze, die immer schrie und nicht zunahm, über Bord geworfen. Nun haben wir nur noch „Tavares“, die weißgelbe, der ein schwarzer Fleck über dem Auge etwas Diabolisches gibt. Sie mieft die halben Nächte in der Kajüte umher und ich mußte wählen zwischen der Katze oder geschlossener Kammer und zog die erstere vor.

Unter einer Schar kleiner Seeschwalben folgen uns ein paar Kaptauben, reizende Tierchen, so groß wie Tauben, denen sie auch in der Gestalt etwas gleichen, nur Schnäbel und Füße verraten den Seevogel. Sie sind oben schwarz, unterhalb weiß und weich, die Flügel zeigen drei weiße Flecke, der Rücken ist weiß und schwarz geschubbert; wenn sie etwas von oben bedrohen könnte, hielte ich es für Schutzfärbung, um im Wellengekräusel nicht bemerkt zu werden. Auch ein albatrosartiger Vogel kam vorüber und eine wirkliche kleine Schwalbe, die der Steuermann ihres rostfarbenen Lätzchens wegen für ein Rotkehlchen hielt. Die See ging noch hoch und es war neblig, so daß man nicht weit sehen konnte und die langen Wellen direkt vor der Nebelbank auftauchten; so einzeln steigend sieht man sie selten.

Ein Viermaster zog vorüber.

28. Oktober. Eine große Schar Delphine, vulgo Schweinfische; man sieht ihre gelblichen Leiber und spitzen Schnauzen in gerader Linie durch die Wellen schießen und sich überschlagen; Jürgen stürmt nach vorn und jagt beim ersten Wurf die Harpune einem dicken Schweinfisch durch und durch, der blutüberströmt unter lautem „Hurrah“ heraufgezogen wird. Er ist in der Nähe gesehen schwarz und gleicht, nachdem die Haut mit der Fettschicht entfernt ist, von innen einem Schwein, nur hat er dunkles, fast schwarzes Fleisch. Wir bekommen Koteletts davon und einen Sauerbraten zum Sonntag; es schmeckt durchaus nicht fischig — ist ja auch ein Säugetier.

28. Oktober. Dichter Nebel; das Nebelhorn versagt und muß gedoktort werden, wobei es die jämmerlichsten Töne ausstößt, bis es endlich seinen alten Brüll wiedererlangt.

29. Oktober. Guter Wind aus Nordwest, herrliche blaue See, Himmel so blau, daß er oben lila ist; Seeschwalben, kleine weiße Eisvögel, weitflügelige grauweiße Albatrosse fliegen den ganzen Tag um uns her, schweben auf, schweben ab, kaum die Flügel bewegend, bald auf dem rechten Bug, bald auf dem linken, wie beim Holländern, und ihre Flügelspitzen scheinen die Wellen zu streifen, ohne sie doch je zu berühren. Wir sitzen auf der Bank auf dem Hinterdeck und sehen „dem lieblichen Spiele“ zu. Plötzlich pustet ein Wal-fisch in ziemlicher Nähe, dann noch einer und noch einer; wenigstens sechs tummeln sich umher und blasen ihre Dampf-wolken in die Luft; eine alte Waldame mit Jungem, ein Ehepaar, ein alter Großvater mit Enkel, immer zu zweien. Man sieht sie deutlich, aber nicht lange. Immer ferner steigen die Wassersäulen auf, manchmal fünf bis sechs auf einmal, dann verschwinden sie im Hintergrund.

Wir lesen in Darwin's Reise die Beschreibung von Rio de Janeiro nach und bewundern, wie er mit wenig Worten die tropische Landschaft so treffend schildert und wieviel mehr ein Naturforscher sieht als unsereins.

30. Oktober. Fedor, der zweite Leichtmatrose, warf den ganzen Vormittag über die Angel aus, fing aber nichts. Nach Tisch sah ich die schwarze Rückenflosse eines Haifisches; man ließ die große Angel aushängen und wirklich, der Hai biß sich fest. Jürgen schickte ihm noch eine Kugel durch den Leib und die Leute holten ihn längsseit und zogen ihn mittschiffs herauf. „Er kommt ganz willig,“ sagte der zweite Steuermann — mit dem Haken im Kiemen und dem Schuß im Leib sollte er wohl „willig“ kommen! Er schlug noch tüchtig, aber nach zehn Minuten war er zerstückt über Bord geworfen. Es war mir ganz unbehaglich, die wilde Freude zu sehen, mit der das schöne Geschöpf vernichtet wurde, aber kein Tier hassen die Seeleute so wie dieses, und einen Tiger würde man doch auch nicht leben lassen. Im Magen hatte er nichts; in einem solchen fand man einmal eine Tabakspfeife, die der Zimmermann hatte über Bord fallen lassen. Jürgen hörte es selbst von einem, der — den Zimmermann gekannt hatte.

Das Schiff rollte plötzlich so arg, daß Jürgen, der eben einen kleinen Tropfen mischen wollte und drei Gläser und zwei Flaschen vor sich hatte, seinen Arm um sie legen mußte, und ich konnte mich nur gerade selbst halten, während alles um uns her fiel und schurrte. Ich glaubte, es wäre ein plötzlicher Windstoß, aber im Gegenteil, es war gänzliche Windstille und das Schiff rollte in der Dünung.

Jürgen ließ es mit dem Kopf gegen die See wenden, worauf es ruhiger lag.

2. November. Jetzt steckt Ihr zu Hause die Lampe an; es ist drei Uhr; Ihr seid uns um zwei Stunden voraus. Die Dämmerung dauert schon auffallend lange. Uebermorgen hoffen wir Tristan d'Acunha zu erreichen, was Jürgen wünscht, um die Chronometer zu prüfen.

4. November. Wundervoll warm und schön nach nebligem Morgen. Kurz vor Tisch heißt es: „Land!“ und unter dichten Wolkenballen zeichnen sich leicht, aber deutlich zwei Kaps und links davon zwei hohe Berge ab; nachdem man die Karte vielfach verglichen hatte, wurde voraus, hinter dichtem Gewölk, noch ein Kap gefunden und die Gruppe der drei kleinen Inseln Inaccessible Island, Nightingale Island und Tristan d'Acunha somit programmäßig angefahren, d. h. wir ließen sie zur Rechten und gingen an der Nordseite vorüber.

Nehmt die Karte und seht, wie weit südwärts sie liegen und denkt Euch, daß Tristan, die größte, ein rundes Felsen-eiland ist, 8000 Fuß hoch. Die Spitze lag in dichten Wolken, und nur bis zu einem Drittel seiner Höhe sah man es, steil und zerklüftet, aus dem Meere steigen. Durch das Glas ließ sich spärlicher Baumwuchs entdecken, die Abhänge waren grün und wenn im Frühjahr die Bäche von den Bergen stürzen, mag es wohl schön sein. Jetzt ist dort Sommer und wir konnten die Häuser der kleinen Ansiedlung und die weidenden Herden auf den Matten dahinter erkennen. Es gibt hier nichts als Rind, Schaf, Schwein und Ziege, Gänse und Hühner, Fisch und Kartoffeln zur Nahrung; auch lebt nur eine Handvoll Engländer dort und ein Deutscher, namens — Green. Die ersten Ansiedler kamen der Robben und Walfische wegen, von denen es damals wimmelte, jetzt bleiben diese klüglich fern. Den Einwohnern geht es kümmerlich, so daß die überzähligen auswandern müssen und es wird Euch gewiß sehr erfreuen zu hören, daß nach dem Tode des verdienstvollen Sergeanten Graß, Mrs. Graß mit neun Kindern und vierzehn Enkeln Kapstadt in bestem Wohlsein erreicht hat. Die Leute dort sind „treuherzig und gemischt“, beggars can't be choosers*); sie mußten froh sein, wenn sie überhaupt Frauen bekamen und konnten an der Farbe nicht mäkeln.

Alles dies ist ausführlich und mit großer Liebe geschildert im Sailing Directory von 1870!

*) „Bettler haben keine Wahl“ — englisches Sprichwort.

Mit allen diesen Kenntnissen ausgerüstet, sahen wir dieses Salas y Gomez und seine Robinson-Heimstätten mit besonderem Interesse an, und siehe da! ein Boot mit zwei lateinischen Segeln stieß ab und ging so in See, daß es offenbar beabsichtigte, den „Regulus“ im spitzen Winkel zu treffen. Es war so entfernt, daß wir nur einen weißen Punkt sahen und Segel und Boot kaum durch das Glas erkennen konnten; es kam indessen schnell heran, das Schiff wurde angehalten, das ziemlich große schwere Boot, „ein echter whaler“, legte seine Masten nieder, machte das zugeworfene Tau fest und die Insassen, sieben Männer, kletterten an Bord, einige Mulatten und einige Weiße, darunter ein Italiener. Sie sprachen alle englisch, brachten Milch, Bricken aus Pinguinfedern und schütteten Säcke aus, denen Kartoffeln, Hummer und Fische entfielen; im Boote lagen noch ein Hammel, ein Schaf, Gänse und ein quiekendes Schwein. Das erste, um das der eine bei meinem Anblick bat, war — ein Schnürleib! Auch Schuhe wollten sie, und ich machte ein Päckchen für sie zurecht. Sie trugen selbstgefertigtes Schuhwerk aus ungegerbten Ochsenhäuten, noch mit den Haaren daran und sahen auch sonst anständig aus. Ein anderer bat mich um Haarnadeln, „for my missus“, denen ich noch von meinen sonstigen weiblichen Vorräten hinzufügte, was ich glaubte entbehren zu können.

Unterdessen handelte Jürgen mit ihnen und kaufte mächtig ein und da es hauptsächlich für mich war, daß er sorgte, so war ich beschämt, den Hammel in die Höhe ziehen zu sehen, fünf Gänse („nun haben wir sechs an Bord“, konnte ich ihm unter diesen Umständen wohl hingehen lassen), Kartoffeln, Milch und Eier! — man denke, frische Eier! — Fische und endlich noch das Schwein. Alles lief an die Verschanzung und sah nach dem Schwein, ein so entsetzliches Quieken vollführte es; endlich kam es über und war so absonderlich, daß wir es gewiß für ein Erkleckliches an einen zoologischen Garten verkaufen könnten; ganz klein ist es und sieht dabei lächerlich fix und fertig aus, mit braunem langhaarigen struppigen Fell, gar nicht wie gewöhnliche Borsten. Mit Windeseile rannte es hin und her und besah und begrunzte alles mit der komischsten Neugier. Auf ihre Bitte bekamen die Leute etwas Mehl, Brot, Zucker und Reis, denn sie hätten nichts als Fleisch und Kartoffeln. Jürgen hätte ihnen gern mehr gegeben, ist aber selbst nicht überflüssig versehen. Sie erzählten, sie wären zweiundfünfzig Menschen, hätten aber noch die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes dort; der Italiener gehörte dazu

und war zweiter Steuermann gewesen. Nach Kapstadt unterwegs, hätten sich die Kohlen, aus denen die Ladung bestand, entzündet; sechs Tage blieben sie auf dem brennenden Schiff und es gelang ihnen nur mit Mühe, Tristan zu erreichen. Sie retteten sich an die unwegsame unbewohnte Südküste und hatten über das felsige Eiland zu klettern, um zu der Ansiedelung zu gelangen. So sind sie nun gefangen, bis ein Schiff kommt, das sie mitnimmt; leider konnte Jürgen weder die 16 Mann nach Singapore bringen, noch sie nach Kapstadt überführen. Mir tat es sehr leid; mit welchem Herzklopfen mochten sie unser Segel erspäht haben. Das Kommen von Schiffen wäre ganz unberechenbar, sagten sie. „Es kann morgen eins da sein, es kann vier, fünf Monate dauern.“ Auch händigten sie Jürgen einen Brief ein, auf einem halben Bogen Papier geschrieben, und er versprach, ihn in Singapore dem italienischen Konsul abzugeben.

Auf der Außenseite steht:

To the Captain.

Please, read this note inside*).

Auf der Innenseite:

Tristan D. Acunha. Kind Sir.

I am a man of 85 years old, resided on Tristan 56 years. on the 3 of october the Italian bargue Italia was run ashore on the South side of Tristan D. Acunha at that date the ship had been Afire for 6 days they fought hard to keep the fire down, but she exploded An hove the mainhatches overboard. They had to give up the chance of saving the ship. The ships crew 16 all told are All saved live with us at present will you be Kind enough to report this to any ship you may fall in with. Keep this and report this to the port of your destination i can not write any more at present but let Me remain yours Peter W. Green.*)

*) An den Kapitän.

Bitte, lesen Sie den umstehenden Brief.

*) Trista d'Acunha. Gütiger Herr. Ich bin ein Mann von 85 Jahren, lebte 56 Jahre in Tristan. Am 3. Oktober wurde die italienische Bark Italia an der Südseite der Insel auf Strand gejagt. An diesem Datum hatte es schon 6 Tage im Schiffe gebrannt. Sie kämpften mit allen Kräften, das Feuer niederzuhalten, aber eine Explosion schleuderte die großen Luken über Bord. Sie mußten die Rettung des Schiffes aufgeben. Die Mannschaft des Schiffes, im ganzen 16 Mann, ist gerettet und lebt zur Zeit mit uns. Wollen Sie die Güte haben, dieses beegnenden Schiffen mitzuteilen. Bewahren Sie dies und melden Sie es in Ihrem Bestimmungshafen. Ich kann augenblicklich nicht mehr schreiben, aber ich verbleibe der Ihrige Peter W. Green.

Die Schrift ist englisch, groß und klar, nur etwas zitterig. Sicher ist die Bark schon verloren gegeben und die armen Angehörigen werden noch lange in Jammer und Sorge sein, bis der Trost sie erreicht, daß alle gerettet sind. Hoffentlich kommt ein Schiff für Kapstadt heran, ehe wir in Singapore sind, sonst dauert es Monate, ehe sie die Nachricht erhalten. Um 4 Uhr etwa setzten wir unsern Weg fort und bald stiegen wieder dichte Wolken auf, hinter denen die Insel versank wie ein Traum.

5. November. Die Gänse entpuppen sich als unliebenswürdige Charaktere; sobald eine frißt, beißen sie die anderen; auch das kleine braune Schwein, das wir Miß Green genannt haben, wird von dem in Rio gekauften, Dom Pedro, gestoßen und geknufft, wenn es fressen will, läßt sich aber die Butter nicht vom Brot nehmen. Der Bock ist schon geschlachtet und wiegt ohne das Fell 36 Pfund.

Endlich heute, 37° S. Br. und 12° W. L., habe ich zum ersten Male das südliche Kreuz gesehen; bis jetzt verdeckten es immer Wolken oder es ging zu spät auf. Das, was ich einmal dafür ansah, war es nicht, verdiente jedoch es zu sein, denn es waren fünf Sterne, die regelmäßiger verteilt sind, als die des wirklichen Kreuzes, aber, wie Herr König richtig bemerkt, hier ist der Himmel voller Kreuze. In der Tat ist das Charakteristische des südlichen Himmels, neben der Sternenleere im Vergleich zu der nördlichen Halbkugel, die Häufigkeit von zwei Sternen, „che insieme vanno“,*) was sich verschiedentlich zu Kreuzen erweitern läßt. Auch die Kapwolken sah ich wieder, die Darwin, ich weiß nicht warum, zu den Haupteindrücken seiner Weltreise zählt.

6. November. Der Mensch weiß doch nie, was ihm bevorsteht, und selbst auf dem Ozean ist man vor überraschendem Besuch nicht sicher. Heute früh weckte mich Jürgen mit der Nachricht, es käme ein Schiff hinter uns her, und der Vormittag ging damit hin, es zu beobachten; ein großes Bremer Schiff, der „A. B. Zeh“, grün gestrichen, frisch gekupfert, unter all seinen Segeln kam es auf uns zu. Sobald es in Erkennweite war, begann es seine Flaggen aufzuziehen. Es kam aus Cardiff, hatte Kohlen geladen, ging nach Singapore, war fünfzig Tage unterwegs und fragte höflich, wie wir uns befänden? Antwort: „Sehr gut,“ worauf abermals Flaggen, die im Signalbuch bedeuteten: „Bedaure, es zu hören.“ Da es nun kein Spaß gewesen wäre, wenn es in Singapore rapportiert hätte, der „Regulus“ habe Krankheit

*) Die zusammen wandeln.

an Bord gehabt, so ließ Jürgen seine Signale wiederholen und bekam darauf: „Wir wünschen Ihnen eine glückliche Reise.“ Dabei war es uns so nahe gekommen, daß man sich anrufen, wenn auch nur halb verstehen konnte, der Kapitän, den Jürgen und der erste Steuermann kannten, winkte, wir winkten, die Mannschaft des „A. B. Zeh“ stand mit Musik an der Verschanzung und schrie: „Hip! hip! hurrah!“ Unsere Leute holten ihre Instrumente, spielten, grüßten und schrieten gleichfalls und so zogen sie voller Lust und Liebe davon, wir aber gingen hinunter und aßen unsern Hammelbraten. Dann ging Jürgen wieder hinauf und kam ganz befremdet zurück, es wäre erstaunlich und unbegreiflich, aber das Schiff müßte umgekehrt sein, denn es käme wieder hinter uns her. Herr Pauly, der durch sein Glas sah, brach in Lachen aus: „Sie haben eine Puppe gemacht!“ Richtig, Jürgens Lorbeeren hatten den Kapitän nicht ruhen lassen, er hatte nun auch ein weibliches Wesen an seiner Seite, aus einem Laken fabriziert, der Kopf offenbar ein Besen, es hatte auch einen Hut, und ein Mann, der dahinter stand, ließ das Greuel aus Leibeskräften winken. Damit noch nicht zufrieden, heißten sie es noch auf, damit man es ja ordentlich sähe. Wir bezeigten durch Klatschen und Winken unsere Freude über den Scherz und so, mit guten Wünschen und Tücherschwenken fuhren sie weiter. Wer beschreibt aber unser Staunen, als der „A. B. Zeh“ nochmals zurückglitt, um zum dritten Male hinter uns her zu kommen. Diesmal hatte er drei große deutsche und mehrere Kontorflaggen geheißt, und es sah schön aus, wie er so groß und stattlich an uns vorüberging. Neuer Jubel, neues Winken, neue Musik, auch die Frau hatten sie verschönt und der Kapitän tanzte mit ihr auf Deck. Nochmals gingen wir auf den Spaß ein und unter erneutem hip! hip! hurra! zogen sie ab. Jürgen war aber nicht sehr erbaut. Nicht allein, daß der „A. B. Zeh“ seine eigene Zeit vergeudete, er schädigte auch uns, denn er nahm uns jedesmal im Vorübergehen den Wind und den halten wir zu Rat, wie sich's gebührt. Nebenbei war es auch kein Vergnügen, den anderen sein Schnellersegeln paradieren zu sehen, — keine Kunst übrigens, denn er kam blitzblank aus dem Heimatshafen, wogegen der „Regulus“, über Jahr und Tag in See, natürlich bewachsen und dadurch in seiner Fahrt behindert war.

16. November. Wir hatten einen Tag gleiche Zeit mit Euch, sind aber schon wieder um zwei Stunden voraus, auf der Länge der Delagoa-Bay, haben auch bereits die Karte des Indischen Ozeans hervorgeholt. Es ist so kalt, daß ich

mich ganz in Wolle gesteckt und mein wärmstes Kleid angezogen habe, und doch ist es hier der wundervolle Monat Mai und wir sind auf dem 41. ° S. Br., etwa die entsprechende Höhe von Sizilien.

Fedor fing einen Albatros und wollte sich einen Tabaksbeutel aus den Schwimmhäuten machen. Das schöne Tier kroch mühselig umher, denn sie können auf dem Boden schlecht fort. Auf meine Fürbitte sagte er zwar: „Ragout schmeckt fein von“, doch ließ er ihn fliegen. Am Sonntag aber fing der Koch selbst sechs mit einer langen Leine und da es zum Essen für die Leute war, konnte ich nichts sagen. Sie sind größer als Schwäne, die Flügel im Durchschnitt 12 Fuß von Spitze zu Spitze; der Schnabel ist rosenrot, das Auge groß und glänzend schwarz, das Gefieder weiß und grau, herrlich weich und schimmernd. Es war jämmerlich zu sehen, wie sie umsonst die Flügel spannten und hilflos hin und her wankten. In der Tat, „Ragout schmeckt fein von,“ wir bekamen es heute auch und es war sehr gut, weder zäh noch tranig.*) Gestern hatten wir + 3° R., heute ist es nicht so kalt, aber über 6—10 Grad Wärme haben wir selten.

17. November. Das Schiff schlingert, daß man kaum gehen kann. Der Koch fängt wieder vier Albatrosse, darunter einen grauen mit orange Streifen auf dem schwarzen Schnabel und schrägem weißen Strich unterm Auge, das eine braune Iris hat.

18. November. Guter Wind. Ich mache Jürgen eine neue Mütze. Abends Albatrossteaks. Wir sind auf gleicher Länge mit Jerusalem, auf dem 34. Grad und machen neun Meilen die Stunde.

19. November. Herrliche hellblaue See, guter Wind, aber nur + 5° R.

Eine große Ueberraschung hatte ich heute früh, als ich den Kopf des grauen Albatrosses wunderhübsch ausgestopft auf dem Kajüstische fand. Jürgen hatte es mir durch den Matrosen Karl machen lassen, der „alles“ kann; die Augen hatte er genial durch schwarze Rockknöpfe ersetzt.

*) Zu meiner Ueberraschung ist Jürgen von einem Aberglauben in bezug auf das Töten des Albatros' nichts bekannt; er hat es nie beanstanden hören, obwohl er auf englischen Schiffen gefahren und wiederholt englische Matrosen unter der Mannschaft gehabt hat. Dagegen, sagt er, gelte das Töten der Seeschwalben, *Mother Carey's chickens*, für unglückbringend und vielleicht habe Coleridge in seinem *Ancient Mariner* diese Vorstellung bewußt oder unbewußt auf den Albatros übertragen.

26. November. Ich habe nicht weiter geschrieben, denn es war immer dasselbe, immer kalt, das Schiff rollte und es gab beständig Sturm mit Regen und Hagel. Indessen sind wir 2 Grad nördlicher gekommen und seitdem ist es merklich wärmer. Wundervolle Wellen; wie flüssiger Saphir steigen die Hügel auf, biegen die glänzenden Kämme und schleudern ihre breiten Schaumkronen vor sich her; ich kann mich nicht satt sehen.

27. November. Jürgen feierte das Datum zu meiner Freude dadurch, daß er den Leuten Feiertag gab; sie merkten auch natürlich die Veranlassung, und ein Matrose kam und gratulierte im Namen der Mannschaft. Abends musizierten sie, Jürgen braute ihnen einen Grog und wir tranken eben ein Glas Wein mit den Steuerleuten, als draußen unter dreimaligem Tusch ein großes: „Hoch uf usen Kaptein un sine Fru“ ausgebracht wurde. Dann sangen sie noch: „An der Saale hellem Strande“, auch offenbar uns zur Ehre.

Traurige Nachricht, eine Gans ist krepirt, leider nicht die Einäugige mit den struppigen Federn. Das Schiff macht zehn Meilen die Stunde, aber es liegt ruhiger, da der Wind seitlich kommt. Man liest, malt, näht, raucht und geht spazieren; ehe man es denkt, ist der Tag herum.

30. November. Wir hatten uns sehr darauf gefreut, die Inseln St. Paul und Amsterdam zu sehen; ich hatte sie in den Segel-Anweisungen nachgelesen und, da wir sie gegen Mittag zu erreichen hofften, in Eile Tristan d'Acunha von meinem Zeichenblock geschnitten; das war aber, als ob man sonst den Sechser für den Briefboten in Bereitschaft legte (was, wie es bei uns hieß, den ankommenden Brief mutwillig wieder verscheuchte). Der schöne Wind ließ nach, die Segel klappten, der Himmel wurde grau, grauer, endlich am grausten und anstatt den Blick an den vulkanischen Formen zu weiden, umgingen wir sie vorsichtig in einem südlichen Bogen. Ziemlich viel Vögel, aber da es regnete, saßen wir in der Proviantkammer und zupften Kokosfaser, um ein Kissen umzustopfen, das dem Segelmacher zu hart geraten war.

2. Dezember. Eine Herde Schweinsfische, von denen Jürgen einen harpuniert.

Es geht nun wieder nordwärts und die Wärme nimmt merklich zu.

7. Dezember. Immerfort die schönsten blauesten Tage, an denen nichts passiert. Eine Bark kommt uns heute nach und zieht vorüber; der Matrose Karl glaubt die „Charlotte“

zu erkennen, die in Cardiff neben uns lag und nach San Francisco bestimmt war. Noch ein zweites Schiff in Sicht. Jürgen ist sehr ungehalten über die anhaltende Flaueit. Kapitän X. soll einmal bei Windstille seinen Hut auf den Boden geworfen und darauf getrampelt haben!

„Es ist nichts schwerer zu ertragen

Als eine Reihe von schönen Tagen“

ist jedenfalls auf die Schiffer gemünzt. Als ich in heller Unschuld sagte: „Welch wundervolles Wetter!“ nahm es Jürgen bitter übel. Abends singen und musizieren die Leute, wir gehen oder sitzen spazieren und sehen die Sterne oben und ihren Widerschein im Wasser an; Orion, Siebengestirn, Sirius, großer Bär usw. stehen hier auf dem Kopf; aber das schönste bleibt immer die See; das Wasser, tiefblau im Schatten, wogt nur leise auf und ab. Wir streiten uns, ob Kornblumen so dunkelblau sind wie das Wasser, und Jürgen erzählt, daß man in seiner ostpreußischen Heimat die pflückenden Kinder aus dem Getreide schreckt, indem man sie vor der Kornmutter warnt, die zwischen den Aehren sitzt und die Kinder, die ihr zu nahe kommen, an ihren glühenden eisernen Brüsten tot drückt — ein grausiges Bild der versengenden Mittagsglut.

8. Dezember. Die Bark signalt; sie ist englisch, kommt von Rio und geht nach Kap Negrais.

Unaufhaltsam fällt ein wollenes Gewand nach dem anderen wieder ab; auch die Daunendecke ist fortgestaut.

9. Dezember. Blau und flau; Jürgen daher sehr deprimiert, auf deutsch brummig. Abends ändert sich der Aspekt; die See wird schwarzblau mit Lämmern, die sich zu Schafen und Böcken steigern; am

10. Dezember setzt der Südostpassat ein, „und 's ist alles wieder gut.“ Der arme Dom Pedro, der schöne, glatte, schwarze Eber, hat nun auch das Zeitliche segnen müssen und die arme Miß Green hat keinen Umgang mehr als die mürrische alte Sau.

13. Dezember. Der schöne Passat war eine kurze Freude; gestern und heute war es bald so flau, daß die Segel klapperten, bald stürmte und regnete es. Es sind $+ 23^{\circ}$ R., dazu der Wind warm und die Luft feucht, so daß man von Zeit zu Zeit auch bei ruhigem Sitzen wie aus dem Wasser gezogen ist und jedes entbehrliche Kleidungsstück ablegt.

14. Dezember. $+ 27^{\circ}$ R. Ein englisches Schiff signalt; leider hat der Steuermann das Unglück, mit dem Rohr anzustoßen und ein Glas fällt ins Meer, so daß man auf die Gucker angewiesen ist, die nicht so weit tragen.

19. Dezember. Unausgesetzt heiß und schwül, mit ziemlich heftigen Güssen; unser Bad ist mit Regenwasser gefüllt. Der Engländer ist immer noch da, bald ist er, bald sind wir voraus, auch andere Schiffe tauchen auf und verschwinden. Wir sind nun auf der Breite der Sundastraße und steigen langsam zur Linie. Daß eben jetzt bei Euch das ganze Dorf nach „Christstolle“ duftet, daß Ihr durch Schnee, Frost oder Schmutz stapft, daß alles auf das Fest hinrastet, trabt, in fiebriger Eile Kisten packt, Handwerker treibt, mit Paketen durch die Straßen stürzt, während wir hier in sanfter Brise entlang schaukeln oder in Stille braten, kann man sich nicht vorstellen, obwohl man es weiß.

Immer öfter unterhält man sich bei Tisch über vergangene Weihnachten und von zu Hause. Ich ließ mir heute à la Raphael einen Faßdeckel geben und malte einen Tannenbaum darauf, mit Äpfeln, Nüssen und Marzipan freigebig behangen. Auf die Zweige wollen wir Nägel schlagen und darauf die Lichter stecken. Jürgen saß dabei und half mit seinem geschätzten Rat. „Er hat einen so richtigen Blick“, wie die Dienstmädchen von unserem jungen Doktor sagten.

20. Dezember. Nacht stürmisch mit tropischen Regengüssen; Wind ganz unstet, weiß selbst nicht, ob und aus welcher Ecke er eigentlich blasen soll.

Jürgen läßt sich von Karl (dem, der alles kann), das Haar schneiden; ich bleibe dabei, um die Operation zu überwachen und bin ganz überrascht, wie schnell und geschickt er sich seiner delikaten Aufgabe entledigt und das Haar nur fein kürzt, anstatt, wie mancher Friseur von Fach, sein Opfer unaufhaltsam zu scheren.

21. Dezember. Schwül, Regenschauer. Ich mache auch eine Weihnachtsarbeit, obwohl nicht gerade heimlich, einen Ueberzug für Jürgens Rückenkissen, aus einem Rest roten Inletts. Da ich auch nur ein zufälliges Knäuelchen rotes Garn besaß, um in jede Ecke ein Ornament zu sticken, so teilte ich es in vier Teile und die Zeichnung mußte danach entworfen werden. Mit atemloser Spannung verfolgten wir den Fortschritt der vierten Ecke und mit dem letzten Stich des Musters war der Faden zu Ende, „als ob der Mathematiker König es berechnet hätte*)“ und kein Fehler in den Logarithmen gewesen wäre“, war Jürgens Kompliment.

Heute abend Bewegung unter der Mannschaft; es hieß, ein Schiff wäre längsseite und hätte einen Brief gebracht,

*) Wie die Bienenzelle.

der denn auch dem Kapitän überreicht wurde. Kein Geringerer als Neptun bittet um Erlaubnis, an Bord zu kommen, um an zwei Leuten, bei denen die Taufe nicht angeschlagen habe, dieselbe nochmals vorzunehmen. Jürgen antwortet artig, er werde sich sehr freuen, Neptun zu sehen und Bescheid sagen lassen, wenn wir die Linie erreichten.

Jetzt in der Hitze ist die viele Wäsche, die ich mitnahm, sehr angenehm und die alten Sachen leichter und frischer als die neuen. Der Steward wäscht viel und gut und wir haben Regenwasser genug, aber die feuchte, salzige Luft macht die Wäsche immer etwas klebrig und warm anzufühlen.

22. Dezember. Schwül und böig, was unbequem ist, weil bei Regen das Oberlicht bedeckt wird und die Kajüte dann nicht hell genug ist, um zu lesen, und wir sind eben tief in einem Roman, der in Barbados spielt: „In all shades“*), dem das Vorurteil gegen Farbige zu Grunde liegt. Jürgen erinnert sich dabei einer Familie in Kuba, die er immer bedauert hatte. Der Vater war Deutscher, die Mutter Octoroon, die Kinder hatten also nur ein Sechzehnteil farbigen Blutes, es war ihnen nichts davon anzumerken, und doch ging keine der benachbarten spanischen Familien mit ihnen um.

23. Dezember. Die Nacht war stürmisch; immer, wenn ich am Einschlafen war, heulte der Wind und klatschte der Regen mit erneuter Gewalt. Jürgen blieb die Nacht über oben und es sah sehr „echt“ aus, wenn er herunterkam mit triefendem Südwester und rieselndem Bart und eine Flasche an den Mund setzte, die nicht mit Milch gefüllt war. Dies ist der Nordwestmonsun und man kommt wenigstens vorwärts.

Heute passierten wir die Linie und Neptun kam an Bord mit großem Gefolge. Erst der Aktuar Aktenstaub mit mehligem Gesicht, großen Vatermördern, einem Frack, dessen Schöße fast den Boden berührten, karierten Hosen und himmelstürmendem Zylinder — alles dieses hatte er sich selbst aus altem Segeltuch gefertigt und geteert — dann Musikanten, Hatschiere, ein prachtvoller Neger in Uniform, einige Fantasie-Kostüme mit bunten Decken, bemalten Gesichtern und Trichtern als Hüten und schließlich noch zwei „Wilde“, so wild, wie Haare und Gürtel aus geteertem Hanf und weitabstehende Federn einen Schwarzen nur irgend machen können. Mit affenartiger Geschwindigkeit kletterten sie auf die oberste Rah, „um die Linie über die Toppen

*) „In allen Schattierungen.“

zu werfen“.) Der Aktuar hatte einen großen Sextanten und nahm mit „Achtung!“ und „Stop!“ die längst untergegangene Sonne, während mit langem Flachsbart und Dreizack Neptun sich mit dem Kapitän unterhielt und sich in der Kajüte einen Schluck gefallen ließ. Darauf wurden Ferdinand und Eberhard mit einem großen schwarzgeteerten Pinsel „eingeseift“, mit einem enormen hölzernen Rasiermesser abgekratzt und dreimal in die Regentonnen geduckt, was sie heldenhaft ertrugen. Schließlich tanzten Neptun und der Aktuar zu den berausenden Klängen einer Harmonika, die der eine Wilde spielte. Mir wurde ein Tauschein ausgefertigt und der Schwertfischchorden überreicht, kunstreich aus Blei in einer Holzform gegossen; Jürgen bekam den Haifischchorden und der erste Steuermann den Delphin.

25. Dezember. Gestern war also Heilig-Abend und während Ihr Euch zu Tische setztet, steckten wir hier die Lichter an unser gemaltes Bäumchen und hatten unsere kleine Bescherung für uns, die Steuerleute und den Steward, der mit zur Kajüte gehört. Nachdem wir ein Weilchen zusammengesessen, getrunken, geraucht und uns gefreut hatten, besteckten wir den Faßdeckel mit neuen Lichtern, nahmen einen Sack mit Pfefferkuchen und einen Korb mit Kleinigkeiten für die Leute und gingen ins Logis, wo sie sich auch schon Weihnachtslichter an ein kleines Gestell in Form des Kontorzeichens — ein gleichschenkliges Kreuz — gesteckt hatten. Sie waren alle sehr nett und zutraulich, und die Jungen, denen ich Päckchen aus ihrer Heimat mitbrachte, sehr überrascht und erfreut. Den beiden Leichtmatrosen Jan und Fedor, die schon fürchteten, durch die lange Reise in ihrem Fortkommen aufgehalten zu werden, kündigte Jürgen ihre Beförderung zu Vollmatrosen an; beide bewahrten ihren Ernst und ihre Würde und bedankten sich wohl-erzogen, aber die strahlenden Augen und heißen Backen der beiden guten Jungen zu sehen, war eine Herzensfreude, die ich ihren Müttern gönnt hätte.

Ich hatte allerhand Spaß und puzzles mitgenommen und wir hörten sie noch lange mit dem Telephon für zehn Pfennige spielen und Bestellungen machen, mit „nicht-verstan-den“! Mit den zusammenhängenden Schlüsseln und abziehenden Ringen hantieren sie heute noch. Den Pfefferkuchen hatte ich mir in Antwerpen besorgt, aber das Unglück gehabt, zwei davon unterweilen zu essen, doch reichte

*) Damit das Schiff, das bekanntlich daran festhakt, darunter durchkönnen!

es noch gerade. Ohne Zwischenfall ging es indessen nicht ab; erstens fand ich, als gedeckt war, Tavares, die Katze, mit den Vorderpfoten auf dem Tisch, die Schnauze säuberlich im Hummersalat und zweitens und schlimmstens muß ein Funke auf das übergelegte Stück Segeltuch gefallen sein, denn ich sah es plötzlich glimmen und es war schon ein talergroßes Loch in das gute große Tischtuch gebrannt. Später sangen die Leute, als wir schon zur Ruhe gegangen waren, und es war mir ergreifend, „Stille Nacht, heilige Nacht“ hier mitten im Indischen Ozean durch die heiße Tropennacht klingen zu hören.

Das Wetter war zum ersten Mal wunderschön und ist es auch heute, mit frischer Brise, die aber gerade daher weht, von wo sie nicht soll; das Schiff muß abends und morgens gewendet werden und kreuzt nach Ost und West, anstatt nach Norden zu gehen. Aber denkt, was ich gestern sah, ich traute meinen Augen nicht, — eine Libelle! Jürgen sagte strafend: „Wenn Du Deinen Darwin besser kenntest, würdest Du wissen, daß sie erstaunlich weit von Land fliegen.“

Gestern hätten wir beinahe einen herrlichen großen Fisch gefangen. „Fisch an der Lin!“ rief der Mann am Ruder; wir stürzten hinauf und man zog und zog; endlich kam er, ein wundervolles, metallisch grünes Tier, das aber nicht „willig“ kam, sondern um sich schlug, so daß die Leine riß und der Stock der Harpune, die Jürgen ihm nachwarf, brach und „fort war's!“ Zwei Zinken der Harpune waren verbogen. Neulich kam auch ein „Döskopp“, ein Seevogel mit langem, schmalen Kopf und Hals. Wirklich trug er seinen Namen mit Recht, denn er blieb ruhig auf dem Ende der Rah sitzen und wartete, bis Eberhard herankam und nach ihm griff, dann hackte er und Eberhard hielt es für geraten, herunter zu kommen. Nun ging Fedor hinauf und es war ergötzlich, wie er den Vogel beschlich, ganz wie der Wolf ein Schaf; langsam, mit abgewandtem Gesicht, rückte er näher und näher, der Vogel putzte sich ruhig weiter, bis ihn der Junge am Hals ergriff und ungeachtet alles Sträubens und Schlagens glücklich an Deck brachte. Hier mußte er zum Ergötzen des Publikums, das „mit dem Schirm piekte“, jämmerlich zwischen den Gänsen und dem Schwein herumhopsen; er hatte ein scheues wildes Auge, mit einem hellblauen kahlen Zierfleck. Da er zum Essen zu spärlich war, ließ man ihn fliegen, nachdem ich ihm ein rotes Band hatte umlegen lassen, um ihn, falls er wiederkäme, zu erkennen; als man ihn in die Luft warf, schoß er davon wie ein Pfeil,

als wollte er sagen: „auf das Schiff bringen mich keine zehn Pferde wieder!“

30. Dezember. Es ist sehr zu merken, daß wir ein paar Grad nördlich vom Aequator sind. Wir leiden nicht mehr unter der Hitze und haben immer eine schlanke Brise, mit der wir uns langsam nordöstlich aufkreuzen, der Straße von Malacca zu.

Gestern Abend ein fernes Segel, das heimwärts zieht.

31. Dezember. Gegen Mittag wurde Land gesehen, die südliche Insel der Nicobaren. Das haben wir also gerade noch vor Jahresschluß erreicht.

1. Januar. Neujahr!

„Was da liegt im tiefen Schoße
Dieser neuerblühten Rose,
Ach! Wir wissen es noch nicht!“

Ich weiß nicht einmal das Fazit des letzten Jahres, und das Herz schreit nach Briefen, wie der Hirsch nach frischem Wasser.

Wir haben Great Nicobar vor Augen und sind „v. Kalb darauf zu“, aber bis jetzt ist es noch ein Nebelstreif. Zum Sylvester hatten wir noch allerhand Spaß. Es war ein ganz weicher Abend mit hellem Mond, der die See grünlich überglitzerte. Die Leute hatten sich verkleidet, zwei von ihnen als Frauen, die sich mehr kräftig als anmutig bewegten; es wurde lebhaft getanzt, wobei die Damen die Füße warfen und Sprünge machten, die sonst dem zarteren Geschlecht nicht eigen sind. Einer stellte einen kleinen buckligen, braunen Lumpenmatz vor mit einem Sack, lief umher und schrie mit quäkiger Stimme sehr natürlich: „Rags and bones!“*) versuchte das Schwein zu stehlen, wurde ertappt, geprügelt, und so gab es allerhand Kurzweil bis zehn Uhr, wo man sich in seine Gemächer zurückzog. Um zwölf aber ertönte Musik und ein „Hip, hip, hurrah! für usen Kaptein und sine Fru!“ Jürgen ging herauf und ließ sie wieder leben und ich sah der Zeremonie durch das Fensterchen, wohlverborgen, zu.

2. Januar. Wir segelten an Great Nicobar vorüber, es zeigt mehrere Bergreihen hintereinander und fällt, wie es scheint, steil ab; von oben bis unten hin ist es begrünt, das Meer war dunkel und ein weißer Saum schied das Grün vom Graublau. Das war der Korallensand und man sah die Wellen darüber hinlaufen und aufspritzen. Auch helle Baumstämme ließen sich unterscheiden, und damit die Land-

*) „Lumpen und Knochen!“

schaft tropisch aussähe, hatte die gütige Natur auf dem letzten Kap ein paar Palmen angebracht. Dies also wäre der erste Blick auf Asien gewesen; der Vollmond stand darüber und es war wunderschön.

„Fisch an der Lin!“ und diesmal bekam man ihn glücklich, ein prachtvoller Seehecht von 32 Pfund, der „fein“ schmeckte.

3. Januar. Scheuerfest! — Was das sagen will, ahnt niemand von Euch; dagegen ist die ärgste große Wäsche und die leidenschaftlichste Reinemache-Orgie vor Ostern nur ein Wickelkind. Nirgends ist man sicher, alles schwimmt, von allen Seiten werden Eimer ausgegossen, alles Holzwerk mit Sand bis aufs Blut gescheuert, man kann keinen Schritt machen, ohne zu riskieren, daß einem ein brauner Strom über die Füße läuft oder es von irgendwoher regnet, tropft oder gießt, und das soll tagelang dauern und gehört zu den besonderen Freuden der Seefahrt.

5. Januar. Gestern und heute steifer Wind und immer starker Strom nach West, der uns nicht in die Straße hinein läßt. Die Sonnenuntergänge sind herrlich; nach dem Versinken der Scheibe färbt sich das Himmelsviertel darüber langsam vom zartesten primrose bis zum weichsten Rot, das durch Heliotrop in das Blau oben übergeht, während gegenüber ein helles eau de Nil durch eine grünliche Skala das obere Blau erreicht. Manchmal schießen rote Strahlen, wie bei einem Nordlicht, fächerförmig auf und fast immer heben sich Wolkenballen in Grau und apricot auf dem leuchtenden Grunde ab, in Gigantenkämpfen und sonstigen phantastischen Gebilden; neulich ein Neptun mit langem Bart, im Muschelwagen von Delphinen gezogen und einem unendlichen Gefolge von Tritonen und Meeresungeheuern; doch ging er bald in die Länge und sein Bart schwebte als selbständiges Wölkchen davon.

7. Januar. Immer dasselbe; es weht halber Sturm, die See ist tiefblau mit aufschäumenden weißen Streifen. Gegen Abend, als Jürgen und ich vorn standen und über den Bug in das aufspritzende Wasser guckten, entdeckte ich (!) von weitem einen hohen Berg, der kaum von einer Wolke zu unterscheiden war, Atchin Head, die Nordwestspitze von Sumatra. Natürlich — wenden. Und als Jürgen am Sonntag, den

8. Januar aufstand, was sah er? Wieder die Nicobaren, aber diesmal glücklich im Westen, und so sind wir doch ein Stück vorwärts gerückt. Ich lief hinauf, die Insel von der

anderen Seite zu sehen, fand aber, daß sie, wie der „große Baribal“ auf der Messe, von der Schwanzspitze bis zur Schnauzspitze ebenso war, wie von der Schnauzspitze bis zur Schwanzspitze, auch teilte sie die Eigentümlichkeit dieses seltenen Tieres, gutartig zu sein, wenn man es in Ruhe läßt, „wird es aber gereizt, so frißt es seinen eigenen Wohltäter“ — das Sailing Directory warnt nämlich vor unvorsichtiger Freundschaft mit den Eingeborenen, die noch der unliebenswürdigen Sitte des Menschenfressens huldigen. Als Tauschware empfiehlt es silberne Löffel, aber gute, sie verstünden sich darauf! So beleckt die Zivilisation die wildesten Eilande. Ueberhaupt, die Freiheit, die das Tier der Wüste liebt, wird nächstens ganz verschwunden sein. Stellt Euch vor, daß man selbst auf See nicht behalten darf, was man findet. „Man tut immer besser, man läßt es treiben,“ sagt der praktische Pauly, und Jürgen erzählt von einem Kapitän, der vor dem Kanal schwimmende Bohlen auffing und im Hafen ehrlich abgab — nach endlosen Formalitäten sollte er schließlich 12 Shilling Kosten bezahlen und dann einen Teil davon behalten. „Was,“ sagte ich empört, „wenn wir hier ein Fäßchen auffischen, gefüllt mit“ — „Rum!“ fiel der erste Steuermann ein, — „der wird natürlich getrunken!“ riefen die Herren unisono, — „nein,“ sagte ich, „mit Diamanten, die würden wir doch untereinander teilen.“ „Nein,“ hieß es ganz ernst, „da könnten wir in des Teufels Küche kommen. Ein Teil, der dritte, gehört dem Eigentümer, einer dem Staate, der bekanntlich nicht blöde ist, einer dem Reeder; dann bekommen auch, nach Verhältnis, Kapitän, Steuerleute und Mannschaft.“ Da lohnt es wirklich kaum, ein Fäßchen mit Diamanten zu finden.

9. Januar. Natürlich wieder gewendet. Weil ich meinen Kopf etwas fühlte, legte ich mich auf Deck in meinen Stuhl und nahm „das ew'ge Buch der Abenteuer“, die Odyssee, zur Hand, vertiefte mich in Telemachs Besuch bei Menelaos und beneidete die Unbefangenheit, — wirklich *candeur adorable* — mit der sich Helena an dem Gespräch über Troja beteiligt. Wie ihr wohl zu Mute war, als sie nach den zwölf Jahren nach Haus kam und all ihre alten Sachen auf den alten Plätzen wiederfand, den berühmten Arbeitskorb aus Silber und die goldene Spindel mit dem verblichenen Restchen violenfarbener Wolle! Als ich dieses erwog in des Herzens Geist und Empfindung, sah ich auf und vor mir lag das Meer in der antiksten Purpurfarbe und daraus erhoben sich drei Eilande, perlgrau, in leicht geschwungenem Umriß, wie die Gefilde griechischer Inseln einst vor dem göttlichen Duldler auf-

tauchten — die Spitzen von Pulo Brass und in der Ferne Pulo Rondo. Pulo heißt Insel, wie der geneigte Leser schon eruiert haben wird.

Natürlich: „Wenden!“

12. Januar. Die Sache fängt an, sehr ernst zu werden; ich bin bei meiner letzten Dose Milch, tief im letzten Kasten Cakes, der Kognak geht zu Ende — was soll dann werden?! Immer morgens die Pulos und abends die Nicobaren und immer der unglückliche Strom aus Ost — so kreuzen wir vor der Straße von Malacca auf und nieder. Jürgen tut nichts mehr, als über der Karte brüten, und ist er oben, so läuft er alle Augenblicke an den Kompaß und es wird gehalten und gewendet ohne Unterlaß, und so hat man nun wirklich in diesen dreizehn Tagen eine Strecke aufgekreuzt, die man bei etwas anständigem Wind in einem hätte zurücklegen können.

Jürgen warnt, nur das nötigste Wasser zu verbrauchen. Eben, während ich dies schreibe, kommt die erfrischende Kunde, daß der Wind herum ist und wir fröhlich nach Osten gehen.

„Fisch an der Lin!“ Ich eile hinauf und oben am Heck stehen schon Jürgen, der den Elker losmacht, die Steuerleute und einige Matrosen, die die Leine einholen. Der Fisch scheint groß, die Leine dünn für die Last; endlich kommt er, man sieht den goldgrünen Fleck im Wasser. — Es ist ein Hai! — nein, ein Delphin! — nein, ein Albicour! — der schönste aller Fische. „Laßt mich allein“, sagt Adolph, „der starke Mann“, und hier ist nicht allein Kraft, sondern auch Geschick nötig. Er hat beides, langsam und sorgfältig bringt er den Fisch heran und kaum kann man ihn unterscheiden, so schleudert Jürgen den Elker und — fehlt. Unter atemloser Spannung wird der Fisch wieder herangeholt, Jürgen wirft und fehlt nochmals; man sieht den Fisch jetzt deutlich, der Haken sitzt nur dünn am Kiemen. Der Elker wird wieder aufgezo-gen und da ihm das zu lange dauert, springt Fedor nach vorn und holt die Harpune, inzwischen wirft Jürgen zum dritten Mal, der Elker sitzt und nun wird der Fisch mit beiden Leinen herangeholt, ein Tau übergeworfen und endlich liegt er an Deck, das schönste Tier, das man sehen kann, in Gelb, Weiß, Hell- und Dunkelblau schillernd, 5 Fuß lang, 3 Fuß breit zwischen der weitabstehenden Rücken- und Bauchflosse, wie der Zimmermann mißt, und 112 Pfund schwer. Die Flossen sind leuchtend gelb, ebenso die Reihen kleiner Flossen, die Bauch und Rücken zieren

und die jede einen schwarzen Schattenstrich an einer Seite haben und aussehen, wie eine Reihe gelber Schmetterlinge.

Nun fallen die Leute über ihn her, nehmen ihm seine wenigen Eingeweide heraus und zerstückeln die herrliche Beute mit Gefühlen, die denen gleichen mochten, womit Tavares unverrückt den Vorgang beobachtete und die Sau das Blut aufleckte.

Währenddessen war ein Gewitter heraufgezogen. „Natürlich,“ sagte Herr Pauly, „das war jedenfalls Neptuns bester Albicour!“

17. Januar. Immer dasselbe! Immer dasselbe! Jürgen weint auf seine letzte Zigarre, er kann sie vor Kummer kaum rauchen und droht, sich das Rauchen abzugewöhnen; das bewegt dem Steuermann das Herz und er gibt ihm ein Päckchen Tabak für sein Pfeifchen. Es ist wirklich hart, so geht es nun seit dem 26. Dezember. „Das ist Seefahrt,“ sagt der Steuermann philosophisch, „wir sind nicht die ersten, denen es so geht und werden nicht die letzten sein.“ Wenn er aber selbst der Schiffer wäre und ihm alles an einer guten und schnellen Reise läge, würde er es vielleicht auch weniger ruhig nehmen. Der arme Jürgen ißt nicht mehr ordentlich, schläft nicht mehr ordentlich und sorgt sich ab, und ach! den „Regulus“ „bewächst schon ernstes Moos!“

19. Januar. Etwas Ost ist gemacht, der Wind ein wenig besser, obwohl noch lange nicht gut. Mir tut es selbst weh, wie sich das arme Schiff so mühselig fortarbeiten muß, anstatt frisch, frei und fröhlich vor dem Winde hinzuschließen; es muß schon das beständige Umzäumen satt haben. Gestern abend „Kabbelung“, das sind keine Wellen, sondern plötzlich heftig bewegte See ohne sichtbare Ursache. Das Meer sieht aus, als koche es. Die Erscheinung zeigt sich meist zwischen Inseln und Küsten; Jürgen meint, sie sei wissenschaftlich noch nicht genügend erklärt und möge wohl mit den Gezeiten zusammenhängen.

Nach Dunkelwerden eine kegelförmige Helle im Südwesten, Herr König und ich halten sie für Zodiakallicht.

21. Januar. Endlich! Pulo Pera ist mit frischer Brise passiert; wir sind in der Straße von Malacca. Als ich aufstand, sahen wir Pulo Penang mit seinen Spitzen, die eine ist zweimal so hoch wie der Corcovado, und links davon blaute eine Berginsel, das war ein hoher Gipfel im Festlande. Das Wasser ist braun und grün und Ferdinand will eine große Seeschlange gesehen haben, deren es hier viele geben soll; sie sind sehr giftig. Gestern roch ich wieder, wie schon öfters, Land, der Steuermann roch es diesmal auch. Es ist

milde Luft, „die Lunge geht auf Samt“, wie der alte Hufeland zu sagen pflegte, wenn er seinen Patienten Montreux empfahl. Die Schlange wäre ein Knüppel gewesen, sagt der erste Steuermann, der ihn auch gesehen hat.

Die Leute bauen jetzt alle Schiffe, meistens halbe, die an ein Brett geheftet und mit Wellen reichlich umgeben werden. Fedor hat seines fertig und es noch durch einen Leuchtturm, ein kleines Lotsenboot und einen kleinen Dampfer als Schlepper vervollständigt. Was einer hat, müssen alle haben; eine ganze Reihe ähnlicher kleiner Leuchttürme und Boote stehen nun zum Trocknen auf der Luke. Als ich kam, waren Matten Mode; jeder hatte eine in Arbeit, und zwar mußte in der Mitte ein rotes Herz sein, umgeben von einem grünen Kranz, wozu sie sich den Hanf selbst färbten. Bei einigen brachen aus dem roten Herzen noch röttere Flammen hervor, so daß an Sinnigkeit wirklich nichts zu wünschen übrig blieb. Dann kam das Schnitzen auf; jeder mußte einen Rahmen fertigen, in dem dann eine, meist weibliche Photographie prangte, und jetzt, wie gesagt, ist der Schiffsbau an der Tagesordnung und manche bescheidene Bitte um Seidenfaden und feine Nadeln wird mir vorgetragen.

22. Januar. Einige Stunden tüchtige Brise; wir machen etwas Weg. Gegen Abend kommt ein Kriegsschiff unter vollem Dampf und Segeln gerade auf uns los — sollten wir mit Rußland und Frankreich im Kriege sein?! Will es uns über woher und wohin befragen und uns vielleicht aufbringen?! — Da lenkt es ab und steuert nach Sumatra hinüber. Meine persönliche Sorge war, daß Jürgens weißer Anzug nicht so frisch aussah, wie ich gewünscht hätte, im Fall der feindliche Offizier an Bord gekommen wäre, und mit Vorsicht sondierte ich Jürgens Gefühle über diesen zarten Punkt, aber: „für den Kerl wäre er lange gut genug gewesen,“ hieß es; so sind die Männer. Abends wieder der aromatische Landgeruch und ich weiß jetzt, wonach es riecht: denkt Euch Zimt, Faulbaum, Muskat und Heliotrop zusammen, dann habt Ihr es ungefähr. Wir fischen allerhand Treibendes mit einem kleinen Kätcher, der aus einem unserer Schwammbeutel und einem langen Bambus hergestellt ist, z. B. eine große, ganz durchlöchernte Nuß voller Chambregarnisten, wie Herr Pauly sagte, ein Stück Grünes mit zwei Serpeln, auch eine Schlange von etwa 3 Fuß, die sich aber halbwegs wieder hinausringelte.

23. Januar. Als Jürgen heute früh hinaufkam, sah er wieder Pulo Penang. Es hat etwas Grauliches, so einen ganzen Tag und eine ganze Nacht zu segeln und plötzlich

wieder da zu stehen, von wo man ausging; es muß ein sehr starker Strom sein, der uns immer wieder zurücksetzt und mit leichter Brise nicht zu überwinden ist. Wir sind 101 Tage unterwegs und Jürgen hatte gehofft, bis Neujahr in Singapore zu sein. Am Nachmittag heißt es wieder: Schiff in Sicht! Ich frage, ob es ein Segelschiff ist? „Natürlich,“ sagt Jürgen mit Nachdruck, „andere Schiffe existieren für mich überhaupt nicht!“ — und ich dachte so oft in dieser Zeit, was für ein Segen jetzt eine kleine Maschine sein müßte. Es ist so niederschlagend, mit aller Mühe, Aufmerksamkeit und Sorgfalt nicht vorwärts zu kommen.

Der „Regulus“ hat einen dichten grünen Pelz, auch deshalb geht er so schlecht durch's Wasser. „Ein großes Tier!“ Ich sah nur ein Gewirr von etwa fußlangen Fischen, die Jürgen für Saugfische erklärte, und das Tier, das sie umgaben und umsaugten, schien ein Hai, bis es in die Höhe kam und den Kopf aus dem Wasser steckte, da war es eine ganz große Schildkröte, über und über mit Muscheln besetzt, wie ein Schiff. „Für die wird's Zeit, daß sie ins Dock kommt,“ bemerkte Herr Pauly, während Jürgen den Elker heraufriß, aber ehe er die Leinen los bekam, entschwand sie nebst allen ihren barnacles und Saugtieren, „wir aber hatten das Nachsehen.“ Ich kann mich gar nicht darüber trösten; es wäre solch ein Fang gewesen, das liebe Tier kam so eigens heran, sich harpunieren zu lassen und mußte zwecklos wieder fort.

Dagegen schoß und traf Jürgen eine große Wasserschlange, und da sie giftig sind, war es ein gutes Werk. Abends sahen wir wieder den Leuchtturm auf Pulo Penang; wir saßen lange auf Deck, denn der Tag war sehr schwül, und als es kühl wurde, zeigte das Thermometer noch 22° R. Jürgen, der bei unsicherem Wetter oder Landnähe die Wache des zweiten Steuermanns teilt, sah den Leuchtturm noch bis um vier Uhr. Heute früh wieder Land in Sicht; ich traute mich gar nicht zu fragen, bis ich Jürgen pfeifen hörte, ein gutes Zeichen. Bald darauf meldete er mir Berge, „dreimal höher als der Corcovado“. Wir sahen dann in der Tat die Inseln Dinding und Little Dinding und einen blauen Gebirgszug, der weit im Festlande steht, als Insel aus dem Meere ragen. Durch das Glas unterschied man Bäume auf Dinding und die Kronen von Palmen über dem Wasser.

26. Januar. Die ganze Nacht wurde an den Segeln gezogen, denn der Wind sprang beständig um; gegen Morgen heftiger Regen, aber was für eine Luft, als ich nachher an Deck kam! Könnte ich sie auf Flaschen ziehen und Euch

schicken! In Nösselts Geographie für höhere Töchter heißt es, „die Molukken- oder Gewürzinseln röche man schon zwei Tage, bevor man sie sähe, wegen der köstlichen Gewürze, die dort wüchsen, unter denen der Zimt das verbreitetste sei.“ Das hat mir als Kind einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und fällt mir jetzt immer wieder ein. Den ganzen Tag spielen Delphine um den Bug; es gelingt aber nicht, einen zu harpunieren, obwohl Jürgen ihnen pfiß, denn Delphine sind bekanntlich musikalisch. Der Matrose, der ihm zunächst stand, rief ganz ernsthaft: „Da kommt einer, der hat hört!“

Eben — ich schreibe abends — glitt ein großer Passagierdampfer fast lautlos an uns vorüber; man sah die Reihe heller Fenster und die erleuchteten Salons. Ich konnte mir so gut die elegante Gesellschaft vorstellen, wie sie in ihren Stühlen lagen, musizierten, aßen, lasen, den Hof machten und war froh, still und heimlich auf dem „Regulus“ zu sein — nur Wind, Wind! Jürgen ist ganz gedrückt; „er seufzt des Morgens, er seufzt des Mittags, er seufzt des Abends“, wie die bekümmerte alte Engländerin von ihrem hypochondrischen Manne sagte.

28. Januar. Wir haben die gefährlichen Arroa Rocks glücklich im Rücken und sind zwischen Bänken und Inseln, die aber nur von ganz oben zu sehen sind. Jürgen blieb die Nacht auf Deck; es ist die weichste, duftendste Tropennacht.

Gegen Abend beschenkt uns die Sau mit zwei toten und einem lebenden Ferkelchen; die Matrosen sitzen dicht um den Kofen und es dauert nicht lange, so erscheint zu dem schwarzen Brüderchen ein weiß und schwarz geflecktes Schwesterchen, dann noch eins mit sehr langen Ohren, dann ein schwarzes mit weißen Füßen und so weiter, bis wir elf haben, die in einem Korbe krabbeln und schon ganz natürlich grunzen. Die Leute lassen sie umschichtig trinken und kennen sie genau: „Dat is dat mit de witte Föt, das is dat Jüngst“ usw.

29. Januar. Jetzt werdet Ihr wohl hören, daß wir noch existieren, denn es kam ein englischer Dampfer ganz nahe vorüber und versprach uns zu rapportieren. Im Vorbeifahren warf er uns mit ungemeinem Geschick ein Pack Zeitungen zu, drei „Straits Times“, und wir fielen mit Gier darüber her. Danach scheint in Frankreich ein großer Schwindel und Skandal gewesen zu sein; da aber der Kaiser zur Vermählung der Prinzessin Marie von Edinburgh in Sigmaringen erwartet wurde, so steht ja wohl bei uns alles beim Alten. Professor Owens Tod war erwähnt und der Mikado

ist in Singapore durch Privatkräfte recht wacker gegeben worden. Dies sind die ersten Fäden, die uns wieder mit der zivilisierten Welt verbinden.

Nun kam auch der Lotse an Bord, ein Malaie mit einem Turban, dessen Boot auf dem Hinterdeck steht, also unmittelbar vor unserer Behausung, darin schläft er nebst einem anderen Malaien in einem blaugewürfelten Sarong, der mich an Dr. Jagors Truhe erinnert. Sie haben ihr eigenes Essen und Gerät, eine buntgemalte Schüssel, die auf dem Markte eines Thüringer Städtchens gekauft sein könnte. Das Boot ist so dünn und alt, daß ich nicht begreife, wie man sich damit ins Meer wagen kann. Die Ruder sind kurz, leicht und spitz, wie ein Cestrum geformt. Als wir bei Tisch saßen, kam der Lotse und legte sechs Mandarinen vor uns hin.

Unsere Ferkelchen sind sehr niedlich, eins ist zwar noch gestorben, aber fünf schwarze und fünf bunte sind genug. Die Matrosen, besonders Karl, geben sich viele Mühe mit ihnen; jedes hat seine bestimmte Stelle. „Da hörst du nich hin — d a t i s d i n T e t t e n.“ Die Sau scheint zu begreifen, daß sie ihr gehören und fährt auf, wenn eins quiekt.

30. Januar. Wunderschöne Küste, waldig und hohe Berge auf der Malaccaseite, von Sumatra sieht man nur niedrige Streifen mit Bäumen. Gegen Morgen wird es so kühl, daß man ein Laken über die Füße legt. Der alte Malaie friert und bittet: „Got no coat — Yankee bad man, no give“*) — er kam nämlich von einem amerikanischen Schiffe. Natürlich verehrte ihm Jürgen einen alten Rock, den er über sein wollenes Hemde zog.

31. Januar. Der Himmel etwas bedeckt und eine Brise, frisch und balsamisch wie ein Frühlingswind, der über eine Fliederhecke streicht. Vormittags versuchte ich mit wenig Erfolg, die Sau mit den zehn Kleinen zu Papier zu bringen. Karl schlägt mir vor, erst die Sau zu malen, dann würde er jedes Ferkel apart auf den richtigen Platz halten! Die Malaien gehen ohne Umstände an mein Zeichenbuch, besehen und belachen die Ferkel.

Wir kommen am Mount Formosa vorüber, den man als Insel sieht, obwohl er auf dem Festlande steht. Leider sehen wir von den hübschesten Inseln nichts, da wir nachts vorübergehen. Es kommen beständig Dampfer und heute ein Segelschiff, unser alter Freund, der „A. B. Zeh“, der schon von Singapore zurückkommt. „Wo bist du so lang blewen?“

*) „Kein Rock — Yankee schlechter Mann, nichts geben.“

schrie der Kapitän. Er geht nach Akyab. Sie machten wieder Musik und schrien: hip! hip! hurrah!

2. Februar. Die Fahrt ist herrlich mit raschem Strom, zwischen Inseln und fernen Bergzügen. Es kam ein Boot mit Bananen und Fischen, gestern eins mit Ananas, auch erschien der „Dubasch“ (der die Lieferungen für das Schiff übernimmt), ein schokoladenfarbiger Mann in buntem Sarong und blütenweißem, gesticktem Käppchen; er erzählte, ein großer Haufen Briefe erwarte uns in Singapore. Gegen Abend kamen wir binnen, fuhren zwischen Inseln und Vorgebirge in die Bucht und sahen die Stadt am Fuße der Hügel. Die Einfahrt war merkwürdig genug, denn ein starker Strom riß uns vorwärts und in einem Strudel drehte sich das Schiff um sich selbst. Das Wasser kochte wie bei Kabbelung; es sah aus, als liefe ein ganz seichter, breiter Strom über felsigen Grund, sehr unbehaglich. Die Stelle war aber bald passiert und nun endlich, nach einer Reise von 111 Tagen:

„Fallen Anker!“

IV.

Singapore.

3. Februar — 14. Februar.

3. Februar 1894. Singapore — aber was sind einem stattliche Hafengebäude, grüne Hügel, Flaggenstation und Konsulat, wenn man auf seine Briefe wartet! Der Dubasch hatte versprochen, sie beim ersten Morgengrauen zu bringen, allein die See ging so hoch, daß es fraglich schien, ob er würde herankommen können, und als das kleine Boot mit dem großen Segel sich wirklich näherte und aussah, als müsse es jeden Augenblick umschlagen, habe ich wohl weniger um die drei Menschenleben darin gebangt, als um den kostbaren Beutel. „Mama got letters!“*) schrie der Dubasch,

*) „Mama hat Briefe!“ „Mama“ ist der Ausdruck besonderer Verehrung; die eigentliche Anrede für die weiße Frau ist Memsab, von Ma'm (Mrs.) und Sahib (Herr). Ein junger Beamter gemischten Blutes, in dessen Gegenwart ich mich über das Mama-Titulieren ergößte, sagte mir erklärend: „They know what it means as well as you do, but they want to show you the highest honour they can.“ (Sie wissen ebenso gut wie Sie, was es bedeutet, aber sie wollen Ihnen so viel Ehre erzeigen, als sie können.) — Ein dicker brauner Händler versicherte mir wiederholt: „Captain all the same my father!“ (Kapitän ganz mein Vater!)

sobald er in Hörweite kam. Nun wird das Tau übergeworfen, der Sack aufgezogen und jetzt endlich langt Jürgen hinein, und zieht zuerst ein großes Pack Zeitungen heraus, dann Brief auf Brief, daß ich den Segen fast nicht mehr bergen konnte. Da fielen mir die Sorgensteine von der Seele wie Sternschnuppen, ich brauchte kaum noch zu lesen. Und nun war es rührend, wie die Mannschaft umherstand mit hoffnungsvollen Gesichtern und dieser und jener mir einen kleinen verständnisvollen Blick zuwarf, wenn er öfter aufgerufen wurde, wie der Zimmermann, der Bräutigam ist. Nur einer hatte gar kein Liebeszeichen erhalten und es ging mir durch die Seele, als er sich umwandte und still davonging.

Mit dem Dubasch war auch ein dicker Malaie an Bord gekommen und präsentierte sich als bumboatman, der den Matrosen an Eßware liefern darf, was sie sich selbst anschaffen wollen. Der Kapitän leistet dafür Bürgschaft bis zu einer vereinbarten kleinen Summe. Dieser bumboatman, der das Schiff schon öfter bedient hatte, war nun tief enttäuscht, daß ihm ein anderer bereits in der Malaccastraße zuvorgekommen war und das obenein unter dem Vorgeben, sein Partner zu sein; er wäre „all the same Peter Pump“,*) hatte er behauptet. Jürgen bedauerte aufrichtig, daß er sich den Rang hätte ablaufen lassen, aber Peter Pump konnte seinen Groll nicht verwinden, stand trostlos auf Deck umher, mit einem Ausdruck so unverhohlenen Verdrusses, wie man eigentlich nur bei Kindern zu sehen gewohnt ist. Peter Pump ist übrigens nur der Spitzname, unter dem er bekannt und beliebt war und den er daher auch als Geschäftsmann führte; als indessen sein dicker Rivale sich ebenfalls so nannte, hat er sich neuerdings auf seinen Karten den Titel: „the real genuine Peter Pump“**) beigelegt.

Inzwischen hatte sich ein kleines Dampfboot, die steam-launch des Shipchangers, genähert, eine schmale, braune Knabenhand griff über die Verschanzung und ein junger Mann von etwa siebzehn Jahren schwang sich hinüber, klein, schwächling und brünett, der sich als Schwiegerenkel der Firma vorstellte. Wir trauten unsern Ohren nicht; es schien unmöglich, daß dieses Knäblein verheiratet sein sollte, indessen behauptete er, fünfundzwanzig Jahre alt zu sein und ich überzeugte mich später durch den Augenschein von einem niedlichen Frauchen und dicken weißen Baby.

*) „Er und Peter Pump wären ein und dasselbe“, d. h. Kompagnons.

**) „Der echte wirkliche Peter Pump.“

Mit ihm kam der Arzt, ein junger Deutscher, und leider brachte er uns ahnungslos eine Trauernachricht, indem er gesprächsweise den Tod von Werner Siemens erwähnte; das war die erste Kunde, die uns von dem Freundeskreise daheim erreichte.

Schon am zweiten Tage kamen wir ins Dock und haben es insofern gut getroffen, als am nächsten Montag das Hauptfest der Chinesen, ihr Neujahr, seinen Anfang nimmt und sie dann zehn Tage lang keinerlei Arbeit verrichten.

Noch hatte ich das Schiff nicht verlassen, obwohl der Dubasch artig bemerkte: „Captain go shore — Mama go too.“*) Nun aber, da wir am Kai lagen, ging auch ich an Land und setzte recht mit Bewußtsein zum ersten Male den Fuß auf indischen Boden.

Singapore ist keine alte Stadt; Sir Stanford Raffles wählte die Stelle mit glücklichem Griff, und um den Ort möglichst schnell zu heben, machten die Engländer zum ersten Male das Experiment des Freihafens, dem die Stadt ihr glänzendes Aufblühen verdankt. Vor fünfundsiebzig Jahren noch ein armseliges Fischerdorf, nimmt es heute unter den indischen Weltstädten bereits die vierte Stelle ein. „Dank, Jude, daß du mich das Wort gelehrt!“ „Die vierte in der Reihe der indischen Weltstädte“ gibt einem doch gleich den Eindruck von Großartigkeit und Wichtigkeit, ohne daß man sich erst mit der Vorstellung von Zahlen anzustrengen braucht. Es kann mir nämlich niemand auf die Frage nach der Einwohnerzahl recht Bescheid geben, und es mag auch schwer sein, festzustellen, wieviel Menschheit in den chinesischen und malayischen Vierteln wimmelt und kribbelt.

Wie überall, wo England das Szepter führt, sind die Straßen breit, die Wege gut, die Häuser in einer so neuen Stadt natürlich modern, die schottische Kirche mit ihrem spitzen Turm ist irgend einer bekannten Abtei nachgebildet. Nicht in der Bauart also, sondern lediglich in der Bevölkerung liegt der charakteristische Reiz der Stadt, kein Wunder, wo fünfzehn Rassen und Nationalitäten ihre Eigentümlichkeiten mischen unter dem blauen Himmel und einem gleichmäßig warmen Klima.

Ich hatte nicht Augen genug, zu sehen, während wir entlang fahren — die halbnackten Gestalten in jeder Hautfarbe von Schwarz zu Gelb, langem Haar, das die Männer ebenso wie die Frauen tragen, die Turbane, die spitzen Hüte, die Sarongs in grellen Farben, dazwischen die Europäer alle

*) „Kapitän geht Land — Mama geht auch.“

in Weiß, mit weißen Schuhen und Korkhüten, keine Dame — sie kommen erst nach fünf Uhr zum Vorschein. Dann die Menge der rickshaws, originelle kleine Wagen auf zwei hohen Rädern, im Trabe gezogen von einem Chinesen, der meist nur mit spitzem Hut und geschürztem Sarong bekleidet ist; der Oberkörper glänzt von Schweiß; dabei ist die Fahrt unglaublich billig, und nimmt man eine rickshaw auf den Tag, so hat er nicht mehr als etwa eine Mark nach unserm Gelde zu fordern; zehntausend rickshaws soll es in Singapore geben.

Es muß lange dauern, bis man die Typen in diesem Völkersalat unterscheiden lernt; Jürgen zeigte mir Madrasmen, Hindus, Armenier, Priester, Geldwechsler, die an ihrem Anzug oder ihrer Haartracht erkenntlich sind; ich behielt für den Augenblick nur, daß die kleinen chinesischen Jungen ein abstehendes Zöpfchen haben, die kleinen Mädchen zwei.

Nach abgewickelten Geschäften ging es zum Essen in Eversheds Hotel. Es ist zwar nicht sehr taktvoll, wenn der Reisebeschreibende seine Wirtshausenerfahrungen auftischt, allein die erste Mahlzeit an Land nach monatelanger Seefahrt, besonders mit so ungewohntem Speisezetteln, ist eine zu erfreuliche Sache, als daß ich nicht mit Lust und Liebe anmerken sollte, wie dreizehn Gänge auf dem Menu standen und jedes Gericht so schmackhaft war und von jedem so wenig auf einem besonderen Tellerlein gebracht wurde, daß wir mit Behagen den ganzen Kursus durchschmarotzten, während mir zum ersten Male eine Punka über dem Kopfe wehte und weiß gekleidete Söhne des Himmels mich bedienten, die alle „childlike and bland“, mit ihren sanften, bartlosen Gesichtern ebenso gut und noch besser hätten Frauenzimmer sein können.

9. Februar. Wir liegen schon wieder auf der Reede; daß etwas so schnell gehen könne, wie hier das Docken, hätte ich nicht gedacht. Kaum waren wir im Bassin, als wenigstens hundert Chinesen in spitzen Hüten von allen Seiten herbeiliefen, Balken von gleicher Länge in das Wasser warfen, nachsprangen, sie schwimmend an Tauen befestigten und in die richtige Lage brachten, um das Schiff zu stützen. Einer von ihnen hatte den Rücken jammervoll gefurcht von tiefen Narben. Dann begann das Abschrapen des Schiffes, während dessen das Wasser langsam abgelassen wird, da die Arbeit besser geht, so lange das Schiff noch naß ist.

Ein Chinese fiel vom Gerüst, mit dem Kopf auf die Steinkante, — das Dock ist terrassenförmig gemauert — und der Dockaufseher fragte gleichmütig, als man ihm den

Unfall meldete, ob der Farrentopf auch mit gefallen wäre?! Um den Unglücklichen kümmerte sich niemand. Jürgen sah ihn stürzen und für tot forttragen, aber trotz wiederholter Erkundigungen konnten wir nichts über ihn erfahren.

Eben habe ich die erste Mango gegessen — köstlich! Denkt Euch eine große grüne Pflaume mit dicker Schale und rötlichem Fleisch, ungefähr von der Konsistenz einer Melone und schmeckt — wann wird man Geschmacksphonographen haben? Während ich aß, stellte sich der Dubasch, der das Obst besorgt, daneben und fragte ab und zu: „Mama, good?“ — endlich machte er Salaam, hielt die Hand ehrerbietig grüßend vor den Mund und ging, ich aber ergriff den Kern, um ihn nach dem Prinzip abzusaugen: „unpassend ist, wenn jemand dabei ist.“ Der Kern ist nämlich leider sehr groß und von einem dichten Gewirr von Fasern umgeben, was die Mango zu einem Genuß macht, dem man sich erschöpfender in der Stille des Kämmerleins hingeben kann, als in guter Gesellschaft; behauptet doch Grant Allan sogar, die richtige Art Mango zu essen, wäre über einer Schüssel mit Wasser, auf deren Rand man zuvor an jeder Seite ein Handtuch gelegt habe.

Lieber noch als Mango mochte ich später custard-apple; die Frucht sieht aus, wie ein runder, grüner Tannenzapfen von der Größe eines Apfels; jede Zacke enthält ein schneeweißes, mit Sahnencreme gefülltes Säckchen, das einen schwarzbraunen glatten Kern umschließt. Mango sowohl wie custard-apple, überhaupt die meisten tropischen Früchte, haben einen mehr oder minder ausgeprägt harzigen Beigeschmack, der mich aber in meiner Wertschätzung nicht gestört hat. Die erquickendste und feinste Frucht ist aber die Mangosteen; sie ist rund mit dicker, dunkelvioletter, innen roter Schale. In diese rote Hülle ist eine durchscheinende weiße Frucht gebettet von der Größe und Form einer geschälten Mandarine, erfrischend und saftig, von weinsäuerlichem Geschmack; nur schade, daß man nie genug davon bekommt, so viel man deren hat, so viel kann man auch essen.

Aehnlich schmeckt auch die Rambosteen, die in Gestalt und Größe der Korneliuskirsche gleicht, auch einen ähnlichen Kern hat; sie ist ebenfalls durchscheinend und weiß und sitzt in einer harten schwarztötlichen Schale, die, wie die Buchecker, von außen rau und borstig ist.

Wenn wir an Land fuhren, pflügten wir zuerst das H.'sche Kontor aufzusuchen, ein weites, hohes „Gewölbe“, wie man in Leipzig sagen würde, quer durch das Gebäude gelegt, auf zwei Straßen mündend; an jedem Eingang stehen

die Schreibtische der arbeitenden Herren. Durch eine offene Tür sieht man in das Sanktum des Chefs; dort sitzt der stattliche, leider erblindete, alte Herr selbst im Lehnstuhl, mit weißem Bart und schwarzem Käppchen, gütig und vornehm im besten Sinne des Wortes: „der erste Gentleman von Singapore“, wie er genannt wird, hat er auch dem Geschäft den Charakter seiner Gediegenheit und Verlässlichkeit aufgedrückt.

Oft habe ich dort gewartet, während Jürgen andere Besorgungen erledigte; wie wohlthuend empfing einen nach der grellen Sonne draußen das Dämmerlicht des kleinen Zimmers, wie liebenswürdig war der Willkommen des ritterlichen alten Herrn; an wie viele in dieser kaufmännischen Umgebung behaglich verplauderte Stunden denke ich dankbaren Herzens zurück.

Die H.'schen Damen, denen ich Grüße aus Hamburg zu bringen hatte, kamen meinem Besuche zuvor, und nachdem wir unsererseits bei ihnen gewesen waren, wurde ich eines Morgens um sechs Uhr durch den Besuch der H.'schen Knaben geweckt, die in ihres Großvaters steamlaunch*) gekommen waren und mir einen von ihrer Schwester selbst gebundenen, entzückenden Rosenstrauß brachten und von ihrer Mutter einen Korb mit verschiedenen Früchten, unter denen mich ein Zweig Muskatnüsse mit Blättern besonders interessierte. Die rosa Muskatnuß ist der Stein einer Birne; was man bei uns Muskatblüte nennt, ist ein Netzwerk, das den Kern umgibt.

Jürgen zeigte den Jungen das Schiff und schoß mit ihnen nach der Scheibe; als sie gingen, nahm ich die Gelegenheit wahr und begleitete sie nach Haus.

In der Stadt mußte ich durchaus erst eine noch glimmende Brandstätte ansehen, und da wir uns in der Nähe des Museums befanden, nahmen wir auch das noch mit, denn die Jungen versicherten eifrig, es wäre sehr sehenswert, besonders ein großes Krokodil, das eine alte Frau gefressen hätte. Sie war ihm aber schlecht bekommen; es watschelte träge ans Ufer, wurde erschlagen und die alte Großmutter wieder herausgeholt. Nun ruhen ihre Knochen in einer Glasflasche neben dem ausgestopften Krokodil zu ewig warnendem Beispiel, und die Knaben stritten lebhaft, ob die Knochen in einer Flasche oder in einem Glaskasten aufbewahrt würden. Leider waren sie „verkramt“ und ich mußte auf den Anblick verzichten.

*) Kleines Dampfboot für den Hafverkehr des Geschäfts.

Außer diesem berühmten Krokodil und den nötigen anderen Vierfüßlern, u. a. einem gewaltigen Büffelpaar, bot das Museum, das noch in den Anfängen ist, wenig, nur die Schmetterlingssammlung schien mir reichhaltig und sehenswert.

Auf das herzlichste im H.'schen Hause empfangen, bat ich, ob mich nicht einer der Söhne zu den hochgelegenen Wasserwerken der Stadt begleiten dürfte, die ich zu sehen wünschte, und sogleich erbot sich Frau H. auf das liebenswürdigste, mich selbst hinzuführen, die Kinder wollten auch alle mit und der kleine dicke Fritz brummte unverhohlen, weil er mit einem seiner Brüder im rickshaw fahren sollte, da doch nicht alle Platz in einem gherry hatten, wie die Droschken hier genannt werden. Es war sehr heiß, aber die Fahrstraße vortrefflich und schattig, und endlich standen wir an einem künstlichen See, der sich weit zwischen schön gehaltener parkartiger Umgebung hinzieht und Singapore mit Wasser versorgt. Die Aussicht von dort oben ist entzückend und hier pflegen die Neuvermählten ihre Flitterwochen in einer der dort angelegten kleinen Sommerfrischen zu verbringen.

Die ganze Anlage ist durch den Jungle gelegt und rings herum führt ein breiter Fahrweg durch den Wald, ein Urwald, wie man ihn sich denkt; hohe Bäume mit geraden Schäften und breiten Kronen, von denen Schlingpflanzen in Teppichen herunterhängen und wo dichtes Gestrüpp den Eintritt verwehrt. Ich war so glücklich, einen wilden Affen sich von Ast zu Ast zu schwingen zu sehen und zwei grüne Papageien flatterten vor uns her.

Dann wieder Pflanzungen von Pfeffer, der wie Hopfen an langen Stangen gezogen wird, Kaffeebäume voll noch grüner Früchte, Pumpelmuse und Brotfruchtbäume und, was mich besonders interessierte, eine blauviolette, etwa einen Fuß lange Bananablüte, d. h. eigentlich sind die großen gefärbten Blätter nur Deck- und Kelchblätter, eins nach dem anderen schlägt sich zurück und eine Reihe kleiner farbloser Blumen, die an länglichen Fruchtknoten, den künftigen Bananen sitzen, wächst darunter hervor, bis sich die ganze Traube spiralisch um ihren Stiel entwickelt hat. Die Staude trägt nur einmal und wird dann umgehauen; die Blüte war etwa zehn Fuß über dem Boden. Eine Art Hirschhornmoos, das hier evergreen heißt, pflückten wir am Waldesrand und Nepenthes, monkey cup,*) so genannt, weil die Affen das in

*) Affenbeder.

den Kelchen gesammelte Wasser trinken, Wüstenkrug auf Deutsch. Es war vor langen Jahren, auf der Eisenbahn zwischen Meißen und Dresden, als ich diese Bezeichnung zum ersten Male hörte, und der unbekannte Herr, der sich so freundlich mit dem kleinen Mädchen unterhielt und ihm diese fremde Pflanze beschrieb, ahnte nicht, daß es sie einstmals selbst in einem indischen Jungle pflücken und sich seiner plötzlich wieder erinnern werde.

Ich hatte auch große Freude an den Kindern, die so warmherzig und eifrig mir zeigten und heranbrachten, wovon sie irgend glaubten, daß es mich interessieren könnte, Tapioka und Arrowroot, Pfeffertrauben und einen Kaffeezweig mit halbreifen Früchten und kleinen weißen Blüten, einen Stengel Indigo, dessen Blätter denen der Taubnessel gleichen. Ich war überrascht zu hören, daß die Indigogewinnung noch Hausindustrie ist; neben einer malaiischen Hütte wurde mir einer der großen Kübel gezeigt, in denen die Blätter so lange wässern, bis der Farbstoff ausgezogen ist.

Einer meiner kleinen Kavaliers brachte mich dann zurück in das Adelphi-Hôtel, wo wir an Land unser Standquartier haben und wo ich bereits Jürgen mit einem befreundeten Kapitän auf der Veranda fand. Auch ich legte mich auf einen der langen Bambusstühle, um mich von den gehabten Genüssen zu erholen. Kapitän Kr. belustigte sich unterdessen, mit zwei braunen Madrasleuten zu handeln, die dann zu mir kamen und mir mit: „Looke Mama!“*) Taschentücher und japanische Kleider auf die Füße legten, bis Jürgen sie fortscheuchte.

14. Februar. Heute erhielt Jürgen eine Einladung zum Tiffin (Frühstück) von einem Jugendgenossen, dem Kapitän der „Preußen“, die auf ihrer Fahrt von Hongkong nach Bremen hier anlegt, und machte sich daher um zwölf Uhr, in lilienhaftes Weiß gekleidet, mit seinem Sampan auf den Weg. Kaum war er fort, als ein kleines Dampfboot längsseits kommt und ein Herr mich zu sprechen wünscht, ein schöner blondbärtiger Mann, der sich von unten als Kapitän der „Preußen“ vorstellt, und, da er Jürgen nicht mehr findet, darauf besteht, mich mitzunehmen. Bescheiden wende ich ein, daß ich dann erst Toilette machen müsse und der Kapitän fragt vorsichtig, wie lange das wohl dauern werde?! Ich erbitte mir zehn Minuten, eile hinunter und werfe mich in das „habit de circonstance“ und in sieben Minuten bin

*) „Sieh, Mama!“

ich fertig; aber die See ist zu bewegt, als daß der Dampfer ganz heran kommen kann; es bleibt mir also nichts übrig, als mit einem wohlgezielten Sprunge dem fremden Kapitän in die Arme zu fliegen. Es waren nur wenig Gäste geladen und ich die einzige Dame. Zuerst natürlich wurde das prachtvolle Schiff in Augenschein genommen, dann ging es ans Werk, und als nach Tische die Herren bei ihren Zigarren saßen und anfangen zu „segeln“, besah ich mir nochmals mit Muße die Gesellschaftsräume, die von Gold mehr als „billig“ strotzten. Der Damensalon, natürlich Rokoko, ist in Seegrün und Gold gehalten, im Speisesaal lächeln zwischen Pfeilern und Spiegeln schöne Frauen mit gefüllten Gläsern, Blumen oder Gitarren dem Beschauer entgegen, zwischen den Kassetten der Decke treiben Zwerge mit Eßattributen ihr Wesen. Weniger wäre mehr gewesen. Die einfachen Porzellanschilder mit den wirklich schönen Landschaften von Kips und Koch, zur Zeit in der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin mit Recht allgemein bewundert, werden erdrückt von dem übrigen Buntkram und könnten eben hier von edelster Wirkung sein, ein geradezu mustergiltiger Schmuck in ihrer Unempfindlichkeit gegen Licht und Nässe. Meinem Gefühl nach müßten Schiffsräume, besonders für tropische Reisen, ruhige Farbestellungen zeigen; Himmel und Wasser blenden schon genug, ohne daß einem noch die Glanzlichter überreicher Vergoldung in die Augen gebohrt werden. Doch dies lassen wir in seinen Würden.

Den Namen des jungen Schiffsarztes, den ich bei Tische kennen lernte, hatte ich auf der „Baltimore“ oft gehört, wo er früher in gleicher Eigenschaft gewesen war, und noch in gutem Andenken stand. Ich fragte, ob er seinen dortigen Nachfolger, Dr. G., kenne und erfuhr mit Ueberraschung, daß dieser eben jetzt mit der „Neckar“ hier wäre. Nur vierundzwanzig Stunden bleibt ein solcher Dampfer im Hafen und es war gewiß ein merkwürdiger Zufall, jemanden, von dem man sich auf Nimmerwiedersehen in St. Vincent getrennt hatte, schon nach fünf Monaten in einem anderen Weltteil wieder zu treffen. Wir fuhren demnach in das Hotel de l'Europe, wo der durchreisende Fremde meist zu finden ist, und richtig! da saß der Doktor preisherrlich in einem Kranze blühender Reisegefährtinnen. Natürlich Händeschütteln und großer Spaß, bis die ganze Gesellschaft in rickshaws davonfuhr.

Wir schlenderten dann noch ein Weilchen und gerieten in einen Laden mit japan curioses. Es ging indessen hier wie überall; das Erreichbare bekommt man in Deutschland ebenso gut und vielleicht noch billiger und das Gute ist hier so wenig für den Mittelstand wie dort. Ich konnte mich kaum losreißen von einigen eingelegten Schränken, wahre Prachtstücke, halb geschenkt für etwa 250 Mark, und der Händler versicherte immer aufs neue, sie ließen sich ganz auseinander nehmen und er würde sie verpacken, daß sie so gut wie gar keinen Platz fortnähmen! —

16. Februar. Ziemlich weit außerhalb der Stadt liegt ein alter chinesischer Garten. Er soll früher ein Muster von Sorgfalt und chinesischem Geschmack gewesen sein, aber seit dem Tode des Besitzers steht er zum Verkauf und es geschieht nur das Notwendigste zu seiner Erhaltung. Wir fuhren heute hin und er gefiel uns in seinem verwilderten Zustand wahrscheinlich besser, als zur Zeit seines Glanzes, denn sobald man den Eingang überschritten hatte, glaubte man sich in ein phantastisches Märchen versetzt. Seltsame, nie gesehene Pflanzen, die unwahrscheinlichsten Büsche und Bäume, hohe, kahle, kerzengerade Nadelhölzer, Beete mit fremden wunderbaren Blumen, blühende Bäume, deren rote Dolden ihre Staubgefäßbündel an langen, dünnen Fäden aus offenen Lippen hängen ließen, — so symmetrisch angelegte Irrgänge, daß man nie wußte, auf welcher Seite man sich eigentlich befand, — zwischen Laubengängen und Gebüsch verschlafene Teiche voller Wasserpflanzen, in denen groteske Gartenhäuschen auf Steinbogen ruhten, deren Wölbungen sich im Wasserspiegel zu Kreisen schlossen; zwischen den bunten Kacheln der alten Gemäuer wuchernde Farrenkräuter und Schlingpflanzen. Von Zeit zu Zeit stieß man auf verschnörkelte Löwen oder Porzellandrachen, gekrönte grinsende Ungeheuer, Tierfiguren aus Myrthe, ebensolche Schiffe und Menschen mit Köpfen und Händen aus Porzellan. Dann befand man sich plötzlich zwischen lebendigen Mauern mit Ein- und Ausgängen, die man erst gewahr wurde, wenn man dicht davor stand. In einem eingegitterten Platze erschreckte ein greulicher Affe mit blauer Mähne und rosa Hinterteil, der die Tür seines Käfigs aufstieß, bis man sah, daß er nicht ausbrechen konnte und die Tür ein Spielwerk war. In zwei gleichlaufenden Kanälen blühten Nymphäen; eine der rosa Knospen klappte mehrere ihrer Blätter mit sichtbarem Ruck auf, als wir vorübergingen. Ein mächtiger Brotfruchtbaum hing übertoll seiner enormen Früchte.

Das Wohnhaus, das halb versteckt im Schatten dichter Baumgruppen still und verschlossen da lag, schien ebenfalls in einem Zauberschlaf, die chinesischen Arbeiter, die hier und da beschäftigt waren, ließen uns ganz unbeachtet und so gingen wir nach Gefallen umher, bis uns die sinkende Sonne an den Aufbruch mahnte.

Die Rückkehr an Bord im Sampan ist für mich immer eine Angstpartie; der Sampan gilt zwar für ein verlässliches Boot, sieht aber nicht sehr vertrauenerweckend aus. Er ist schmal, vorn mit hoher Spitze, das Hinterteil, nach unten gerundet, endet oben in zwei aufrechtstehenden Kufen und ist mit gemalten Augen verziert, wie sie an keinem chinesischen Fahrzeuge fehlen dürfen. „Got no eyes — no can see“,*) sagt der Chinese. Der Bootsmann steht hinten und „pult“; natürlich ist es ihm bei Seegang und der weiten Entfernung bequemer, zu segeln; dann liegt das kleine Ding so schräg, daß oftmals See überkommt und ist viel Dünung, so schlägt der Sampan vorn mit solcher Wucht ins Wasser, daß es hoch aufspritzt und man nicht nur für sein bißchen Leben, sondern auch für Hut und Kleider zittert.

Es wird hier, 1° nördlich vom Aequator, schon um sechs Uhr Nacht und es war erstaunlich, wie sicher der dunkle Ehrenmann hinter uns seinen Weg fand, während wir oft nicht wußten, wo wir uns befanden und welches der fernen Lichtchen der tröstliche Schein unserer Schiffslaterne war. Jeder Kapitän nimmt auf die Zeit im Hafen einen Sampan an, der immer da sein und an Land auf ihn warten muß; er bekommt etwa 1,50 Mk. den Tag, denn die Arbeit ist hier noch billig. Ein Kleid zu machen — hört es, europäische Schwestern! — kostet 6 Mk., ein seidenes 9 Mk. Hiervon zu profitieren dünkte mich wohlgetan, und Frau P., die zuvorkommendste aller Wirtinnen, bestellte mir den Schneider gefällig zu sich ins Hotel. Es erschien denn auch ein langer brauner Madrasmann in bastseidenem Rock und weißem Käppchen; da Frau P. eben das Kleid wechselte, zögerte ich, ihn in das Zimmer zu rufen; sie aber erklärte unbefangen: „Lassen Sie ihn nur kommen, das sind sie gewohnt!“ Nachdem er mir mit stummer Feierlichkeit Maß genommen hatte, breitete er ebenfalls schweigend einige Wiener Modeblätter in englischer Ausgabe vor mir aus; ich wählte ein allerdings sehr einfaches Modell und um vier Uhr am nächsten Nachmittag hatte ich das Kleid fix und fertig, das, abgesehen von einer kleinen Aenderung, vortrefflich saß. Ueberhaupt ver-

*) „Nicht Augen — nicht sehen kann.“

stehen die Damen in Singapore, sich anzuziehen. Im botanischen Garten, wo die feine Welt gegen Abend spazieren fährt und lustwandelt, sah ich eine Dame, groß und schön von Gestalt und Zügen, in mattrosa Seide mit cremefarbenen Aermeln über den Rasen schreiten; ihr reiches hellbraunes Haar fiel offen über den Rücken, nur von einer Schleife zusammengefaßt. Sie grüßte die junge Frau, in deren Begleitung ich vorüber fuhr, mit gewinnendem Lächeln, und die Erinnerung an den botanischen Garten zu Singapore ist für mich mit dem Bilde dieser reizenden Erscheinung verknüpft. Hier macht die blonde weiße Frau an sich schon einen aristokratischen Eindruck auf dem Untergrunde der dunklen Bevölkerung; mir persönlich gefallen indessen von allen Menschen die schokoladenfarbenen am besten. Die Hindu, die oft schöne Züge und welliges Haar haben, sollen sich und ihre Familie alle Woche in Oel baden, wonach sie glänzend und dunkel werden; je schwärzer, je schöner. Wirklich machen sie auch den Eindruck lebender Bronze, und eine kleine goldene Rosette in der Nase läßt sehr pikant. Die braunen Babys haben meist nichts an, als kleine, mit Glöckchen gezierte Ringe um Arm und Beine. Getragen werden sie rittlings auf der Hüfte, und die kleinen Mädchen, die jüngere Geschwister umherschleppen, machen es natürlich ebenso.

Daß in die Wäsche Steine gebunden werden und so lange damit in das Wasser geschlagen wird, bis die Steine hinaus und die Fetzen herumfliegen, habe ich nicht bestätigt gefunden, im Gegenteil, nie habe ich so blütenweiße Wäsche gehabt wie hier und nicht zerrissener als recht ist. Einmal aber sah ich einige chinesische Kinder „waschen“ spielen und da hatte allerdings das eine seinen kleinen Sarong abgebunden und schlug damit in eine eingebildete Pfütze. Das Waschen kostet Stück für Stück 3 Cent — 9 Pfg.; ein besseres Kleid läßt man beim „feinen“ Dobi waschen, ziemlich teuer im Verhältnis, aber sehr gut.

Was den gesellschaftlichen Verkehr betrifft, so steht er begrifflicherweise unter englischem Einfluß. Da nun der Frack in diesem Klima ein Marterwerkzeug wäre, das punctilio jedoch sein Recht verlangt, so tragen die Herren abends zum Diner eine kurze weiße Jacke, dazu weiße Hosen und Manschettenhemd, statt der Weste wird eine rot- oder schwarzseidene Schärpe räuberhauptmannmäßig umgeschlungen; noch ein weißer Schlips und der Adonis ist salonfähig. Uebereinstimmend waren die Klagen über die Exklusivität

der Geselligkeit; der deutsche und englische Kreis sollen so durchaus getrennt sein, daß man sich für den einen mit Ausschluß des anderen entscheiden müsse.

Ein großer Schmuck der Stadt ist ein Baum „flame of the forest“,*) der an unsere Akazie erinnert, nur sind die Blätter feiner gefiedert, von hellerem Grün, der Stamm grau und glatt und die Blüte flammendes Rot. Ich habe mich oft über das Fehlen der wundervollen Königspalme gewundert, die in Rio so dekorativ wirkt, dafür sieht man hier auch nirgends so abschreckende Bettler und so schmutziges, ekelhaftes, häßliches Volk, wie dort. Nur eines betrübenden Anblicks erinnere ich mich, eines armen chinesischen Matrosen, dem malaiische Seeräuber ganz in der Nähe von Singapore beide Arme unter den Ellbogen abgehackt haben. Zum Glück nicht noch mehr, denn ich sah, wie er mit den Stumpfen die Zigarre aus dem Munde nahm.

14. Februar. Unsere Ordre ist gekommen: Bassein. Schade! Ein öder niedriger Strand und elender Ort, heißt es, aber besser zum Ansegeln als Rangoon. Wir gehen in unserem Ballast weiter und nehmen von hier nur etwas Rattan mit, Rohr, das zu allerhand Geflechtem, z. B. Stuhlsitzen, gebraucht wird. Noch einmal fahren wir durch die Stadt, an den malaiischen Hütten vorbei, die aussehen, als ob ein glimmendes Schwefelholz sie in einer Viertelstunde alle in Brand setzen könnte, — vorbei an dem chinesischen Viertel, „wo der Fleiß hämmert und pocht“, wo das Handwerk auf der Schwelle hockend betrieben wird, mit den stumpfen Opiumgesichtern dazwischen, — überall wurde reingemacht und die Häuser zu dem kommenden Fest mit künstlichen Blumen, Papierlaternen und Goldflitter geschmückt; vorbei am Hotel de l'Europe, wo man so oft gesessen und sich an dem eleganten Gewimmél auf den weiten Rasenplätzen der Esplanade ergötzt hat, an den dicken Chinesen in ihren Luxusgespannen und — sagt's nicht in Gad — an den Japanerinnen, die sich erst abends sehen lassen, je zwei der zierlichen Gestalten in einem rickshaw, mit ihren feinen blassen Gesichtern, schwarzen Brauen und ihrer kleidsamen Tracht eine typische Erscheinung, von der die Europäerin das wohlgezogene Auge abwendet. —

Vorbei! Vorbei! —

*) Flamme des Waldes.

Von Singapore nach Bassein.

16. Februar — 17. März.

16. Februar. Wieder geht es durch die Straße von Malacca, dann muß der Meerbusen von Bengalen innerhalb der Nicobaren und Andamanen aufgekreuzt werden bis zu der westlichen Mündung des Irawadi, an der Bassein liegt.

Heute nachmittag um $\frac{3}{4}$ Uhr wurde der Anker aufgenommen. Jürgen war am Vormittag noch in der Stadt und brachte mir die letzten Grüße der Freunde und einen herrlichen Rosenstrauß, den mir die H.'schen Damen selbst gebunden hatten. An den Schiffen ringsum wehten Abschiedsflaggen und an den zunächst liegenden deutschen ging es mit: „hip! hip! hurrah!“ vorüber. Viele Fahrzeuge hatten schon geflaggt des chinesischen Neujahrs wegen, so daß der letzte Eindruck noch ein festlicher war.

Der Dubasch hatte mir einen hübschen Korbstuhl gebracht. „Mama come again, get cups and for sugar and for cream“,*) d. h. er verspricht mir für den Fall der Wiederkehr ein Teeservice. Er wird Sechsfingerjack genannt, weil er, was in Indien häufig sein soll, einen Finger zuviel hat, zwei schmale Daumen an jeder Hand. Zum Gruße berührt er die Stirn oder hält er die Hand vor den Mund, aber zum Abschied reicht er sie mir: „Goodbye, Mama! God bless Mama!“**)

Wir haben fünfzig Ananas mit, die alle zusammen fünfzig Cents (1 Mark 50 Pfennig) kosten, und zwei Trauben Bananen; ich will doch zählen, wie viel an einer sind — 109!

17. Februar. Heute hatten wir einen Spaß mit dem Lotsen Ismael. Jürgen zeigte ihm eine Skizze der Insel Formosa, die er erkannte, und da er bei dieser Gelegenheit auch einen gemalten Fisch zu sehen bekam, erschien er nach einer Weile in der Kajüte und brachte mir einen eingesalzenen alten Fisch: ob ich den nicht auch zeichnen wollte?! Jürgen hörte ihn nachher zu den anderen Malaien sagen, Mama hätte gemeint, tote Fische könnte man nicht malen.

Wir haben doch einem grünen Papagei nicht widerstehen können, noch zwei javanischen Reisvögeln, reizenden Tier-

*) „Mama wiederkommen, Tassen schenken und für Zucker und für Sahne.“

**) „Leb wohl, Mama! Gott segne Mama!“

chen mit bläulich-grauen Rücken, rosa Schnäbeln und weiß und schwarzen Augenflecken, die nur zart piepen, während der Papagei das Affengeschrei nachahmt. Er soll auch malaiisch sprechen, sitzt aber bis jetzt mißvergnügt in seinem Bauer und hackt nach jedem, der ihm naht.

Wir sind wieder tüchtig von den Moskitos zerstochen; da wir keine mehr sahen, nahmen wir das Moskitonetz in die Höhe. Gleich waren sie wieder da und stechen fast so schlimm, wie die Mücken in Potsdam.

18. Februar. Die letzte Verbindung mit dem Lande ist gelöst; der Lotse ist fort.

Jürgen war sehr eingenommen von diesem malaiischen Lotsen, der einen so anständigen, intelligenten Eindruck machte und mit dem er sich viel unterhielt. Sogar auf der Karte konnte er sich zurecht finden, was bei seinesgleichen selten sein soll, und seine drei Gefährten waren auch so bescheiden und sahen so rein aus, daß ich es nicht unangenehm empfand, sie mit ihrem Boote auf dem Hinterdeck, also direkt vor unseren Fenstern zu haben. Ismael saß mir auch und zuckte nicht mit der Wimper; die anderen Malaien sagten ihm, nun würde er sterben, worüber er freigeistig lächelte. Natürlich schrieb ihm Jürgen ein vortreffliches Zeugnis, allein auch dieses Ideal fiel zuletzt auf seine Vorderfüße nieder und erbat sich allerhand, um endlich im Tone betrübten Vorwurfs zu sagen: „Captain give rice, captain give bread, captain no give sugar.“*) Er bekam also noch Zucker. Hierauf wollte er Zigarren und bat bescheiden um 200. Jürgen beglückte ihn mit 6. — Dann kam: „Me talk Mama, give little soap, wash bye and bye.“**) Diesem berechtigten Wunsche kam ich durch ein Stück Glycerinseife nach und er bedankte sich, was viel ist, denn Dankbarkeit ist ein aquirierter Geschmack und bei Naturvölkern selten zu finden. Dieses Betteln, auch von anständigen Malaien, mag übrigens daher kommen, daß sie für unsere Verhältnisse gar keinen Maßstab haben. Für Menschen, die mit einer Handvoll Reis und einem Stück Salzfisch den Tag über leben und nichts anhaben als ein Stück Baumwollzeug und eine dünne Shirtingjacke, muß solch ein gut ausgerüstetes Schiff den Eindruck fürstlichen Reichtums machen.

Es war heute sehr heiß, + 23 Grad R. Das klingt wenig, ist aber viel, wenn die Hitze feucht ist und dadurch die Verdunstung gehemmt wird. Nach Tische liege ich auf dem

*) „Kapitän gibt Reis, Kapitän gibt Brot, Kapitän gibt nicht Zucker.“

**) „Ich Mama sprechen, bißchen Seife geben, später waschen.“

Bett und lese die Briefe aus Berlin und es ist mir dabei zu Mut, als sähe ich durch eine Glasscheibe in einen Bienenstock.

22. Februar. Einen schönen Seehecht gefangen und verSpeist.

23. Februar. Herrliche heiße Tage mit Abendbrise. Beständig Kabbelung, heute so heftig, daß Seen überkommen.

Die Herren unterhalten sich damit, nach Schlangen zu schießen, und es wurden zwei in Spiritus gesteckt. Der Matrose Karl hielt sie am Schwanze und ließ sie in das Glas gleiten: „Da, nimm mal din Mul voll.“

26. Februar. Den ganzen Tag Regen und Gewitter, dazwischen starke Kabbelung, Wellen, die wie zerhackt aussehen. Ich dachte mit Grauen an die Möglichkeit, in einem Sampan von der Kabbelung überrascht zu werden. Jürgen sagt, die kleinen, spitzen malaiischen Boote wären noch schlimmer. Der Lotse Ismael habe zweimal Malaien aufgenommen, die er an den Trümmern ihrer Boote hängend treiben sah und die schon ganz erschöpft gewesen wären. „Want give money, me no take,“*) habe er erzählt. Das ist viel von ihm, wenn es wahr ist.

2. März. Gestern kamen wir an einem der Wunder der Welt vorbei, wie die Segelanweisung die kleine Insel Barren Island nennt. Auf derselben liegt ein tätiger Vulkan, der sich aus der Mitte eines bewaldeten Bergkessels erhebt. Die Beschreibung ist einem Bericht von Georg von Liebig entnommen, so daß es mich doppelt interessierte, leider aber liegt das Wunder auf der Westküste und wir kamen an der Ostseite vorüber.

Neulich flog uns ein Vogel zu, ganz matt und zerzaust, halb Taube, halb Raubvogel von Ansehen, grau mit grün und gelb gesäumten Flügeln, um die Augen einen hellgrünen Fleck, Füße und Ring um den Schnabel korallenrot. Das arme Tier ließ sich geduldig greifen und in ein kleines Bauer setzen, trank etwas, aber fraß weder Reis, noch Fleisch, noch Schaben und sah mit wildverstörten Blicken um sich. Als der Papagei es zu Gesicht bekam, stieß er ein markerschütterndes Geschrei aus; auch sein Spiegelbild bringt ihn in heftige Wut. Mit blutrotem Schnabel stürzt er kreischend darauf los und noch minutenlang zittern ihm die Flügel. Jürgen sagte, der kleine Affe, den sie vorige Reise mitnahmen, hätte immer hinter den Spiegel gegriffen und gesucht. Er muß überhaupt ein kluges

*) „Wollten Geld geben, ich nicht nehmen.“

Tier gewesen sein; wenn die Leute z. B. das Deck scheuerten und ihm einen Lappen gaben, rieb er eifrig mit; seine größte Freude aber war eine Segelnadel und ein Stück Zeug. Stundenlang hätte er die Nadel durch das Zeug gezogen, daß kein Faden daran war, bemerkte er nicht. Ein Messer hielt er mit den Hinterhänden und sägte mit einem Stück Holz so lange darauf herum, bis er es durch hatte, was Ueberlegung zeigt, da er es nicht gesehen haben konnte.

7. März. Wir sind drei Tage bei flauem Wind und blauem Wetter in der Nähe der Insel Narcondam umher-spaziert, die „nackte Dam“ heißt sie bei den Matrosen. Jürgen hatte sie mir oft beschrieben als einen in blauen Papier gewickelten Zuckerhut, der die für einen solchen „immerhin nicht unbeträchtliche Höhe“ von 2000 Fuß erreicht. Indessen sehen wir ihn von der breitesten Seite, und zwar regelmäßig geformt, aber nicht so spitz, wie ich erwartet hatte.

Eben wird mir der arme zugeflogene Vogel gebracht, der sich wirklich totgehungert hat.

Jürgen liest jetzt die nachgeschickten Zeitungen und ärgert sich weidlich post festum. Ich schlage ihm vor, nach Singapore zu ziehen, denn hört, staunt und neidet: keine Steuern! — und dabei ist dieser unschuldsvolle Engel Freihafen, und keine Zölle, keine Schranke umgeben die erklärte Stadt. Ein einziger Artikel deckt die Ausgaben der Verwaltung und das ist das Opium, das hauptsächlich aus Vorderindien eingeführt wird, und daran läßt sich denn freilich manche erbauliche und unerbauliche Betrachtung knüpfen. Von der englischen Herrschaft kann man überhaupt manches sagen und — lernen, z. B. die kluge Schonung der Eigentümlichkeiten und Anschauungen der unterworfenen Volksstämme. So schließen am Sonntag nur die europäischen Geschäfte; Chinesen, Hindus, Malaien, alles arbeitet unbelästigt, und besonders behutsam angefaßt werden die Chinesen, die das Heft in der Hand haben und untereinander solidarisch verbunden sind. Es soll nur eine Frage der Zeit sein, daß sie den Handel dort ganz beherrschen; für die reichsten Leute gelten sie ohnehin.

9. März. Während wir uns mit dem Käscher belustigten und Fedor einige kleine Krabben fing, hieß es plötzlich: „Ein wunderbarer Fisch! Ein Fisch mit vier Beinen!“ Es war ein gallertartiges Fischchen mit vier großen Flossen; die vorderen waren in der Mitte beweglich und sahen in der Tat Schwimfüßen ähnlich. Natürlich kam es in den Spiritus, und als wir nachher noch eine große Schlange herauf-

zogen, die Jürgen fast totgeschossen hatte, mußte auch sie ins Gras beißen. Eine kleinere, sehr hübsch gezeichnete, die die Leute abziehen wollten, machte ihr Maul gräßlich auf und streckte die Giftzähne vor; wir sahen es deutlich.

10. März. Wir sind im Revier des Irawadi, an Diamond Island vorüber, wo mehrere große Schiffe liegen und auf ihre Ordre warten. Hier kommt der Lotse für Bassein an Bord, ein Halbblut, so gemischt wie sein Anzug, der aus weißen Hosen, weißem Sarong, dunklem Jackett und Turban besteht. Eben fällt der Anker, denn wir können erst mit der Flut den Strom weiter hinauf.

12. März. Das hat man mir nicht an der Wiege gesungen, daß ich den Irawadi befahren würde! Es ist mir wie ein Märchen so wunderbar und unglaublich. Der Spiegel, auf dem wir mit der Flut herein kamen, ist doppelt so breit wie die Wesermündung, und die Ufer sind nicht etwa die Ufer, sondern eine Anzahl flacher Inseln mit Jungle — Ur-einwuchs — bedeckt, die über das Revier verstreut sind und zwischen denen das Schiff entlang gleitet. Erst ziehen sich ziemlich hohe Bergketten hinter dem Ufersaume hin, bald sieht man nur noch Flachland oder Hügel, aber der Wald zeigt die verschiedensten Bäume, teils im saftigsten Grün mit weißen oder gelben Blüten betupft, teils ragen einzelne Stämme hoch und kahl über die anderen hinaus. Weite Strecken sind von Mangrovebäumen eingefast, die auf ihren Wurzelpyramiden erhöht über der Wasserlinie stehen. Hier und da sieht man an kleinen Buchten oder Flußmündungen birmanische Hütten, schon von ferne kenntlich an den Bananen und Kokospalmen, die die Ansiedelung umgeben.

Jetzt liegen wir ruhig auf dem Strome vor der kleinen Insel *Entreprise* und warten auf den Schlepper, der uns vollends nach Bassein bringen soll.

Heute früh kam ein Dampfer heraus und zog ein Signal auf: „Setzen Sie ein Boot aus.“ Fieberhafte Aufregung und Eile. In sieben Minuten war das Boot im Wasser, der zweite Steuermann und zwei Mann ruderten mit aller Macht auf den Dampfer zu, der inzwischen in Rufweite gekommen war, und schrie, ob wir der „*Star of Germany*“ wären? „*Regulus!*“ brüllt Jürgen zurück. Der gegenseitige Kapitän schreit: „dann wäre es gut!“ und dampft weiter. Der „*Star of Germany*“ liegt, wie der Lotse sagt, seit zwei Monaten bei *Diamond Isle* an der Kette und wird sich wohl freuen, endlich Ordre zu bekommen.

Da wir nun doch zu Untätigkeit verurteilt sind, nahm Jürgen das Boot und fuhr mit der Flinte an Land.

Wir fingen inzwischen einen höchst merkwürdigen Fisch; er ist gelb und bläst sich auf und hat im Unterkiefer zwei kleine runde Kinderzähne. Es soll der sogenannte Trommelfisch sein. Ich hörte später selbst das laute Trommeln, das die Fische gegen den Schiffsboden vollführten.

Mir gegenüber kauert der Lotse und liest singend, wie es bei den Birmanen üblich ist. Ich glaubte, er habe ein Gebetbuch vor sich, aber es ist ein Roman. „Gentleman got daughter, other gentleman got son. Gentleman no likee marry, son and daughter away Singapore, all the same Rangoon.“*) Das ist der Inhalt, der zeigt, daß es überall Väter gibt, die no likee und son and daughter all the same sind.

Eben fällt ein Schuß. „Das wird wohl ein Tiger sein“, sagt der Steward. Die Jagdbeute bestand schließlich aus einem grauen Nagetierchen und einem schwarzen Specht.

Unvergeßlich ist mir dieser erste Abend auf dem Iravadi; die tiefe Stille über dem weiten Strome, von Zeit zu Zeit unterbrochen von fernen unbekanntem Waldstimmen, langgezogenes Flöten und Locken, lautes Zirpen, dazwischen kurzes heiseres Aufbrüllen und Kreischen von allerhand unheimlichem Getier; dazu die herrliche milde Luft, als striche sie über Flächen blühender Bäume. So weltabgeschieden und fremd habe ich mich in der weiten Meeresöde kaum je gefühlt, nie einen solchen Eindruck tiefster Ruhe und Einsamkeit gehabt. Plötzlich ein lauter Ruf über das Wasser: „Jürgen! — Jürgen!“ —

Hinaufgeeilt, sahen wir in der Dunkelheit den Umriß eines großen Schiffes, das lautlos herangekommen war und jetzt nicht weit von uns den Anker fallen ließ. Es war der „Richard“, und der Rufende Kapitän Schulte, ein alter Freund.

14. März. Wenn Ihr denkt, ein Floh wäre ein Floh, „so weiß ich's jetzt anders zu sagen,“ denn es gibt Flöhe, die ganz klein sind, greulich stechen, aber, der Gefahr unkundig, ruhig sitzen bleiben und von den gymnastischen Künsten ihrer europäischen Vettern keine Vorstellung haben. Wünscht man ihre Bekanntschaft zu machen, wie ich heute morgen, so muß man in den Jungle gehen, den Fußstapfen seines Mannes folgend, der still und wild, gespannt sein Feuerrohr, vor einem herschleicht. Das ist indessen schon leichter gesagt als getan, denn es gibt dort einen Baum, der Hunderte

*) Gentleman hat Tochter, anderer Gentleman hat Sohn. Gentleman will nicht, daß heiraten, Sohn und Tochter fort, Singapore, ebenso Rangoon.

von kurzen Wurzelstümpfen aus der Erde treibt, die den Boden im Umkreis seiner Krone bedecken. Es ist eine schreckliche Vorstellung, sich dort eilen, z. B. fliehen zu müssen und zu stürzen. Zum Glück war wenig Unterholz da. Heute früh hörte man eine Menge Vögel, zum Teil sehr melodisch pfeifen, aber sie verstummten bei zunehmender Hitze, und als wir uns an Land setzen ließen, war alles still, nur ein Flug rotbrauner Vögel ging vor uns auf. An einem Wasserlaufe waren Bäume derart gefällt, daß sie als Brücken quer darüber lagen, andere alte Stämme so hohl, daß nur noch die Rinde teilweise stand. Durch eine solche Baumruine wollten wir eben gehen, wie durch ein Tor, als Fedor, in dem als Forstmeisterenkel das Jägerblut sich regte und der spähend voranschlich, einer großen Schlange ansichtig wurde, die bunt, lang und schrecklich, zum Knäuel geballt in der dunkelsten Ecke lag. Jürgen schoß sie erst halb durch, dann schlug sie Fedor wie Siegfried mit dem Stecken tot und schnitt ihr zu größerer Sicherheit noch den Kopf ab. Sie war gelb und braun gefleckt, und da er gern die Haut behalten wollte, so hängte er sie am Genick auf und streifte ihr dieselbe säuberlich über den Schwanz. Während dieser anmutigen Beschäftigung hörten wir rufen; es war Kapitän Schulte, der uns mit zweien seiner Leute nachkam, und da es inzwischen hohe Zeit zur Heimkehr geworden war, machten wir uns auf den Rückweg; dabei sahen wir von weitem eine „eingeborene“ Hütte, die auf Pfählen stand und verlassen schien. Um hin zu gelangen, mußten wir erst über ein Reisstoppelfeld, das in dicken Schollen hartgebacken war und von der Hitze fußtiefe Risse hatte, dann über einen Strich verdorrten groben Grases, das am andern Ende knisternd brannte.

Der Reis wird nämlich nicht gemäht, sondern immer ein Bündel Halme mit der Hand gefaßt und abgeschnitten; die Stoppeln werden angezündet. Tritt dann die Regenzeit ein, so wird der so gedüngte und aufgeweichte Boden gepflügt und Reis mit Salz vermischt hinein gesät. Deshalb also dieser Moorbrand. Darüber kreisten und kreischten einige Raubvögel, von weitem gurrten wilde Tauben, und sechs bis sieben blaue Büffel, die am Waldsaum weideten, verloren sich ins Dickicht. Ein festgestampfter Platz, wo der Reis durch Büffel ausgetreten wird, lag in der Nähe der Hütte, in der nichts zu sehen war, als ein tönernes Wassergefäß mit Nagelornamenten, ein paar Matten und ein hölzerner Mörser, um den Reis zu enthülsen. Die Feuerstelle war nicht auf dem Grunde, sondern auf dem erhöhten Bretterboden

und bestand aus einem Klumpen Lehm mit zwei oder drei Steinen, die soweit erhitzt werden, daß die Speisen dazwischen gar kochen. Die Matten waren aufgerollt, und die Herren bestanden darauf, daß ich mich darauf setzen und ausruhen sollte. Mir war es gleich nicht geheuer, und wirklich sahen wir nach einer Weile, daß die Matte von winzigen Flöhen wimmelte. Im Weitergehen fühlten wir Stich um Stich, und obwohl ich zu Hause badete und wiederholt die Kleidung wechselte, konnte ich sie stundenlang nicht los werden und jeder Stich hinterließ eine kleine Schwellung.

Kapitän Schulte erzählte, vor vierzehn Jahren wäre er schon einmal hier gewesen und hätte den Zimmermann mit einigen Leuten an Land geschickt, um einen Baum zu fällen, dessen sie zu einer Ausbesserung bedurften. Als sie den Baum fast abgehauen hatten, sah einer der Arbeiter auf und ließ vor Schrecken die Axt fallen, denn einige Schritte vor ihnen stand ein Tiger. Alle liefen fort, bis auf den Zimmermann, der seine Axt nicht im Stich lassen wollte und sie aufnahm, ehe auch er davonlief. „Der Tiger hatte wohl nicht viel Hunger, denn er kam mir nicht nach“, sagte er nachher.

16. März. Endlich kam der kleine Dampfer, der uns einschleppen sollte; es hatte so lange gedauert, weil der Telegraph zwischen Diamond Isle und Bassein unterbrochen war. Langsam zogen wir nun durch die waldbesäumten Ufer flußaufwärts. Die goldene Spitze der Pagode war schon lange in Sicht, ehe die Dächer der kleinen Stadt erschienen. Es sind kaum mehr als tausend Häuser, und von Europäern ist nur das nötige Personal da, um für einige große Firmen den Paddy (Reis in der Hülse) aufzukaufen, durch die Mühlen gehen und verschiffen zu lassen und was sich sonst noch durch einen solchen Betrieb zusammenfindet. Der Import ist nicht der Rede wert; was man braucht, wird aus Rangoon bezogen.

Meine Erwartungen waren also bescheiden, und nun denkt, wie überrascht ich war, als die malerischsten Holzhäuser, jedes in einem Nest von Grün, mit Palmen dicht umstanden, an uns vorüberglitten. An allen führten Stege, Treppen, kleine Wege hinunter an den Fluß, besetzt von badenden und kauern den braunen Kindern und hantierenden Leuten. Die Hütten standen alle auf Pfählen, zum Teil schief und halb eingesunken, zum Teil mit feinem Schnitzwerk und gemusterten Matten bekleidet; dazu der blaue Himmel und das grelle Sonnenlicht, das scharfe Schatten über die Wege warf und die Leute in ihrer bunten Tracht phantastisch erscheinen ließ.



Auf der Veranda eines Hauses, hier bungalow genannt, halbversteckt von Bäumen, standen ein Herr und eine Dame, lebhaft winkend und rufend. Jürgen schwang den Hut; es waren der Ingenieur Röder und seine Frau, die er von früherem Aufenthalt her kannte, und ich freute mich, bei der Ankunft in der fremden Stadt gleich so freundlich empfangen zu werden.

Weiter den Fluß hinauf, vor der Reismühle, an die der „Regulus“ gewiesen ist, warfen wir Anker.

VI.

Bassein.

17. März — 15. April.

17. März. Wir liegen hier dicht vor der Reismühle von A. & B., die den „Regulus“ zu beladen hat, und so nah am Ufer, daß ein etwa 30 Fuß langer Steg vom Schiffe nach dem Lande gelegt wird, mit zwei dicken Stämmen links und rechts als Brüstung und so breit, daß eine Reihe Kulis mit ihren Reissäcken auf der einen Seite entlang traben kann, während sie auf der anderen leer zurück laufen. Die Kulis unterstehen einem ebenfalls dunklen „mistri“, der sie mit lautem Geschrei und drohenden Gebärden antreibt und in Ordnung hält. Das hatten wir nun beständig vor Augen und im Ohr. Die vorne offenen Reishallen, Godowns genannt, liegen an der Vorderseite der Gebäude, dem Flusse zugekehrt. An beiden Enden steht ein ganz kleines Haus, das eine bewohnt ein birmanischer Beamter des Geschäfts, das andere ist das Kontor des hiesigen Vertreters der Firma, Herrn Mühling, der auch gleich an Bord kam, uns zu begrüßen.

Zuerst muß selbstverständlich der Ballast gelöscht werden, worüber zu unterhandeln der Doktor erschien, der einflußreichste Mann des Orts, der, zugleich erste Magistratsperson und oberste vollziehende Gewalt, noch so viele Nebenämter hat, daß ihm Jürgen mit Anspielung auf den Mikado sagte, er wäre ja „Lord high every thing else.“*) Mit dem schönen Granitballast aus Rio hatte Jürgen ein gutes Geschäft zu machen gehofft in diesem Lande, wo es keinen Bruchstein gibt; in Rangoon wäre das auch der Fall

*) Im „Mikado“ gibt es nur zwei Minister, den Lord-Oberrichter und den „Lord Minister für alles Uebrige“.

gewesen, doch stellte sich leider heraus, daß die Leute hier nicht so luxuriös bauen, und die Regierung zahlt nur eine Rupie = 1 Mk. 20 Pfg. bis 1 Mk. 50 Pfg. per Tonne und fast ebensoviel kostet das Löschen.

Da ich mich unwohl fühlte und über und über wie zerstoehen war, so brachte Jürgen nach der geschäftlichen Verhandlung den universellen Mann zu mir. Er ist ein dunkel-farbiger Herr mittleren Alters, der in England studiert und seine Grade rite erworben hat; Perser von Geburt, sogar Parse, Feueranbeter. Als er meine Pusteln besehen hatte, erklärte er sie weder für Insektenstiche noch für prickly heat, „roter Hund“, sondern für Windpocken, die jetzt besonders unter den Eingeborenen sehr herumgingen. Wir gestanden, in einer Hütte im Jungle gesessen zu haben, und er war nicht im Zweifel, daß ich sie mir dort geholt hätte. Vor allem solle ich mich vor Zug hüten und nicht kalt baden, was ich gestern dreimal und heute einmal getan habe, weil Süßwasserbäder beim roten Hund empfohlen werden.

Leider muß ich nun Jürgen allein auf das Diner gehen lassen, zu dem uns Herr Mühling gebeten hatte, was mir besonders leid tat, weil auch einige Damen dort sein sollten. Als Jürgen zurück kam, hob er hauptsächlich den reizenden Blumenschmuck der Tafel hervor; auf dem Tischtuch wäre aus Rosenblättern und feinem glatten Grün ein Muster gelegt gewesen, so akkurat wie gestickt, und die Damen hätten ihm gesagt, dazu zeigten die Inder viel Geschick, einmal hätten sie den Boy angeleitet und nun machte er es immer und erfände die hübschesten Muster.

18. März. Da es mir besser ging, und mir Frau Röder hatte sagen lassen, daß sie sich vor der Ansteckung nicht fürchte, besuchten wir sie und ich war erfreut, ein liebes, blondes, deutsches Frauchen zu finden, das trotz des langen Aufenthalts in diesem Klima die volle Frische der Gesichtsfarbe bewahrt hat, die europäische Frauen sonst so schnell verlieren. Ihr großer Reiz liegt in ihrer Lebendigkeit und Natürlichkeit, und nicht wenig trägt zu diesem Eindruck ihr bayerischer Dialekt bei, während der Mann das unverfälschteste Sächsisch spricht.

Neben Frau Röder saß der Typus einer englischen alten Jungfer, Miß Beard, in einem rosa Kleide und kurzgeschnittenem Haar. Es kam zur Sprache, daß beide Damen dem Scheibenschießen — rifle shooting — obliegen. Frau Röder hatte in einem Wettschießen den ersten Preis, ein goldenes Armband, davongetragen und Miß Beard als zweiten eine

kleine goldene Peitsche, die sie eben als Brosche trug. Sie führten mich auch in den Garten und Frau Röder zeigte mir mit besonderem Stolze ein rührendes kleines Beet, auf dem allerlei heimische Blumen, Balsaminen, Stiefmütterchen, Bethunien wuchsen und etwa einen Zoll hoch aus der Erde sahen. Spanische Kresse blühte auf der Veranda, aber klein und spärlich; Samen setzen sie hier nicht an.

Sie erzählten von einem versuchten Einbruche während des Dacoit-Aufstandes und wie Herr Röder nachts hinter den fliehenden Dieben seine Büchse abgeschossen habe. „Wenn Sie nun einen getötet hätten!“ sagte Jürgen, denn das Gesetz erlaubt nur, in die Beine zu schießen, und die Gerechtigkeit soll sich in einem solchen Falle prinzipiell der Eingeborenen annehmen. „Dann hätten wir ihn in den Fluß g'worfen,“ sagte die kleine Frau resolut.

Später führte uns Herr Röder durch die großartigen Mühlenwerke, die er nach dem Brande der ersten Reismühle ganz neu hergerichtet hat. Wir kletterten vier Stockwerke hinauf in Wolken von Mehlstaub, sahen sechs große Mühlsteine in Bewegung, überall Räder mit breiten Kautschukriemen, überall Schäfte, in denen Reis rann, der durch Luftzug gereinigt und sortiert wird, überall Geklapper, Gesurr, Schüttern, Wind, Staub und Oelgeruch. Unten wurden uns noch die enormen Kessel gezeigt, und was mich am meisten von allem überraschte und interessierte, die Heizvorrichtungen, denn es wird nur mit Reishülsen geheizt, die beständig von oben in den Feuerraum herunterrieseln. Ein starker Wasserstrahl versieht nicht nur die Kessel, sondern führt zugleich die Asche und die überschüssigen Reisschalen in den Strom, der oft weithin blond gefärbt erscheint. In Europa würde man diesen Ueberschuß zu verwerten wissen, hier aber geht das nicht ohne unverhältnismäßige Kosten. In Bangkok, bemerkte Jürgen, wo sie kein anderes Wasser haben, als den Fluß, würden die überschüssigen Hülsen verbrannt und bilden hinter den Mühlengebäuden mannshohe glühende Haufen, sehr bequem für die Chinesen, um etwaige Leichen verschwinden zu lassen. Solcher Reismühlen gibt es sechs bis acht in Bassein. Der Reis wird nämlich nicht in der Hülse verschickt, sondern zu einem Viertel geschält. Um dies Verhältnis zu regulieren, wird durch eine Birmanin — ein Mann hätte schwerlich die Geduld — den ganzen Tag über ein kleines Maß mit Reis, das ihr von Zeit zu Zeit gebracht wird, in vier kleinere Gefäße sortiert und ist von einer Art Körner zu viel oder zu wenig, so wird die Mühle danach gestellt.

Schließlich führte man uns noch durch die Lagerräume und Werkstätten und an den Schuppen vorbei, in denen die Kulis wohnen, deren die Mühle Hunderte beschäftigt. Anfangs, erzählte uns Frau Röder, hätten sie viel von kleinen Diebereien zu leiden gehabt, namentlich Geflügel und Eier wären beständig verschwunden. Als sie nun einmal einen der Kulis auf der Tat ertappte und ihn zur Bestrafung einliefern wollte, wären die anderen alle in erschreckliches Geheul und Gewinsel ausgebrochen, hätten sich auf die Kniee geworfen und um Gnade gefleht. Sie hätte aber wohl gewußt, daß sie es dann ärger treiben würden als zuvor und so schwer es ihr wurde, sie wäre fest gelieben, der Mann hätte seine Strafe bekommen und seitdem behielt sie ihre Hühner. Die Eingeborenen hassen die Fremden: „wenn sie könnten, sie brächten uns alle noch heute abend um.“

Die Kulis sind Inder und trotz ihres schwächlichen Baues und ihrer zarten Glieder wird alle Arbeit nur durch sie verrichtet. Der eigentliche Birmane ist stolz und gibt sich zu solchem Dienst nicht her; er lebt in seiner Pfahlhütte, die innen dunkel ist, vorn gewöhnlich offen; die Wände aus geflochtener Matte sind undicht, daher sieht das Häuschen verstaubt und oft verkommen aus, die Leute selbst aber meist rein und frisch, das Haar glatt und glänzend. Bei unserem Morgenspaziergang sahen wir oft Frauen mit Blumen im Haar; ich erinnere mich einer dunklen Schönheit, die sich mit einer gelbrötlichen Rispe geschmückt hatte, was ihr allerliebste stand. Die kleinen Kinder laufen nackt herum, mit kleinen silbernen und goldenen Ringen geziert.

Alle Hantierung geschieht in und vor den Haustüren; man sieht Frauen dicke Bündel falscher Haare durchkämmen, andere mit den schweren birmanischen Zigarren von 10 cm Länge und 4 cm Durchmesser im Munde kauern, sogar ein kleines Mädchen sah ich mit einer Tabakspfeife zwischen den Lippen lustig springen. Malerisch sind die gut gehaltenen breiten Straßen; die Bodenfarbe ist braunrot, die Häuser liegen im Grünen, dazwischen fallen lila Büsche in die Augen, die an blühenden Flieder erinnern; und nun das farbige Menschengewühl, das von weitem aussieht, wie grellrote, rosa, weiß und schwarze Farbenkleckse: darüber die Palmen, deren gefiederte Wedel in jedem Lufthauch spielen und über allem der tiefblaue Himmel und diese Flut von Licht.

Ich werde nicht müde, die Palmen anzusehen; vergleichen lassen sie sich mit keinem Baume. Wo sie auch stehen, geben sie der Landschaft Gepräge, ob in Gruppen

neben einer verfallenden Holzhütte, oder als letztes Merkzeichen auf einem steilen Kap. Jürgen behauptet zwar, das wäre nur, weil es die „genuine tropics“ bezeichnete, gleichviel, schön ist schön. Es ist nicht nötig, daß jeder Baum auch Schatten gebe.

Einer unserer ersten Gänge galt natürlich der Pagode, die zwar nicht die größte der Welt ist, wie die in Rangoon, aber doch groß gegen die andern, die hier und da aus dem Walde hervorragen. Vor allem fielen meine Vorstellungen über Pagoden überhaupt zusammen, denn ich hatte gedacht, eine Pagode wäre ein offener Tempel, es ist indessen ein runder Steinbau, der durch und durch massiv ist und auf einer schlanken Spitze eine feine goldene Krone trägt, an der eine Menge klingelnder Glöckchen hängen.

Die Pagode selbst enthält demnach nichts, aber die Götter wohnen darin und es gilt als ein gutes Werk, sie außen zu vergolden. Je nach Wunsch und Mitteln bringt der Gläubige ein größeres oder kleineres Stück Vergoldung an, und es gibt wohlhabende Leute, die all ihr Hab und Gut darauf verwenden und den Ihrigen aus lauter Frömmigkeit nichts hinterlassen. Von Vergoldung ist an dieser nicht mehr viel zu sehen, Schlingpflanzen, Grasbüschel und Moos bewachsen sie bis oben hin. Eine solche Pagode ist der Mittelpunkt eines weiten eingefriedigten Platzes, in dem eine Menge größerer und kleinerer Tempel stehen, Schreine, Monumente, Altäre und Statuen, die alle Buddha vorstellen, einige alt, schauerhaft und ehrwürdig, andere glatt und neu, die meisten weit über Lebensgröße, spitze Nasen, spitzes Kinn, die Augen scharf geschlitzt, der Mund lächelnd, das Gesicht weiß, die Kleidung öfter bemalt und vergoldet.

Die Beter lagen oder knieten umher, einige auf den Tempelstufen, andere auf dem freien Platze davor, berührten den Boden mit der Stirn, beteten laut in dem klappernden Ton, den man in katholischen Kirchen hört, und hielten dabei eine Blume oder einen blühenden Zweig in die Höhe. Nach dem Gebet wird die Blume in einer kleinen Tonvase auf einem Absatz der Pagode dargebracht, eine liebliche Sitte. Ich sah einen nackten braunen Jungen mit einem Sträußchen beten und ein feines kleines Mädchen in rot-samtemem Jäckchen, goldgesticktem Sarong und vielem Geschmeide, das einen weißblühenden Zweig trug, an der Hand ihrer vornehmen braunen Mama.

Der Ausgang zu diesem Tempelplatz ist imponierend durch steinerne Ungeheuer, halb Drache, halb Löwe, und

hölzerne, rot gestrichene Säulengänge mit geschnitzten Dächern und Treppen, auf denen man die bunten Gläubigen und gelben Priester auf- und absteigen sieht. Auch die Pagode selbst ist mit Ungeheuern geziert, die große grünschillernde Augen haben, in denen ich genial verwendete Boden von Selterwasserflaschen erkannte.

26. März. Unser Herr König, der zweite Steuermann, hat sich mit zwei jungen Birmanen angefreundet, die er in ihrer Schule gesehen und eingeladen hatte, ihn zu besuchen; bescheidene, gut unterrichtete junge Leute, Söhne des Lehrers. Zufällig wurde die Schweiz erwähnt, und sie wurden gefragt, ob sie schon davon gehört hätten? Nach einigem Besinnen zeigte der Aeltere mit Daumen und Zeigefinger: „little country, so small — republic“,*) und daß die Aar durchfließt, wußten sie auch. Herr König erwiderte den Besuch, von der ganzen Familie freundlich empfangen, und fand eine brennende Petroleumlampe (!!) und einen Stuhl als Einrichtung. Der Sohn brachte seine Bücher und erzählte, er rechnete Gleichungen mit zwei Unbekannten. Großes Staunen, als Herr König es uns erzählte. „Was sagten Sie dazu?“ Steuermann treuherzig: „Ich sagte, das könnte ich auch.“ Der Vater Birmane, der mit einer Zigarre freundlich im Hintergrunde hockte, ließ ihm dolmetschen, Bassein wäre nur ein Dorf, wo man nichts zu kaufen bekäme, er könnte ihm daher kein Gastgeschenk machen, worauf Herr König erschrocken versicherte, daß er nicht deswegen käme!

Das wäre noch eine gute Gegend für Odysseus gewesen, bemerkte Herr Pauly dazu, wenn er sein Rundreisebillet hätte so weit ausdehnen können. — Herr König, der die Familie öfter besuchte, machte einmal seinen birmanischen Freunden die Bemerkung, es wäre doch schade, daß ihre Schwester das Gesicht weiß bemalte und sich dadurch entstellte, bekam aber zur Antwort: „you got eyes, Burmese got other eyes,“**) und sie würden keine Frau küssen, die nicht weiß angemalt wäre. Indessen, als Herr König wieder hinkam, fand er das junge Mädchen in seiner natürlichen Farbe und zeigte uns später eines der weißen Jäckchen, wie sie die Frauen dort tragen, das man ihm als Andenken gegeben hatte. Die zweite Schwester war verheiratet gewesen, aber der Mann war „in den Jungle gelaufen“ — d. h. er war für sie verschollen.

*) „Kleines Land — so klein — Republik.“

**) „Ihr habt Augen — Birmanen haben andere Augen.“

Wir haben den ersten Reis im Schiff, 500 Sack. Es ist erstaunlich, wie diese kleinen, schlanken Leute, mit ihren feinen Händen und Füßen sich die 200 Pfund schweren Reissäcke spielend auf den Nacken wälzen und die Last im Laufschrift über den Steg bis an das schräge Brett tragen, auf dem sie in den Raum hinuntergleitet, wozu sie im Takte singen und rufen. Es ist die ärmste Kaste und sie gelten für unbegreiflich dumm und feig, aber sie haben zum Teil intelligente Gesichter und schöne Züge, schmücken Arme, Füße und Finger mit Ringen und um die Hüften tragen sie silberne Gürtel. Die intellektuell so viel höher stehenden Birmanen zeigen mongolischen Typus und sehen lange nicht so gut aus. Wir müssen so lange hier liegen, weil die Birmanen ihren Paddy festhalten, um einen besseren Preis zu ertrotzen, und da das schon öfter vorgekommen ist, haben sich dieses Mal die Kaufleute verbunden, nicht über ihr Angebot hinauszugehen. Ende dieses Monats muß es sich entscheiden, denn vor Eintritt der Regenzeit muß der Reis verschifft sein, sonst wird er schlecht. Wie es kommt, daß doch noch ab und zu eine Mühle arbeitet, weiß ich nicht, aber die Schiffe, deren Liegetage zu Ende gehen, werden mit gemeinsamen Kräften beladen.

Unser Dubasch, Jannet Alli, ist ein Kalkuttamann, ein schlanker, brauner Jüngling mit glänzendem welligen Haar, schön gezeichnetem Munde und dunklen, mandelförmigen Augen, der aussieht, als könnte er jeden Augenblick den Romeo spielen; er erinnert mich immer an Kainz, dem er auch ein wenig gleicht. Sein kleiner Junge, Abdul Raman, besuchte uns; er hatte eine goldgestickte, kleine Kappe auf und brachte mir Blumen. Als ich fragte, ob er nicht einmal sein Schwesterchen mitbringen wollte, sagte er nein, aber ich sollte zu ihnen kommen und es sehen. Wir gingen also eines Tages hin, und obwohl sie Mohammedaner sind, empfing die Frau auch Jürgen. Sie war eine angenehme Erscheinung, sehr einfach angezogen, aber das kleine Mädchen, Cazibi, hatten sie schön geschmückt, mit einem roten, golddurchstickten Sarong, einem weiß und goldenen Elfenbeinkämmchen im Haar und goldenen Halsbändern und Ringen an Händen und Füßen. Wir gingen nachher noch durch die Stadt, der Dubasch begleitete uns mit den Kindern; ich führte die kleine Cazibi, die mit der anderen Hand ihr zu langes Sarongchen graziös in die Höhe hielt. Als wir an einem Hause vorbeikamen, vor dem ein Mann mit einer Klingel einlud, einen Tiger anzusehen und die Kinder darauf Lust hatten, traten wir ein. Es ging erst durch dunkle

Räume, wo große Tongefäße, in denen hier das Wasser kühl gehalten wird, zum Verkauf standen. Der Tiger war ein schöngefleckter Leopard in einer Kiste, den ein alter Birmane mit einem Stock reizte. Ich war froh, als wir glücklich wieder draußen waren. —

Der schöne Dubasch bringt mir duftende Rosensträuße und schickt einem die Leute zu, die man nötig hat. Ich ließ mir ein Paar chinesische Segeltuchschuhe machen, die nicht fein sind, aber vortrefflich sitzen, auf den Fuß gearbeitet, und auch ein paar weiße Kleider, die der Schneider Chicheet-double, ein Kalkuttamann, gut und sorgfältig genäht hat. „Chicheet-double“ heißt er nach der Antwort, die er auf den Vorwurf gab, daß seine Nähte aufgingen: „Me stitchee double“, d. h. ich nähe mit doppeltem Faden wie die Maschine.

Palmsonntag. Daß ich ihn einmal unter wirklichen Palmen feiern würde, hätte ich nicht gedacht. Im gelobten Lande müssen sie viel kleiner gewesen sein oder es standen ganz junge am Wege, denn diese über mannslangen Zweige hätte man nicht auf den Weg streuen können; wir sahen sie uns darauf an.

Da wir einen bequemen Steg ans Ufer haben, gehen wir abends noch über die Felder und zwischen den Hütten spazieren. Erst hatte ich große Angst vor den „Pariahunden“ ohne Rasse und Zugehörigkeit, die in Mengen herumlungern, bellen und heulen, sie sind aber feige und ein greulicher Hund schwieg zwei Abende, nachdem ihn Jürgen mit einem Stein bedacht hatte. Es ist jetzt der Ramadan, der heilige Monat der Mohammedaner, an dem sie Gebetsübungen machen und bei Tage fasten, was sie auf das strengste einhalten. Der Dubasch erzählte, die kleine Cazibi wollte auch fasten, obwohl es erst vom fünfzehnten Jahre an verlangt würde; nachts stünde sie mit ihnen auf, um zu essen, bei Tage äße sie Zuckerzeug, aber Reis rührte sie nicht an.

In dem Hofe hinter der Mühle sahen wir mehrmals zwanzig bis dreißig weißbeturbante Mohammedaner in Reihen hinter ihrem Vorbeter auf Teppichen stehen; sobald er sich verbeugte, kniete oder die Erde mit der Stirn berührte, machten es die anderen ebenfalls. Wir gingen einige Mal leise daran vorüber und sahen diesem Gottesdienst im Mondschein zu.

Neulich sah Herr König eine seltsame Szene: eine birmanische Frau saß mit einem kleinen Kinde auf dem Schoß unter einem Baum; vor ihr musizierten Spielleute, die Vorübergehenden warfen kleine Münzen in einen aufgestellten

Teller und streuten der Frau etwas gelbes Pulver, das auch da stand, auf den Kopf. Niemand aber kann einem so etwas erklären: die jungen Kaufleute scheinen sich um die Eigentümlichkeiten und Gebräuche der Einwohner so wenig zu kümmern, wie um die Bäume und Sträucher ihrer Gärten, die sie meist auch nicht zu nennen wissen.

Der Unterschied zwischen einem Kommiss in einem Geschäft in Europa und einem solchen in den Kolonien ist erstaunlich. Dort ist meistens sein Gehalt so bescheiden wie seine Stellung, hier ist er als Vertreter seiner Firma ein hochangesehener Mann, hat Hunderte von Arbeitern unter sich, ein eigenes kleines Gebäude als Kontor, ein geräumiges allerliebstes Wohnhaus, ganz eingerichtet, drei bis vier weißgekleidete lautlos schreitende Diener, einen Butler mit blauer Knieschleife, mindestens einen Gärtner, täglich vier Kuverts auf dem Tisch, einen entzückenden Garten, ein schönes Boot mit vier Ruderern zur Verfügung. Und dabei seufzen vielleicht die Angehörigen zu Hause, daß der arme Junge so fern und allein im fremden Lande unter halbwildem braunem Volke leben muß.

28. März. Neulich fuhr mich Frau Röder in ihrem Tomtom, einem hohen zweirädrigen Wagen, spazieren und erzählte mir dabei von ihrer Heimat. Sie ist das älteste von zwanzig Kindern, aus einem württembergischen Bergstädtchen nahe der bayrischen Grenze gebürtig, zeigte mir auch später eine Photographie ihres Elternhauses mit der Zugspitze im Hintergrunde. Während die Geschwister in ihren einfachen Verhältnissen geblieben sind, hat sie schon zwei Reisen nach Ostindien gemacht, lebt solch ein anderes Leben, macht ein allerliebstes gastfreies Haus und hat die Welt mit frischen, offenen Augen angesehen und eine Menge Begriffe, die ihr zu Hause fremd geblieben wären.

Wir fuhren erst zu der kleinen katholischen Kirche neben Schulgebäuden, wo katholische Geistliche eingeborene Knaben erziehen, dann weiter aus der Stadt hinaus, an einem eingezäunten Platz vorbei, wo Zebukühe und -kälbchen weideten, dann in den Jungle hinein. Mitten im Grünen sah ich plötzlich ohne alle Einfriedigung einen großen, alten, steinernen Buddha sitzen, zwischen den geborstenen Steinen war ein Gummibäumchen aufgesproßt. Bei der Rückfahrt kamen wir an einem Schiffe vorüber, auf dem die muselmännische Besatzung ihre Abendandacht hielt, und ihre Silhouetten hoben sich gegen den goldroten Himmel ab, wie sie beteten, knieten, aufstanden, sich verbeugten, so lange wir sie sehen konnten.

Mit jedem Blick sieht man hier ein Bild; sei es eines der herrlich geschnitzten Reisboote mit erhöhtem Sitz, auf dem der Kapitän thront und steuert, während er mit der anderen Hand einen Sonnenschirm hält, oder eine braune Frau, die aus ihrer Hütte tritt, zu dem Fluß hinunter schreitet und, bis über die Knie darin stehend, in eine blinkende Schale Wasser schöpft.

Diese schönen, antik geformten Gefäße in so armer Hand fielen mir auf; ich fragte Herrn Mühling, wo sie herkämen und erhielt die unerwartete Antwort: „Die importieren wir.“ Sie sind natürlich alten einheimischen Mustern nachgebildet und es ist betäubend, wie die landesübliche Industrie durch die eingeführten minderwertigen Artikel unaufhaltsam verdrängt wird. Der „Regulus“ brachte selbst einmal unter seinem Stückgut eine Menge gegossener eiserner Schalen, vergängliche billige Ware, an Stelle der alten gehämmerten Kessel, in denen die Inder ihren Reis kochen, die freilich teuer sind, dafür aber auch ein Menschenleben überdauern. Ebenso führt die Firma jährlich etwa 12 000 Kisten kleiner Stearinkerzen ein, erzählte Herr Mühling, denn auf der großen Pagode in Rangoon zündet jeder Beter abends ein Lichtchen an.

Ich verschaffte mir nachmals einige echte Bronzegefäße; sie sind aus Glockenspeise und haben einen schönen Klang.

29. März. Gestern abend waren wir auf dem „Richard“ zu Labskaus*) und Erbsensuppe gebeten. Kapitän Schulte ist ein sehr großer, starker Mann und sein Steward ein ganz kleines rundes Bürschchen mit einem Kindergesicht, namens Klaus, in Jacke und Höschen aus gewürfeltem rosa Kattun, der fünf Mark den Monat Gage erhält. Er ist zwar älter, als er aussieht, fünfzehn Jahre glaube ich, aber was für Anforderungen kann man wohl an solch ein halbes Kind stellen! Ein guter Steward ist eine der größten Annehmlichkeiten auf einem Schiff, wo man schon so manches entbehren muß.

Der arme Kapitän Schulte hat eben eine große Unannehmlichkeit oder, wenn man will, ein großes Glück; ganz zufällig hat man bei einer kleinen Ausbesserung gefunden, daß einer der Masten seines Schiffes innen von weißen Ameisen ganz ausgehöhlt ist; der Mast hat etwa drei Fuß Durchmesser und nur wenige Zoll Rand waren geblieben; es ist unbegreiflich, wie er überhaupt noch halten und das schwere Geschirr tragen konnte. Ganze Eimer weißer

*) Sehr beliebtes Schiffsgericht, aus kleingeschnittenem Salzfleisch und gestampften Kartoffeln gemischt.

Ameisen haben sie über Bord geschüttet. Wir besahen uns den Schaden, und die Vorstellung, daß er damit hätte in See gehen können, ist schrecklich; bei unruhigem Wetter wäre der Mast unfehlbar zusammengebrochen. Es hat viel Schwierigkeit gemacht, hier Holz zu einem anderen Mast zu bekommen und ihn zusammenzusetzen.

30. März. Eben saßen Jürgen und ich auf Deck und genossen die Kühle und den Mondschein, als ein alter Muselman mit vier Knaben zu uns herauf stieg und uns, mit Verbeugung und die Hand auf Stirn und Mund legend, eine Untertasse mit eingemachten Früchten überreichte, die aussahen wie grüne Mandeln. Der alte Mann erklärte, sie hießen „median fruit“ und es wäre „present, never eat before“*). Wir boten ihnen Stühle an und unterhielten uns mit ihnen; sie sprachen hübsch englisch; der Alte war der Großvater von den Jungen. Diese freundliche Aufmerksamkeit war mir rührend und ich möchte, ich könnte sie auf irgend eine Art erwidern. Herr Pauly sagte, dazu würden sie mir bald genug Gelegenheit geben, das wäre so ihre Art, in einigen Tagen würden sie mit einer Bitte wiederkommen; das ist aber nicht geschehen.

1. April. Wenn Ihr meint, daß es eine einfache Sache ist, einen Strauß anzunehmen, so irrt Ihr gewaltig. Vorhin schickt mir Herr Horst ein schönes Bukett; Jürgen nimmt es in Empfang und bringt es mir, aber der Kuli bleibt ehrerbietig stehen. Der Steward gibt ihm einige Annas, der Kuli regt sich nicht; befragt, was er noch wolle, verlangt er durch Zeichen ein Papier. Ich nehme eine Karte und bedanke mich schriftlich, aber das genügt noch nicht, es muß in einen Umschlag. Da endlich macht er salaam und verschwindet.

Um ein eben aus Rangoon angelangtes Fäßchen Bier zu feiern, waren wir neulich abends bei Röders; außer Herrn Mühling und Kapitän Schulte fanden wir noch den obersten Telegraphenbeamten, einen Inder und seine Frau. Sie ist auch dunkel, in Kalkutta in einem Institut erzogen und „ebenso gebildet, wie Sie und ich,“ sagte mir Frau Röder, die sich über das Vorurteil gegen Farbige fortsetzt und mir schon öfter die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte dieser braunen Freundin gerühmt hatte. Mr. Mason, der jetzt viel zu tun hat, um das Kabel zwischen Bassein und Diamond Island wieder in Ordnung zu bringen, ist ein dicker jovialer Mann, mit Schnurrbart und glänzenden Zähnen, der unaufhörlich Witze über seine Hautfarbe machte, nicht sehr taktvoll, denn man

*) „Geschenk, nie zuvor gegessen.“

konnte ihm doch nicht sagen: „O bitte, Sie sind ja ganz weiß.“ Das Schlimmste aber war, daß er eine Stimme hatte und von Zeit zu Zeit in heftiges Singen ausbrach. Kapitän Schulte, der gern das Wort führt, hatte eben eine schöne lange Geschichte erwischt und begann sie recht behäbig, wobei er unglücklicherweise das Wort „dutchman“ brauchte. „Excuse me, my dear sir, — one moment,“*) unterbrach ihn Mr. Mason und legte einen dicken Finger auf seinen Arm. Kapitän Schulte brach ab, behielt aber die Beute, sozusagen, zwischen den Zähnen. Herr Mason erhob sich, stellte sich in Positur, eine Hand auf die Hüfte gestemmt, mit der anderen gestikulierend, „warf die Augen groß in einen Winkel“ und begann ein patriotisch-kriegerisches Lied gegen den Dutchman, vier lange Verse, die er nach verschiedenen Richtungen hin sang, — den letzten im Eifer des Gefechts nach hinten, wo der Boy mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde stand. Die resignierte Miene, mit der Kapitän Schulte wartete, bis die Passage wieder frei war, wirkte noch besonders erheiternd, dazu der verlegene Ausdruck der armen Frau Mason und Jürgen, der krampfhaft den Hund streichelte!

Schließlich sang das braune Ehepaar noch ein Duett mit hübschen Stimmen, aber leider durch die Nase, wie es hier üblich ist. Kinder haben die Leute nicht, nur einen kleinen Affen, wie Herr Mason pläsiertlich sagte, und er wünschte sich auch keine, die zu sehen man erst die Laterne anstecken müßte!

Letzthin fiel uns vor einem Hause ein ganz grünes, kleines Kind auf mit Ringen an Händchen und Beinchen und um die Hüften trug es zwei schmale Riemen, die vorn als Feigenblättchen ein silbernes Herz hielten. Das Kleine war mit einer Substanz gegen die Mosquitos bestrichen und sah aus wie ein lebendes Bronzekind mit antiker Patina.

3. April. Zweiter Ostertag; aber wir feiern ein trauriges Ostern. Gott gebe, daß wir nächstes Mal mit leichterem Herzen schreiben können. Max, einer der jüngeren Matrosen, ist durch die Luke des Zwischendecks in den Raum gestürzt und hat sich schwer verletzt. Ich saß gerade mit einer Handarbeit auf Deck, als er an mir vorüber ging, um in die Luke zu steigen; er grüßte mich noch so freundlich, und kaum zehn Minuten nachher entstand ein Laufen und Rufen: „gestürzt! — tot!“ und ich werde nie vergessen, wie sie ihn entlang trugen, sein hübsches welliges Haar durchtränkt

*) „Entschuldigen Sie, werter Herr — ein Augenblick!“

von Blut. Er wurde auf der Back hingelegt, die gelbe Flagge gehißt und der Waschmann erbot sich, gleich ein Billet zum Doktor zu tragen. Jürgen war leider von Bord, kam aber mit dem Arzt zu gleicher Zeit; ich dachte, alles wäre verloren, als ich ihn neben dem Verunglückten die Hände ringen sah. Er hatte nichts gebrochen, nur ein Loch in den Kopf geschlagen, aber der Doktor nahm es sehr ernst, sprach von innerer Schädelverletzung, hieß ihn liegen, wo er lag, verordnete die größte Ruhe, nur Milch und ein Schlafmittel und ohne Unterlaß Eis auf den Kopf. Zwei der besten, zuverlässigsten Leute sind ausschließlich zur Pflege bestimmt und es ist rührend, wie sie alle um den Kranken sitzen, ernst und still und ihn bedienen und pflegen. Er ist ganz bei Besinnung, hat wenig Fieber, und es scheint alles darauf anzukommen, ihn ruhig zu halten.

6. April. Es geht eher besser als schlechter; gestern war er fieberfrei, sah gut aus und sprach mit seiner gewöhnlichen Stimme, aber er klagt, daß jeder Sack, der ins Schiff fällt, ihm einen Stich durch den Kopf gibt und das ist nicht zu ändern.

Es ist merkwürdig, wie schnell der Weiße sich dem Farbigem gegenüber als Herr fühlen lernt. Als Max auf die Back gelegt wurde, eilten mit der Mannschaft auch eine Anzahl Kulis hinauf; der kleine Ferdinand aber stieß sie einfach wieder die Treppe herunter, ohne daß es einem von ihnen einfiel, sich zu widersetzen.

Sonst steht es gut. Jürgen geht ab und zu früh um vier Uhr auf die Jagd, gefolgt von einem Birmanen, der die Wege und die Gewohnheiten der Hühner kennt, und einem Kuli, der die Flinte trägt. Die Beute ist nicht groß, ein paar Schnepfen oder Tauben, aber Jürgen kann nicht genug erzählen, wie schön der Jungle morgens ist und wie viel neue Vogelstimmen er hört. Gegen acht oder neun Uhr ist er wieder zurück. Bei Tage ist es jetzt sehr heiß, 27° R. und mehr. Ich empfand zum ersten Male die Sonne quälend beim Zurücksegeln von Röders, wo wir mit Kapitän Schulte und zwei katholischen Priestern gefrühstückt hatten. Englisch war die Sprache, die alle sprachen, jeder in seinem Dialekt. Pater de Cruz ist Eingeborener, mit langem Bart und etwas vernachlässigtem Aeußern, Pater Korn, ein hagerer Mann mit schmalen Lippen und langer Nase, scheint eine sehr angesehene Persönlichkeit zu sein. Seit vielen Jahren wohnt er in einer entfernten einsamen Ansiedelung mitten im Jungle, der einzige Europäer. Er ist Elsässer und Kapitän Schulte fing an, mit ihm zu politisieren. Herr Röder holte ein Werk

über den deutschen Krieg, um einen streitigen Punkt auszumachen, und Kapitän Schulte rief ihm nach, von Blumenthal sprechend: „welche Division hat der doch gefahren?!“

Sein Mast ist endlich in Ordnung und Jürgen und der Lotse Hopkins hatten ihn als Sachverständige zu prüfen und als seetüchtig zu bescheinigen.

Abends besuchten wir noch Herrn Horst. Ich lag in einem der langen Rohrstühle, wie es hier gebräuchlich ist, und der alte Butler schob leise einen kleinen Tisch neben mich und stellte mir Wein und Keks zurecht. Nicht lange, so stand ein Gärtner neben mir und überreichte schweigend und ehrerbietig einen Strauß. Drei Gärtner hat dieser junge Mann von fünfundzwanzig Jahren. Der Butler ist seit neunzehn Jahren in seiner Stelle, hat etwas Landwirtschaft, verkauft das Holz aus dem Grundstück und die Milch an den Haushalt. Wir sahen etwas in dem Wipfel einer Palme sich regen wie einen Affen. Es war ein Kuli, der dort Gefäße besichtigte, die den Saft auffangen, aus denen der bei den Birmanen sehr beliebte Palmwein bereitet wird. Sie machen Einschnitte in die Wipfel und binden Bambusröhren darunter. Nach einer Weile glitt der Mann herab, und wir sahen ihn an einer anderen Palme wieder in die Höhe klettern. Er hatte einen Gurt um sich und den Stamm geschlungen und einen Riemen um die Füße, die er anstemmte, während er den Gurt weiterrückte und sich nachschob; in sechs bis sieben Rucken war er oben. Es ist oft beschrieben, war aber höchst merkwürdig zu sehen.

Ich wünschte, ich könnte Euch eben einen Blick auf den godown gegenüber schicken, wo es wimmelt von roten Sarongs, weißen und bunten Kopftüchern und braunen, glänzenden Oberkörpern. Sie „jabbern“ wie die Affen oder Krähen, ihre weißen Zähne leuchten, ihr goldenes Geschmeide blitzt; zwischen der Arbeit gehen sie in den Fluß, schwimmen und tauchen und waschen ihr langes Haar, legen einen frischen Sarong um, lösen den nassen darunter und waschen ihn aus, indem sie ihn sorgfältig ausdrücken. Tag für Tag habe ich das vor Augen und nie habe ich einen unbehaglichen Anblick gehabt. Der echte Birmane, den die Kultur noch nicht beleckt hat, ist von der Hüfte bis zum Knie schwarzblau tätowiert; man sieht es noch häufig.

8. April. Herr Rühling ist da, einer der Chefs der Firma, deren hiesiger Vertreter Herr Mühling ist. Ich hatte den Namen so oft gehört, daß ich eines Tages im Bekanntenkreise Frau Röder fragte: „wer ist denn aber eigentlich Herr Rühling?“ Da neigte sich das liebe Frauchen zu mir

und flüsterte mir ins Ohr: „Herr Rühling ist noch viel mehr als Herr Mühling!“ Natürlich imponierte mir das gebührend. Der große Mann ist also da und man sieht ihn drüben stolzieren, ehrerbietig umkreist von den Beamten, und die Kulis stürzen durcheinander wie die Ameisen, um seine Bootsleute heranzurufen. Da wir die Freunde gerade zum Tiffin erwarteten, baten wir ihn ebenfalls, und er war so gütig zu kommen. Aber ein Frühstück zu geben mit einem unzuverlässigen Koch, dem man nicht dreinreden kann, einem Ofen, der nicht mehr in Ordnung ist, ohne Quirl, ohne Sieb, ohne Reibeisen, die in der Kambüse nicht geführt werden, ist mehr Kunststück als Annehmlichkeit. Eine Schneeschlage hat der Steward aus Draht fabriziert. Ich machte eine Sandtorte; sie blieb sitzen, „weil der Ofen zu kalt war“, der Koch buk zwei Schwarzbrote, eins verbrannte, und eins wurde „klitschig“, „weil der Ofen zu heiß war“. Der Steward machte zwei Fruchttorten, von denen die eine mißriet, „weil die Ofentüre nicht schließt“. Indessen lief alles noch einigermaßen gut ab. Ich hatte Mango-Crème gemacht, den Jürgen drücken mußte, wobei er nicht unterließ, zu stöhnen und zu klagen, daß es die schwerste Arbeit wäre, die er je verrichtet hätte.

Als man nachher beim Kaffee auf Deck saß, erschien ein box-wallah (box = Kasten, wallah = Mann), fliegender Händler, und legte seinen Kram aus, und ehe ich mich versah, hatte ich mich hinreißen lassen, einen Preis zu nennen, für den ich ein gesticktes weißseidenes Kleid nehmen würde. Der box-wallah packte seine Sachen gelassen wieder ein und ging davon, aber auf der Treppe kehrte er nochmals um und legte mir das Kleid, für das er erst das Doppelte gefordert hatte, auf die Kniee: „take it, Mama,“*) und so blieb Jürgen nichts übrig, als das Leinwandsäckchen zu holen und die Rupien heraus zu langen. Papiergeld erkennen die Einwohner hier nicht an; große Summen, vierzigtausend Rupien und mehr, werden in Silber hin- und hergeschleppt. Das Geldtragen und -zählen besorgen besondere Vertrauensleute. Neulich hatte Jürgen eine größere Zahlung zu leisten; der Birmane, der sie in Empfang nehmen sollte, trat ein in einem durchsichtigen, weiß mit Gold durchwirkten Turban. Jürgen schüttete einen Sack mit Rupien aus und sagte: „count them“,**) was der Birmane mit großer Geschwindigkeit tat;

*) „Nimm es, Mama.“

**) „Zähle sie.“

dann nahm er einen Zipfel seines Kopftuches, sammelte das Geld hinein und ging so, den Schatz auf der Schulter tragend, wie Hans im Glück davon.

11. April. Wir sind auf dem Sprunge; die Kulis schleppen ohne Unterlaß Reissäcke ein, und die Mühle mahlt, was sie kann. Leider werden wir Max nicht mitnehmen können; es liegt uns schwer auf der Seele, und als wir zu Röders fuhren und sie baten, ab und zu nach dem Kranken zu sehen, erklärten beide aus einem Munde, sie wollten ihn zu sich ins Haus nehmen und gesund pflegen; „im fremden Lande helfe man einander.“ Indessen ist es Jürgen klar, daß er ihn den Händen des Arztes übergeben muß, der für ihn einzustehen hat; später kann er der Einladung ja noch immer folgen. Uns ist es ein großer Trost, zu wissen, daß man sich seiner annehmen wird.

Es wird täglich heißer und so leid es mir tut fortzugehen, so wünsche ich es schon der Mannschaft und der Steuerleute wegen, die in der Hitze arbeiten müssen. Herr Pauly ißt kaum noch und hat täglich stundenlang unter dem Wellblechdache der godowns zu sitzen, wo jeder vorbeitrabende Kuli ihm ein Stäbchen überreicht; auf diese Art werden die Säcke gezählt. Er beschrieb neulich, wie ärmlich es bei seinen birmanischen Freunden aussähe, die doch zum guten Mittelstand gehören. Der Vater ist Schulmeister, der achtzig Mädchen und hundert Jungen unterrichtet; sie haben nur einen Stuhl und wenig Gerät, aber doch einen goldenen Spucknapf und die Großmutter besitzt einen silbernen und noch eine silberne Dose mit zwei Deckeln, in der sie ihren Betel mit sich führt.

Als ich letzthin an der Fähre gegenüber auf Frau Röder wartete, spielte sich eine bewegte kleine Szene vor mir ab. Es kam ein Junge gelaufen, der eine verwundete Krähe an einen Strick gebunden hatte; die Krähe suchte fortzuliegen, der Knabe hielt sie fest und stürmte mit dem sich sträubenden Vogel über sich auf ein Haus zu, gefolgt von einem kleinen Mädchen und braunen nackten Jungen von etwa sechs Jahren, der springend und lachend Pfeil und Bogen schwang, wie ein sieghafter brauner Amor, und offenbar der glückliche Schütze gewesen war. Aus allen Häusern kamen Kinder gestürzt und liefen jauchzend hinterher und das merkwürdigste war, daß Hunderte von Krähen sich im Nu versammelt hatten und schreiend und kreischend über die Kinderschar hinfliegen, und als der Junge mit der Krähe im Hause verschwand, kreisten sie in Scharen darüber und bedeckten die zunächst stehenden Palmen.

Ein anderes Mal sah ich an eben dieser Fähre eine alte Frau im Wasser kauern und sich übergießen, wobei sie sich unbefangen mit einigen Männern unterhielt. „Das sollte eine alte Frau bei uns tun!“ sagte Frau Röder.

12. April. Heute kam man im Hofe hinter der Mühle, wo ein artesischer Brunnen gebohrt wird, bei 182 Fuß Tiefe auf Wasser. Man will nämlich ein großes Reservoir anlegen zu Trink- und Badewasser für die Kulis, um der Cholera vorzubeugen, denn sie baden nicht allein im Fluß, sondern spülen sich dabei auch den Mund aus.

Während wir gegen Abend die jungen Damen von Bassein besuchten, Fräulein Hopkins, Töchter des Lotsen, kam ein Inder mit einem Bären, den er Kunststücke machen ließ. Das arme Tier hatte ein Stirnband mit Kauri-Muscheln und blutete jämmerlich aus seiner durchringten Schnauze. Fräulein Hopkins ging mitleidig hinunter und stellte ihm selbst eine Schüssel mit Wasser hin, aus welcher er gierig trank. Als sie dem Führer eine kleine Münze geben wollte, rief ihre kleine Nichte eilfertig: „Kitty! Kitty! Gib ihm keinen Anna mehr! Der Kapitän hat ihm eine ganze Rupie zugeworfen!“

Eben war der Doktor da und traf die Vorbereitungen für den Transport des armen Max nach dem Krankenhause, versprach auch auf das lebenswürdigste den Eltern zu schreiben; der Vater ist Pastor in einem märkischen Städtchen.

13. April. Birmanisches Neujahr; die Häuser sind mit bunten Papierflittern geziert, alle Leute geputzt, vor den Türen stehen Blumen und alles spritzt sich mit Wasser, das bringt Glück. Auch zu uns kamen Birmanen mit Wasser in Bronzegefäßen und nachdem sie erst in scheuer Entfernung gestanden hatten, spritzten sie mich säuberlich in den Nacken und Jürgen gab ihnen einige Rupien, worauf sie die Stirn berührten und gingen; so nehmen wir noch birmanische Glückwünsche mit auf den Weg.

15. April. Wir sind unterwegs, und der alte Lotse, Kapitän O'Brien, will dieses mitnehmen. Gestern waren wir früh auf; Jürgen mußte um acht Uhr auf dem Konsulat sein; ich saß währenddessen noch einmal an der festlich geschmückten Pagode und zeichnete. Bald umstand mich eine bescheidene Korona. Als ein Mädchen sich erhob, das ich eben skizzierte, redeten ihr die Umstehenden zu, bis sie sich nochmals niederkauerte und ihren Rosenkranz von neuem betete.

Dann fuhren wir in das Krankenhaus und fanden Max viel besser, zum ersten Male wieder zugänglich und über Hunger und Langeweile klagend, in einem kühlen Zimmer mit gedämpftem Licht.*)

Nun kam der letzte Abschied; heute früh kam noch Herr Mühling, die lieben Röders mit Blumen und drei großen Popeias, eine erquickende melonenartige Frucht, der schöne Dubasch, der von dem langen Fasten ganz matt und elend geworden ist, aber doch noch in Eile eine Katze besorgte und die letzten Bananen und Mangos brachte. Noch einmal wurde das Bad mit süßem Wasser gefüllt, der Lotse kam an Bord, Mr. Hopkins mit dem Schleppdampfer, und um ein Uhr ging es fort — an all den bekannten Plätzen vorbei, an den Schiffen, auf denen man die Flaggen senkte und Hurrah! schrie, an der Röderschen Mühle, wo beide auf der Veranda standen und winkten und unsere Mannschaft in den lauten Ruf ausbrach: „Herr und Frau Röder! hip! hip! hurrah!“ — sie hatten wohl auch gehört, daß sie sich ihres Kameraden annehmen wollen.

Das Wetter ist herrlich, es ist die beste Zeit zum Hinausgehen, aber die Reise wird lang, denn das Schiff neigt sich etwas nach Backbord. Schlagseite nach Steuerbord bedeutet kurze Fahrt.

VII.

Von Bassein nach Geestemünde.

5. Mai — 8. September.

5. Mai. Auf der Linie.

Trotzdem der „Regulus“ stampft und die Mähne schüttelt, will ich doch mein Tagebuch wieder aufnehmen, obwohl Gottlob! nichts vorgefallen ist, das des Erzählens lohnte. Wir sahen abermals Narcondam und Barren Island von weitem, gingen dann bei unruhigem Wetter durch den Zehngradkanal (der auf dem zehnten Grad n. Br. liegt), bekamen ziemlich heftige Böen und hohe Dünung. Zu berichten ist nichts, als daß ich eine Windhose sich bilden sah, die sich aber verzog, anstatt sich zu senken. In den ersten Tagen war die Hitze unerträglich; man war beständig wie aus dem

*) Ich kann hier gleich voranschicken, daß alle, die sich seiner hatten annehmen wollen, ihr Wort überreichlich gehalten haben; Röders nahm ihn zu sich und pflegte ihn, und wir hatten die Freude, ihn nachmals gesund und frisch in Bremerhaven wieder zu sehen.

Wasser gezogen. Seit der böigen Zeit ist das besser, aber die Moskitos sind wir noch immer nicht los.

Schrecklich haben sich auch die Schaben vermehrt, obwohl wir Krieg bis aufs Messer gegen sie führen. Im Waschtisch wimmelten sie zu Tausenden, in der Pantry zu Zehntausenden, aber seit sie ein paar Mal mit kochendem Wasser gebrüht worden sind, haben sie sich etwas vermindert. Nur gut, daß wir von den ganz großen nicht viele haben; auf dem „Richard“, der ein hölzernes Schiff ist, hatten sie fünftausend davon gefangen, und diese Art zernagt alles, mit Vorliebe Oberhemden und Seestiefel. Man fing sie dort in Bierflaschen, in denen man eine Neige gelassen hatte. Durch den Duft verlockt, krochen sie in solchen Massen hinein, daß die letzten mit den Hinterleibern aus dem Halse ragten; der kleine Steward Klaus mußte den Inhalt einer Flasche zählen, und das Ergebnis, mit den übrigen Flaschen multipliziert, war diese enorme Summe. Unsere sind leider nicht so gierig und lassen sich durch eine Neige Bier nicht betören. Jürgen sagt, sie wären so zahlreich, weil der „Regulus“ einen Winter übersprungen hätte; Kälte überleben sie nicht. Denkt Euch mich weichgeschaffene Seele nach Dunkelwerden mordgierig mit einem Pantoffel in die Kammer schleichen, — aber Not bricht Eisen. Ebenso wuchern die ganz kleinen blonden Ameisen, die auch überall sind und zu Tausenden in meiner Keksdose saßen; aber da war ich die schlaudere und ließ den Strick, an dem die Dose hing, mit Petrol bestreichen; das scheint zu helfen.

11. Mai. Himmelfahrt. Bei Tische hörten wir plötzlich ein starkes Rauschen; es kam ein breiter Zug Fische vorüber; man sah die einzelnen nicht, aber die See kochte in Streifen weiß auf.

16. Mai. Vier Wochen unterwegs und noch nicht viel Fortschritt, denn der Wind ist schwach und veränderlich. Abends fauchen ein paar Walfische.

17. Mai. Jürgen harpuniert einen Delphin, wie die Seeleute einen Fisch nennen, dessen Kopf einem umgekehrten Boote gleicht; der Delphin des Arion sah bekanntlich anders aus. Die Mannschaft fängt zehn Bonitos; sie schillerten wunderschön in blau und grün, als sie vorn vor dem Bug spielten. Wenn sie sterben, ändern und vertiefen sich die Farben, die Rückenflosse zeigt dann das intensivste Pfauenblau. — Eine Bark überholte uns und signalte, ihr Chronometer wäre unbrauchbar. Sie kam von Rangoon und geht nach Santos.

Jetzt kommen schon die klaren Farben des Sonnenunterganges wieder, und das Kreuz steht uns alle Abend zu Häupten. Vor dem Schlafengehen trete ich erst in die obere Tür und sehe zu ihm hinauf.

19. Mai. Der Passat ist da, aber angenehm ist er nicht; sehr hohe See, und auch heute, wo die Sonne wieder scheint, sind die Wellen hoch und unregelmäßig und das Schiff rollt. Wir gingen nach vorn, um das Aufschäumen vor dem Bug anzusehen. Da mittschiffs immer Wasser überkam, hatte mich Jürgen hingetragen; um zurück zu gehen, zog ich Schuh und Strümpfe aus, aber als wir halbwegs waren, kam wie abgepaßt eine See über, als schütte man eine Badewanne über unseren Köpfen aus, und wir wurden durch und durch naß. Mein Hut triefte, aber dem schadet zum Glück nichts; Jürgen pflegt sich mit Vorliebe darauf zu setzen und hat eine Nacht darauf geschlafen, ohne daß es ihn merklich verändert hätte. Zwei Seeschwalben sind zu verzeichnen und fliegende Fische.

7. Juni. Die Tage gleiten einem unter den Händen fort. Der Passat ist vorüber, Wind und Dünung unregelmäßig. Die Sau wurde geschlachtet und nachmittags ein Albicour gefangen. Das Herz, das ein Matrose in der Hand hielt, schlug noch lange und erinnerte mich an das Froschherz, das Professor Hugo Kronecker in seiner Matinee künstlich schlagen ließ. Wir haben Isle de France und Madagaskar passiert und sind in einen wärmeren Strom gekommen. 17° R. Es ist nachts so kühl, daß wir die wollenen Decken versuchen. Gegen Abend leichter Regen und ein prachtvoller Mondregenbogen, der erste, den ich in solcher Vollkommenheit gesehen habe.

10. Juni. Der erste Albatros. Drei Ratten haben sich in der Falle gefangen, von der uns in Bremerhaven gesagt wurde, sie wäre unübertrefflich, nur müßte immer eine Ratte drin sein. Daraufhin ließ man zwei über Bord springen und behielt eine, die durch den Verlust des Schwanzes kenntlich war. Carl, der Tierliebhaber, hatte einmal von einem Rattenpaar siebzig gezüchtet, die er dann in Cardiff gut verkaufte, denn Ratten sind in England ein gesuchter Artikel, der Rattenhetzen wegen.

Immer öfter kommt jetzt das Gespräch auf Essen und Trinken; wir lassen uns nichts abgehen, aber ganz unvermittelt fallen einem gute Dinge ein, die man wohl essen möchte; ich sehe oft plötzlich ein Stück Torte vor mir oder ein saftiges Schnitzel mit Ei, gekreuzten Sardellen und

einem Scheibchen Zitrone, die Herren ein großes kühles Glas Bier und streiten lebhaft, wo es am besten zu haben ist.

12. Juni. Gestern vexierte uns ein Wolkenstreifen, so daß wir fast dachten, die Chronometer wären in Unordnung und wir sähen bereits die afrikanische Küste. Heute sind wir mit munterer Brise darauf zu gefahren, so daß bei Nacht der Kurs vorsichtig von Land abgeht.

Die Ratte, die wir für ein ganz junges Tier hielten, hat uns mit vier Kleinen beschenkt, und gerade gestern gab ihr Jürgen ein paar Stückchen Segeltuch, um sich ein Nest zu machen; wie muß ihr das zu statten gekommen sein! Ich gratulierte heute morgen, fand aber die kleinen Ratten, obwohl ich sie in Gegenwart der Mutter natürlich bewunderte, nicht halb so hübsch wie damals in unserem Küchenschrank die kleinen Mäuse.

14. Juni. Gestern ein idealer Tag, wie der schönste Septembertag bei uns, die See spiegelglatt, die Luft weich und kühl und warmer Sonnenschein, dabei fiel das Barometer stetig und der Wind wurde gegen Abend unbeständig. Indessen war alles schön und ruhig und Jürgen legte sich um acht Uhr hin, weil er um zwölf Uhr selbst die Wache nehmen wollte; ich war im Begriff ein gleiches zu tun, als im Handumdrehen ein furchtbarer Sturm heranbrauste. In wenigen Sekunden waren die neuen Segel zerfetzt; es war schrecklich zu sehen und die Leute in diesem Unwetter arbeiten zu hören. Ich stand angestemmt in der Kammer auf dem Sofa und blickte durch das Fensterchen; bei jedem Blitze sah ich die zerschlitzten Segel peitschen und hörte das Flappen, Rattern und Klatschen. Als das Schlimmste vorbei war, fing die See an aufzulaufen, und die ganze Nacht und noch heute rollt das Schiff, daß man sich festhalten und die Teller beim Essen balanzieren muß.

Jetzt hat sich der Wind etwas gelegt und die See scheint sich zu beruhigen. Leider erfuhr ich erst heute, daß gestern St. Elmsfeuer zu sehen gewesen wären.

Herr Pauly hörte die Unterhaltung zweier Matrosen über das gestrige Unwetter mit an und die Theorie des „roten Hermann“ über den Sturm: „Von Norden kommt der poison (engl. ausgesprochen) und von Süden der köhle Wind. Da muß es doch blitzen, es kann ja gar nicht anders!“ Die Ratte hat das Segeltuch zerpupft und sich ein rundes Nest gemacht, in dem sie sitzt, wie ein Vogel.

15. Juni. Afrika! Nach Tisch hörte ich die Leute rufen, und gleich darauf meldete der Steuermann: „Land!“ Es war ein langer Streif, aber erst als die Sonne unterging,

sah man den Gebirgszug dahinter mit den charakteristischen Hochebenen und Zacken. Die Farben waren heute merkwürdig; die See stahlblau-grünlich, die Gebirge dunkelviolett gegen den roten Abendhimmel, dann die übliche Skala bis ins dunkelblau und ganz niedrig im grünlichen Blau der junge Mond, erst anderthalb Tage alt, wie ein Silberstrich. Schon den ganzen Tag fiel mir die besondere Schönheit und Durchsichtigkeit des Himmelblaus auf. Die See ist grünlich und trübe, zeigt die Nähe des Landes, eine Menge Vögel begleiten das Schiff, darunter die reizenden Kaptauben.

Der Schaden mit den Segeln ist nicht so groß, wie er schien; sie können zum Teil ergänzt werden. Der Segelmacher hat immer zu tun; seit die Ladung im Schiff ist und er nicht mehr Raum im Zwischendeck hat, sitzt er mit seiner Bank an Deck, die Nadeln hat er in einem Horn, das mit Talg gefüllt ist, schön geziert mit seinem Namenszug und eingeritzten Ornamenten.

Der Periquito ist nun auch tot; er schlüpfte aus dem Bauer, als ihm der Steward das Futter brachte und der Wind führte ihn gleich über Bord; wir haben also kein Haustier mehr als die Ratte.

18. Juni. Herrlicher, blauer Tag; ich roch wieder einen eigentümlichen Geruch, der mir schon mehrmals auffiel, und da Land in Sicht ist, wird es wohl keine Täuschung sein. Leider fiel das Barometer wieder stetig. Diesmal dauerte es bis Mitternacht, ehe der Sturm losbrach; auch tat er zum Glück keinen Schaden. Das heftige Schwanken Tag und Nacht ist sehr lästig; mir tun die Rückenmuskeln weh von dem ununterbrochenen Anstemmen. Eben habe ich lange in der Hintertür gestanden und einen Viermaster angesehen, der so nahe kam, daß ich meinte, die Leute darauf zu unterscheiden. Herrlich rollten die dunkelblauen Wellen unter uns durch, der Wind fegte den Schaum in Staubwolken von den Kämmen und Regenbogenschleier flatterten durch die Luft. Die Wellen steigen hoch über das Schiff, aber es liegt so schräg, daß man die Höhe wohl überschätzt.

Merkwürdig sind mir die klugen kleinen Menschen-Ameisen doch, die sich blecherne Nußschalen machen, Spinnweben aufhängen, dann etwa zu zwanzig hineingehen und ihren Weg über das Weltmeer nehmen, um mit Reiskörnern beladen wieder zu kommen. Es geht ja alles natürlich zu, aber jedes Mal, wenn ich vorn stehe und das unendliche Blau sich vor mir ausbreitet, in das man hineinstürmt, ist es mir von neuem erstaunlich, wie das Schiff so gerade und stetig seinen Weg macht durch die endlose Oede.

„Nichts ist dumpfen Gemütern
Träumender Herden wunderbar,
Aber mir ist am Ende
Alles auf Erden wunderbar“ —

sagt Hafis.

20. Juni. Das beste der Schweinchen hat sich bei dem letzten Sturm so verletzt, daß es hat — hier kommt ein Walfisch, schnauft und zeigt im Mondschein seinen schwarzen Rücken — geschlachtet werden müssen. Es ist zwar ein leckerer Bissen, aber schade ist es um das gute Säulein. Ferner ist Bericht zu tun, daß die Ratte ihre vier Kinder mit Haut und Schwänzchen selbst gefressen hat, Haare hatten sie noch nicht.

21. Juni. Wir kauften in Singapore eine Kiste kalifornisches Obst in Blechdosen, das sehr gut ist, groß und saftig. Es soll auch eingekochte Mangosteens geben; Jürgen sagt aber, sie schmeckten wie Zuckerwasser und in der Tat ist das Aroma so zart und die Frucht so weich, daß sie unmöglich das Sieden vertragen kann, ebensowenig eignet sich die Mango dazu.

Ihr fragt wiederholt, ob das tropische Obst dem unseren überlegen wäre, und welchem ich den Vorzug gäbe? Meine Erfahrung ist freilich beschränkt, das Paradies der Früchte, Java, habe ich leider nicht kennen gelernt. Daß Bananen und Mangos unter sich so verschieden sein können wie Birnen oder Äpfel, habe ich öfter bemerkt, — meiner Meinung nach gebührt indessen unserem Obst bei weitem der Vorzug, sowohl was Mannigfaltigkeit und Geschmack betrifft, als auch das Aussehen. Im allgemeinen sind die Früchte der Tropen übergroß, grün und dickschalig, zum Schutz eingerichtet, nicht wie bei uns zum Anreiz. Ein Körbchen saftiger Trauben, ein Baum voll glänzender Kirschen, ein Büschel durchscheinender Johannisbeeren, die Pfirsich mit ihrer samtigen Haut und zarten Farbe und ihrem unvergleichlichen Duft — wie ist das alles schon an und für sich erfreulich und verlockend, aber aus indischen Früchten läßt sich kein Stilleben zusammenstellen, das für das Auge anziehend wäre, ich habe es umsonst versucht.

22. Juni. Unser Kumpan, der Viermaster, kam uns so nahe, daß man mit einander hätte sprechen können, wenn Wind und Wellen nicht alles übertäubten, es war auch schon fast dunkel, als er vorüberglitt. Trotzdem brüllte er uns freundschaftlich an, Jürgen schrie auf gut Glück zurück: „Regulus!“ Er antwortete: „Pyrenäus!“ und man glitt auseinander.

Ihr müßt wissen, daß ein starker, warmer Strom von Nordosten um die Südspitze von Afrika herumgeht. Leider aber stürmt es um diese Jahreszeit meist aus Süd und West und da läuft natürlicherweise die See auf. An der Küste entlang ist es ruhiger, dort kommt einem aber ein kälterer Strom aus Westen entgegen und das Schiff läuft nun, je nach Wind und Strömung, bald der Küste zu, bald wieder ab, bald setzt es der Strom ein gutes Stück weiter, wenn wenig Wind ist, bald macht man in 24 Stunden gar keinen Weg und geschaukelt wird man wie ein Würfel im Becher. Aber schön ist es doch, wenn die dunkelgrauen Wellen heranschwellen, mit gründurchleuchteten Kämmen sich förmlich bäumen und die weißen Mähnen schütteln, und wenn es eben aussieht, als müßten sie über das Schiff brechen, beugen sie den Nacken und man gleitet darüber fort. Schön ist es, wenn die Sonne sinkt und die obersten Säume wie in Flammen stehen und die Seeschwalben und Kaptauben darüber schweben.

Ich träumte heute, ich käme nach langer Eisenbahnfahrt nach Hause und man hätte mir eine große Weintraube in das Zimmer gestellt; eben da ich sie kosten wollte, wachte ich auf. „Ja,“ sagte Herr König, „das Essen im Traum ist doch nichts Rechtes; entweder man hat nicht genug oder so viel, daß man es nicht zwingen kann oder man kommt gar nicht zum Genuß.“ „O,“ sagte Herr Pauly, „eben jetzt, vor noch nicht vierzehn Tagen, träumte ich, ich tränke Bier — es war famos!“ —

Die Ratte ist infolge von Gewissensbissen tiefsinnig geworden, sie hat sich in Werg und Watte vergraben und scheut den Blick des Menschen. Sonst nichts Neues vor Afrika.

27. Juni. Land! Eben lichtet sich der Nebel und in leichtem Grau heben sich ungeheure Berge gegen Norden ab. Wir hatten wenig Wind gehabt und der Strom setzte uns weit nach Süden bis über die Bank von Agulhas hinaus; aber das Wetter hielt sich und so trieben wir wieder nordwestlich. Endlich, heute um Mitternacht, meldete der Steuermann das Leuchtfeuer von Agulhas. Ein Schiff kam uns nach und signalisierte. Es ist der „Carnavonshire“ von Rangoon nach Falmouth; es hat 83 Tage gebraucht, wir 71.

Nein, es war nicht, wie ich glaubte, die südlichste Spitze von Afrika, Kap Agulhas, das mit so weisem Bedacht gerade auf den 20. Grad gelegt ist, sondern das Kap der guten Hoffnung höchstselbst. Südlich von Kapstadt liegt eine große Bucht, False-Bay, kenntlich an einem steilen, fast

überhängenden Kap, Hangclip, weiter vorauf ist das Kap der guten Hoffnung, auf dessen vorderstem Ausläufer der Leuchtturm steht, dahinter hohe Bergketten. Leider war es neblig; wir waren fast den ganzen Tag auf Deck und ich sah wenigstens die Formen der Berge mit den charakteristischen Abflachungen und endlich auch im leichtesten Umriß im Hintergrunde den breiten mächtigen Tafelberg. Die See war sehr bewegt und dunkelgrau, der Himmel bezogen und die fernen Berge leicht blaugrün, als die Sonne hervorbrach und herrlich unterging. Das Schiff von heute überholte uns, es schien sich erst in False-Bay zu verirren, kam aber zurück und lief in einem goldenen Nebel vor uns her.

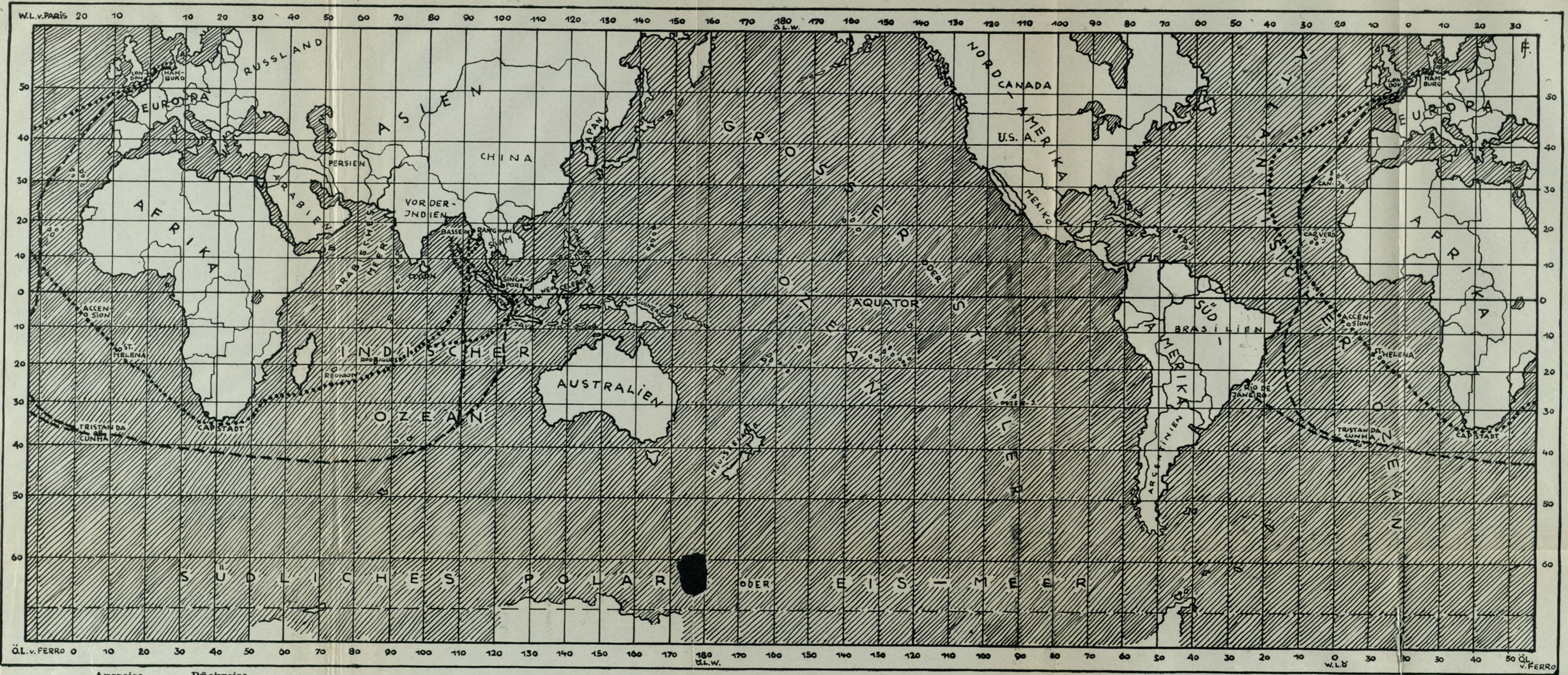
28. Juni. Wir haben glücklich den 30. Grad erreicht, also die Umsegelung des Kaps, die vom 30. Grad der Ost- bis zum 30. Grad der Westseite gerechnet wird, glücklich überstanden und sind nun aus der Region der schlimmsten Stürme heraus. Afrika mit all seinen Löwen, Diamanten, Elefanten und Kaffern liegt hinter uns und es geht mit dem kalten Nordstrom, Wind und Wellen im Rücken, direkt auf St. Helena zu.

29. Juni. Frische Brise, wir schießen entlang mit acht Meilen die Stunde unter hellem Mond und glänzendem Kreuz. Man fühlt sich schon halb zu Haus, da man wieder im Atlantischen Ozean ist.

Große Stücke Kelp treiben vorüber; es soll auf dem Meeresgrunde wachsen und losgerissen treiben; es sieht aus wie lange, armdicke Gummischläuche, mit Wurzeln und Bändern an den Enden.

3. Juli. Wir liegen im Sonnenschein über der Brüstung, beobachten Quallen und allerhand qualliges Gewächs und füttern die Kaptauben, die unglaublich ungeschickt sind, die zugeworfenen Speckstückchen zu sehen und zu holen, wenn es nicht schlaue Berechnung ist, um den anderen den guten Bissen nicht zu verraten. Sonnenuntergang wundervoll, See rosa und blau changeant. Leider kein Wind; wir sind in den „Roßbreiten“, horse latitudes, so genannt, weil ein portugiesisches Schiff zu den Zeiten, wo die Luft- und Meeresströmungen noch nicht bekannt waren, auf seiner Fahrt nach Rio de Janeiro in diese Region der „Stillten“ geriet und dadurch so lange aufgehalten wurde, daß es seine Ladung Pferde, für die das Futter ausging, über Bord werfen mußte.

5. Juli. Drei Mitsgler; eine Bark überholte uns gestern, heute holte uns ein Viermaster ein und signalisierte; er kommt von Rangoon, geht nach Falmouth und ist 88 Tage unterwegs. Er wollte unsere Länge, die mit seiner Berech-



nung um eine Minute differierte. Der Passat hat eingesetzt, aber nicht sehr stetig, und da er „platt von achter“ kommt, hat man dem „Regulus“ rechts und links noch zwei „Vatermörder“ angebunden, dreieckige kleine Leeseegel; die Matrosen nennen umgekehrt die Halskragen Leeseegel. „Er hat Leeseegel im Top,“ wenn einer sich „schön“ gemacht hat.

7. Juli. Gestern kamen wir über den „Wendebock des Steines“, wie der Doktor auf der „Baltimore“ sagte, und sind also in der heißen Zone, spüren aber noch nichts davon. Dieses ist, der Windstillen wegen, der schlechteste Monat zum Passieren der Linie; wenn wir also länger, als man hofft, ausbleiben, so denkt, daß es normal ist.

St. Helena. Ich schließe dies in Eile, es kommt ein Boot. —

14. Juli. Nördlich von St. Helena. Ich habe ein Gefühl wie nach einer langen Reise, einem rauschenden Fest oder sonst einem großen Ereignis und kann mich noch gar nicht in das gewohnte Gleis zurückfinden. Hoffentlich bekommt Ihr unsere Briefe; wir gaben zwei von uns auf und siebzehn von der Mannschaft; jedenfalls erhaltet Ihr die telegraphische Nachricht. Gestern abend also ging es, wie gesagt, mit vorsichtig verkleinerten Segeln auf St. Helena zu, und als der Tag graute, wurde Jürgen geweckt und eilte hinauf. Ich konnte es vor Unruhe und Neugier auch nicht mehr aushalten, nahm den Staubmantel um und sah hinaus — da lag es groß, hoch und grau, Wolkenschatten und Sonnenblicke spielten darüber hin und bedeckten und beleuchteten bald eine Bergzacke, bald einen Absturz. Da wir von Südost kamen, sahen wir die großartigste und zerrissenste Seite der Insel. Um diese Zeit kam vor Jahren Darwin hier an; wie müssen seine geologischen Augen sich an diesen Gebirgsformen geweidet haben! Ich hatte St. Helena in der Segelanweisung nachgelesen; diese sagt, unter anderen Eigentümlichkeiten habe es eine Leiter von 600 Fuß und Vulkane, die man nicht finden könne; Darwin spricht von einem weiten Felshalbrund, nach außen gebogen, das er für die Hälfte eines eingesunkenen Kraters ansieht; man erkennt die Stelle sehr gut, wenn man darauf achtet. Wenn es je eine natürliche Festung gab, so ist es diese; rings herum fallen die Massen fast senkrecht ins Meer, nur von schmalen Schründen und Klüften durchfurcht, nirgends sieht man Strand, wohl aber tief ausgewaschene Höhlen, in denen die Brandung donnert und schäumt; steinige Bergkuppen mit spärlichen Bäumen, meist in einer Windrichtung gewachsen, gucken aus dem Innern vor. Wo unten eine kleine

Schlucht ausläuft, ist eine Mauer gezogen und an den Vorsprüngen darüber kleben kleine Forts mit Schießscharten an den Felsen wie die Steinnestchen der Schlupfwespe. Herr Pauly erzählte, die Leute, die natürlich einen Handel mit St. Helena-Erinnerungen treiben, nennen diese kurzweg „Napoleons“; sie verkaufen sogar Erde von seinem Grabe und Jürgen erinnerte sich eines alten Mulatten, der sein Grünzeug mit tragischem Augenaufschlag anbot: „from Napoleons grave!“*) Sie mögen ihn für eine Art von Heiligen ansehen, und unwillkürlich beschäftigt sich die Phantasie immer wieder mit ihm und geht den Eindrücken nach, mit denen er, dessen Ehrgeiz von einem Weltreich träumte, die Blicke über diese abstürzenden Felsengrate schweifen ließ, von denen kein Entrinnen möglich war.

Als wir um die Nordseite bogen, sahen wir Jamestown am unteren Ausgang einer schmalen Schlucht, in der es sich weit hinaufzieht; unten stattliche Häuser und eine kleine graue Kirche mit spitzem Turm, an den Berghängen Zickzackwege und von unten nach dem Fort oben eine fast senkrechte Linie, die wir für eine Wasserleitung hielten, bis wir hörten, das wäre die berühmte Leiter von siebenhundert Sprossen. „Für die Soldaten“, erläuterte einer der Bootleute, als ob diese eine besonders auf das Klettern eingerichtete Sorte Menschen wären. Trotz der sehr hohen Wellen waren drei Boote herangekommen. Des ersten Bootsmanns erinnerte sich Jürgen von früher; er hatte nur eine Hand, die andere hatte er durch einen Unfall eingebüßt. Er brachte Kartoffeln und Makrelen und versprach, noch Brot zu bringen. Es lagen zwei Viermaster und eine Bark vor Anker, die wohl Wasser einnehmen wollten, andere Schiffe sahen wir in der Ferne kommen. Natürlich brachten wir die Gucker kaum von den Augen; wir hatten beigedreht und gingen ganz langsam an der kleinen Stadt und der Küste entlang. Zwischen den Felsen sah man grüne und bewaldete Abhänge mit vielen weißen Häuschen, hoch oben sogar Felder und auf einem kahlen Bergrücken, der ins Meer abfiel, ein einzelnes weißes Haus inmitten einer weiten grünen Umzäunung; ich dachte mir, wie schrecklich es für eine Familie sein müßte, dort zu leben, in steter Angst, die Kinder könnten beim Umherlaufen hinunterfallen. „Die Kinder kommen schon mit Ziegenfüßen auf die Welt,“ beruhigte Jürgen. Im ganzen machen die vielen Ansiedelungen einen aufblühenden Eindruck. Die Segelanweisung lobt die wilde

*) „Von Napoleons Grab“!

Schönheit der Landschaft und die Anmut der Hochtäler, „wo wilde Rosen und Geranien ihre Düfte mischen,“ Darwin dagegen sagt, die meist eingeführte Flora, vorzüglich die schottische Fichte, gäbe der Landschaft etwas Ernstes, Welches, wozu das feuchte Höhenklima und der Ginster auf den Berghängen das ihrige beitrügen. Ich habe diesen Eindruck nicht gehabt, da ich in den kleinen Stadtgärten Bananen und Palmen unterschied.

Inzwischen kam das Boot zurück und brachte Brot, Mehl, Eier und eine Traube herrlicher großer gelber Bananen, auch ein Körbchen voll weißer Calla und grüner Cedernzweige für mich. Drei Damen, Töchter des Apothekers, der zugleich Arzt ist, haben die liebenswürdige Gewohnheit, den Schiffen, auf denen sich eine Frau befindet, Blumen zu schicken. „Leider hätten sie eben nichts anderes gehabt,“ entschuldigte noch obenein der Bootsmann, Sonnabend bekämen sie von ihren Freundinnen aus dem Innern wieder Blumen, dann hätten sie mehr schicken können. Ich war schon ganz glücklich über diese — mit neunzehn Callablüten auf einmal dünkt man sich unbegreiflich üppig; sie dufteten aber nicht so stark wie die bei uns gezogenen. Natürlich kauften wir auch einige „Napoleons“, dann aber ging es fort, Wolken und Nebel umzogen die Insel, und als wir zu Tische die neuen Kartoffeln versuchten, war St. Helena längst versunken und gehörte zu den übrigen Märchenbildern.

15. Juli. Wir vertieften uns in das Paket Zeitungen, Times u. Standard, die uns die Herren Salomon Hogg & Co. artigerweise geschickt hatten und ersahen mit Vergnügen, daß zu Hause alles beim alten geblieben ist.

Frische Brise, sehr hohe Dünung und Regenschauer. Die Leute schrapen das Deck, denn nun fängt das große Reinmachen für den Hafen schon an. Rahen, Masten, Ketten, Taue usw. sind schon fertig gemalt.

16. Juli. Frischer Passat, hohe blaue Hügel, fliegende Fische. Ich vergaß anzumerken, daß wir vor St. Helena noch eine Kaptabe sahen, eine große Merkwürdigkeit so weit nach Norden; sie hatte ein hängendes Beinchen und mochte sich wohl verfliegen haben.

17. Juli. A s c e n s i o n, einer der stärksten Eindrücke, die ich noch auf der Reise gehabt habe. Es hob sich zunächst in der „diesigen“ Luft der fliederfarbene Umriß einer Felseninsel mit hoher Spitze aus gleichfarbigem Meer gegen einen wolkigen Himmel von derselben Färbung. Als wir näher kamen, sah man im Vordergrund die weiß und schwarze

Statue einer Nonne und ein Ringerpaar aus grauem Stein. Die Nonne ging nach und nach auseinander, ihr Schleier mochte wohl von den Seevögeln herrühren, die sie in Scharen umkreisten; der Stein erwies sich als der South Pyramid-Felsen. Die See war sehr bewegt, zu den hohen Wellen kam in der Nähe des Eilandes eine enorme Dünung, und als wir vorübergingen, brach die Sonne durch und vor uns lag ein Landschaftsbild von überwältigender Großartigkeit und Eigenart. In der überraschendsten Mannigfaltigkeit türmten sich Fels- und Bergkegel über- und hintereinander, vom gleichmäßigsten Kaffeebraun, Schwarzbraun, Goldbraun, Rot und Rotbraun, mit grauen, schwarzen und lila Schatten mannigfach getönt; einige glichen an Form und Farbe genau riesenhaften, frisch aufgeworfenen Maulwurfshäufen; wie aus einem Kranz hob sich in ihrer Mitte die hohe Spitze des Green Mount heraus, ein heller Felsstock mit vielen Schluchten und stellenweisem Grün, das sich durch das Glas in Wald auflöste. Auf all diesem spielten Sonnenlichter hin und her; mit den satten Farben der Vorberge kontrastierte das weiche Lila und die gelben Flächen des Green Mount wie ein Hummelsches Gebirgsaquarell. Es war wundervoll, und gegen die unteren Felsmauern donnerte eine Brandung, wie ich noch keine sah; haushoch prallten die Wellen gegen die Felsen, stoben in Schaummassen in die Höhe und zogen als Wolken davon. Das Donnern über-tönte das Rauschen der Wellen um uns her. Wir kamen mit frischer Brise entlang und das Bild änderte sich beständig und sehr schnell; die Spitze, auf der das Stationsgebäude steht, erschien bald, bald schob sie sich wieder zurück. Auf unser Signal bekamen wir die Antwort, daß sie verstanden hätten und uns rapportieren würden.

Jürgen sagt, nicht haushoch, sondern turmhoch sei die Brandung, wo der Südostpassat die Wassermassen des freien Ozeans gegen die Klippen jagt. Wenn ein Schiff, wie das unsere, in diese Brandung käme, würde es ein mal in die Höhe geschleudert und dann zerschellt sein. — Herr Pauly erzählt von einem alten Schiff, das die Kosten des Abtragens nicht gedeckt hätte und das man an der spanischen Küste in die Brandung treiben ließ; das hätte man so zerschellen sehen und die Trümmer seien dann am Strande gesammelt worden. Uebrigens gibt es doch einen Baum in der meilenweiten Felsöde von Ascension, eine einzige sturmgepeitschte Palme auf dürrem Felsenstrand — es war so offenbar die Heinesche Palme, als hätte er sie persönlich gekannt. Herr Pauly entdeckte sie zuerst, bald aber hob sie

sich klar gegen den Himmel ab und einer nach dem anderen zitierte die Heineschen Verse.

Wir gingen an der Südseite vorüber und als wir um eine Ecke bogen, lag plötzlich ein großes, weiß und graues Lava- oder vielmehr Schlackenfeld vor uns, das sich zu den Felsen hinauf und zur See hinunter zog, und zwischen den schwarzen Blöcken und Spitzen kochte und brandete die See. Solcher Felder sahen wir mehrere, einige Streifen weißen Sandes hatten sich vorn abgelagert. Dort legen die Schildkröten ihre Eier ab, um dann, wenn sie in dem frohen Bewußtsein wohlerfüllter Pflicht ins Meer zurückwatscheln, tückisch auf den Rücken gedreht zu werden. An einer solchen Sandbucht stand das einzige kleine Haus, das weit und breit zu sehen war und das wahrscheinlich den Schildkrötenleuten zu zeitweiliger Unterkunft dient.

Bald lag Georgetown vor uns; kahle reizlose Häuser am Strande, wo der Wind nicht hintrifft, und die See nicht aufschäumt, denn es weht das ganze Jahr hindurch der Südost-Passat und Georgetown liegt auf der Nordwestseite — aber kein Baum, kein Strauch war zu sehen. Es sollen, wie in allen englischen Kolonien, vortreffliche Wege in das Innere führen, wo es auch fruchtbare Hochtäler gibt, die den in Indien und Afrika Erkrankten als klimatische Kurorte empfohlen werden.

18. Juli. Die Wärme hat eine neue Plage gezeitigt; aus der offenen Luke steigt ununterbrochen eine Wolke kleiner schwarzer Reiskäfer, die zu Tausenden alles bekrabbeln, einem in Teller, Mund und Augen fliegen. Sie springen zum Glück nicht und beißen wenig, aber sind so fett, daß jeder, der zwischen die Seiten eines Buches oder Papiers gerät, einen Fleck hinterläßt. Das Deck sieht aus, wie mit Fett bestäubt. Indessen ist nichts dagegen zu tun; sie leben im Reis und arbeiten sich durch die Säcke. Jürgen hat manchmal händevoll den Hühnern vorgeworfen, die sie mit Vergnügen und Nutzen gefressen haben. Er verlangt, ich solle auch der Fische Erwähnung tun, die bei Ascension wimmeln; er hatte vorsorglich Schleppangeln zurecht gemacht und uns soviel von früherem reichen Fang erzählt, daß wir uns schon auf die leckeren Gerichte freuten; natürlich war es ihm sehr empfindlich, daß diesmal nichts anbiß; einmal zuckte die Angel, aber wie schon so oft, schwamm der Fisch mit dem Haken davon. Der ergiebigste Fischgrund lag schon hinter uns und eben hatte Jürgen gesagt: „Jetzt gebe ich es auf,“ als ein großer Fisch an der Angel in die Höhe schnellte, und kaum war er oben, ein schönes, feines Tier,

so bitten noch zwei, und obwohl der eine entkam, wurde doch der andere glücklich harpuniert und heraufgezogen; er wog 54 Pfund.

Leider verzehrten wir schon die letzte Banane; sie waren vortrefflich und dufteten wie Melonen.

20. Juli. Es wird heiß; + 24° R. See blau, Passat stetig. Heftiges Reinmachen. Schrapen und ausgegossene Eimer überall.

23. Juli. Wir passieren die Linie. Da kein Neuling mehr an Bord ist, geht der große Akt ohne Sang und Klang vorüber.

31. Juli. Drei große gelbe Libellen spielen um das Schiff, die von den Kapverdischen Inseln, als dem nächsten Lande, sein müssen; sie flogen kräftig wie Schwalben im Zickzack und fingen Reiskäfer; über 300 Meilen mußten sie gemacht haben. Mehrere Schiffe in Sicht, ein großer Dampfer, der nach Bahia geht. Eine große Bark signalt; sie kommt von Sidney, geht nach London und verlangt unsere Länge. Wer weiß, was sie bei Kap Horn für Wetter gehabt hat, so daß sie ihre Chronometer nicht hat berichtigen können. Noch eine Bark kommt in Sicht, die ihren weißen Segeln nach amerikanisch sein muß. Dort führt man baumwollene Segel, die neu hübsch aussehen, aber schwer wie ein Brett zu hantieren sind, und kommen sie erst ins Reißen, so ist es natürlich vorbei, wie mit baumwollener Wäsche, während hanfenes Segel- und Tauwerk immer einen bedeutenden Wert behält.

4. August. Die Leute machen Drachen und lassen sie steigen; einer belustigt uns lange durch seine lebhaften Bewegungen in dem starken Winde, bis auch er endlich ins Wasser fällt. Gestern ließ sich ein Hai sehen, aber die Haiangel wurde umsonst ausgehängt; heute zuckte sie und mit dem Rufe: „Fisch an der Lin!“ stürzte man von allen Seiten nach hinten, wo Jürgen in froher Erwartung schon die Leine einholte und zu allgemeiner Erheiterung den verlorenen Drachen heraufbrachte. Morgen passieren wir wohl die Sonne. Dann steht sie wieder im Süden und wir kommen aus dem Frühling in den Herbst.

5. August. Der herrlichste Tag, die See blau und bewegt, Sonnenschein, das Schiff schaukelt in dem frischen Passat und die Luft ist mild und kühl. Es ist kaum glaublich, daß wir auf der Breite von St. Vincent sind, beinahe um dieselbe Zeit wie voriges Jahr; wie litten wir damals von der Hitze auf der „Baltimore“, — wir hatten den Passat im Rücken, das macht den Unterschied.

Heute abend fabrizierte Jürgen eine Austernsuppe, die großen Anklang fand. Das Prinzip war einfach, er ließ die eingemachten Austern in ihrer Brühe kochen und tat Pfeffer, Salz, Zitronensäure und Worcestersauce „nach Bedarf“ hinzu und soviel Lorbeerblätter, daß schon ein recht bedeutendes Verdienst eine Krone davon hätte haben können.

Jetzt riecht das ganze Schiff wie ein Atelier, denn es wird geölt und gemalt, daß man seines Kleides nirgends sicher ist.

7. August. Frischer Passat, alles blau, das Schiff stampft fröhlich entlang; man sollte meinen, Jürgen müßte zufrieden sein, aber weit gefehlt; er geht unruhig auf und nieder, wirft mißtrauische Blicke zum Flögel hinauf und bewacht den Wind, ob er auch bleibt und nicht etwa flau wird, oder er sitzt unten über den Karten und Büchern — wenn alles gut geht, können wir in drei Wochen in Falmouth sein.

10. August. Heute vor einem Jahr fuhr ich von Bremen ab. — Es sieht nicht aus, als kämen wir bald heim, es ist flau; wir schaukeln in der sanftesten Dünung und gehen eben nur noch durch das Wasser. Wir sind jetzt in der Sargasso-See; Sargasso ist Seetang; feingefiedert und rotbraun durchleuchtet, schwimmt es in Menge auf dem tiefblauen Wasser.

Einer der Matrosen kommt heute zu mir: „Sie waren so freundlich, uns Ihren Katalog zu geben, ich wollte um den Xenophon bitten,“ — die Uebersetzung natürlich.

Es wird mit Macht geölt und gemalt und immer von frischem geseift und geschrappt. Der Steward seift und streicht die Pantry und Kajüte; dabei wird eine Razzia auf die Schaben gehalten. Die kleinen Ameisen, die nach Vanille riechen, vermehren sich wieder; ich kann meine Cakesdose nicht mehr vor ihnen bergen; ich rieb sie über und über mit Petrol ein; wickelte sie in Papier, hängte sie an petrolierten Stricken an die Decke, alles war umsonst; jetzt habe ich noch den Nagel mit Petrol bestrichen und das scheint zu helfen.

12. August. Jürgen weckt mich aus meinem Morgenschlaf durch die Meldung, ein Dampfer wäre in Sicht, er habe signalisiert und nun käme er an. So schnell ich konnte, eilte ich hinauf. Der Dampfer, ein großes, breites Ding mit rundem Vorderteil, kam direkt auf uns zu; Jürgen bat um seine Länge, die der Dampfer an ein schwarzes Brett schrieb und uns zeigte: 28.40. Er kam so nah, daß man sich anrufen

konnte, Hüteschwenken und artiges Brüllen von beiden Seiten und fort war er. Als nun Jürgen die Länge näher ansah, erklärte er sie für unmöglich. Der Dampfer müßte sich verschrieben oder die Breite angegeben haben, was aber sozusagen unbegreiflich wäre, denn darüber würde man hier nicht im Zweifel sein. Indem begann der Dampfer zu pfeifen und wirklich drehte er, kam zurück, hatte den Fehler bemerkt und berichtigt und schrie es uns noch zum Ueberfluß zu — es war uns allen leid, daß er es sich so viel kosten ließ; er ist englisch, der „St. Clears“, nach Mexiko unterwegs.

Ich habe mir eine Nachttasche aus Segeltuch gemacht und mit einem letzten Stückchen roten Inletts eingefast, wobei Jürgen nicht ermangelte, zu zitieren: „Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Rot.“

14. August. Meeresstille und also keine glückliche Fahrt. Der Himmel ist nun wieder der nördliche, mit Sternen übersäte, die Sternbilder, die im Süden „auf dem Kopfe stehen“ und fremd scheinen, haben wieder ihr gewohntes Ansehen. Der Mond nimmt wieder mit dem Gesicht nach links zu und liegt nicht mehr abends auf dem Rücken und morgens auf den Hörnern wie eine ausgegossene Schale. Das Kreuz ist versunken.

Neulich rief mich Jürgen nachts, um einen großen Viermaster zu sehen, der ganz nahe vorüberkam. Das mächtige Schiff sah herrlich aus, wie es so unter all seinen Segeln in der stillen Nacht langsam seine Bahn zog.

19. August. Wir müssen jetzt mit dem Petrol sparen und brennen nachts keines mehr.

Eine Menge Schiffe, heute früh zehn, die alle nach Norden streben.

22. August. Hohe See. Ich saß auf dem oberen Deck und konnte mich nicht satt sehen; ich hatte die Wellenkämme in Augenhöhe und der Schaum flog hoch über Bugspriet und Back.

27. August. Die Meerfarbe ist entschieden schon grünlich und das Wasser voller Quallen, wahre Monstra; geringelte Schlangen, armdick mit Fühlern, gelbbraune Ringel von der Länge eines Fingers bis zu der Größe von mehreren Fuß, greulich fleischfarbene Gallertgeschöpfe, gigantischen Engerlingen vergleichbar, Wulste mit Stengeln und Trompeten; einmal trieben vier aneinander gewachsene Kruken aus Milchglas vorbei mit orange Mäulern. Es sah manchmal genau aus, wie recht zerfetzte Fleischfasern unter dem Mikroskop, in das Riesenhafte vergrößert. Ich hätte gern

einiges näher gesehen, aber sie lassen sich nicht unversehrt aufziehen, sondern laufen in schleimigen Fäden durch die Maschen des Kätschers.

30. August. Sehr hohe See, konträrer Wind. Morgens ein Dampfer, Jürgen läßt die Flagge aufziehen in der Hoffnung, reported zu werden. Der Dampfer muß ein altes Ding sein, er kommt gar nicht vorbei und weiter voraus scheint eine losgerissene Bake zu treiben. Plötzlich sagt Jürgen: „Es ist ein Kabelschiff!“ und nun sah man auch die Rolle unter dem Heck und noch eine auf dem Hinterdeck, das tief einsank; vorn stieg es hoch heraus und ging so langsam, daß man die Bewegung kaum wahrnehmen konnte; es brachte wohl ein zerrissenes Kabel in Ordnung. Ich gedachte des „Faraday“, und vor meinem geistigen Auge stand jene Sitzung der Berliner Akademie, in der Werner Siemens zum ersten Male seinen Platz in der Reihe der Unsterblichen einnahm. „Deine Kabelschiffe befahren den Ozean,“ klang mir wieder im Ohr,*) während ich das einsam arbeitende Schiff auf den Wellen steigen und sinken sah. Wie viele fehlen seitdem schon von den einst so wohlbekannten Charakterköpfen und nun wandelt auch er bereits unter den Schatten.

4. September. Nach grauen Tagen, in denen wir nach Norden getrieben wurden, endlich besseres Wetter und günstiger Wind. Hätten wir ihn eher gehabt, so wären wir jetzt in Falmouth, wenn nicht schon zu Haus. Jetzt, so nah am Ziel, packt einen Unruhe und Ungeduld, mehr als auf der ganzen Reise. Das Meer phosphoreszierte in dicken Klumpen und leuchtenden Kämmen; es war fast graulich anzusehen. Heute früh war Jan so artig, mir in einer alten Zinn-dose eine Qualle zu überreichen, die übergespült war.

Während des Südwindes war alles feucht, jedes Stück Wäsche; die Stiefel beschlugen; die Handtücher trockneten nicht mehr, alles Papier faßte sich lappig an.

5. September. Kam ein Vogel geflogen, war groß und grau und ich traute meinen Augen nicht, aber es war und blieb eine Schnepfe. Das arme Tier zitterte, seine langen Beine knickten vor Erschöpfung, und es sah uns mit verängstigsten Augen an — trotz meiner Bitten erschöß ihn Jürgen; ich begriff nicht, wie er das Herz haben konnte, mußte ihm aber schließlich Recht geben, denn da er nicht leben bleiben konnte, war es so am besten. Irland ist das nächste Land; über 300 Meilen mußte er wenigstens in gerader Rich-

*) Aus der Begrüßungsrede seines Freundes du Bois-Reymond.

tung geflogen sein. Nachher kam Eberhard und brachte mir die zwei äußersten Flügelfederchen, als die feinsten Pinsel, die es gäbe; wenn man bei ihnen zu Hause eine Waldschnepe schösse, würden immer diese zwei Federchen für seine malende Tante zurückgelegt. Uebrigens muß ich gestehen, daß mir die Schnepe zu Mittag sehr mundete. Jürgen warf mir vor, wenn ein gestopfter Puter an Bord flöge, würde ich auch verlangen, daß er leben bliebe.

8. September. Englands Küste winkt herüber; wir eilen mit steifem Wind auf Kap Lizard zu. Prächtige lange Wellen rauschen schäumend auf, Vögel fliegen vor uns her, Schiffe, gleich uns homeward bound, kommen in Sicht. Jürgen kam die Nacht über nicht zum Schlaf, immer wieder wurde er gerufen oder die Unruhe trieb ihn auf; die Leute sind augenscheinlich erregt, jedem steht sein Stückchen Heimat vor der Seele. Es wird fieberhaft alles Messing geputzt und noch geseift und geölt.

Und Poseidon war uns gnädig und Aeolus günstig und jagte uns mit Sturmeseile durch Kanal und Nordsee bis an die niedrige Küste der Weser, an all den bekannten Seezeichen vorbei, bis die Dächer von Nordenham und die Turmspitze von Bremerhaven vor uns auftauchten.

Doktor und Weserlotse kommen an Bord. Es geht in den Hafen. Da steht der Hafenmeister mit der roten Mütze und winkt, von allen Seiten sieht man Freunde und Bekannte herbeieilen. Jetzt rasselt der Anker in die Tiefe, — das Schiff ist am Platz.

Dritte Fahrt.

Geestemünde — Milfordhaven — Singapore — London.

19. Oktober — 2. November.

Navigare necesse est, vivere non.

I.

Unsere Bestimmung ist wie voriges Mal: Singapore, „für Ordre“.

Zuerst geht es mit Ballast nach Milfordhaven, wo der „Regulus“ eine Ladung Anthracit für die Schmelzwerke von Pulo Brani bei Singapore einnehmen soll. Milfordhaven liegt an der Südwestspitze von Wales; wir müssen daher zuvörderst Süd-England umschiffen und dann zwischen dem Kanal von Bristol und dem St. Georgskanal nordwärts gehen.

21. Oktober. Gewiß erwartet Ihr schon von Tag zu Tag unsere Ankunft in Milfordhaven, da Ihr hoffentlich einen Brief von Goodwin Sands bekommen habt, den wir mit einigen Flaschen Branntwein, etwas Tabak und 2 Sh. einem Fischerboot mitgaben. Wir quälten uns eine ganze Nacht und einen ganzen Tag, um in den Kanal zu kommen und kreuzten zwischen Dover und Calais hin und her; es fing aber an so hart zu wehen, daß Jürgen sich entschloß, in die Nordsee zurückzukehren. Wir hatten Sturm, aber durch die englische Küste geschützt, nicht viel See; heute sind mehr Wellen, das Schiff rollt und es ist sehr unbehaglich. Der arme Hund — wir haben einen schönen großen Pudel mit — weiß nicht, wie ihm geschieht und legt voll Angst seinen großen Kopf auf meinen Schoß, hat auch nicht viel Hunger. Gestern saßen Jürgen und ich in der Kajüte und lasen, als plötzlich der neue kleine Schiffsjunge Guido, Sohn eines Geheimen Rechnungsrats, eintrat und laut und deutlich sagte: „Gnädige Frau! Ich soll Sie bitten, mir die Ma-

schine zu leihen zum Eierverfertigen.“ — „Was?!“ — „Die Maschine zum Eierverfertigen,“ wiederholte er. Ich denke, er hat eine Bestellung falsch ausgerichtet und frage: „Schickt dich der Koch?“ „Nein, die Matrosen.“ Es war also ein Spaß und die Leute stickten wahrscheinlich vor Lachen, als sie ihn so frei und gottesfürchtig in die Kajüte gehen sahen. Wir lachten so sehr, daß ich unfähig war, dem armen Jungen auch nur eine Silbe zu sagen; da begriff er und verschwand. Die Neulinge werden immer in dieser Art geneckt. Ferdinand haben sie in den ersten Tagen hingeschickt, einen Knüppel durch das Speigatt zu stecken, damit das Schiff während des Essens still läge, und er hat sich wirklich damit abgequält. Der neue zweite Junge hat schon ein Bärtchen und ist der einzige Sohn eines Brennereibesitzers, der ihm nur ungern erlaubt hat, zur See zu gehen.

Sonntag, 28. Oktober. Unbehaglicher Tag, kalt und böig. Man konnte nur wenig Segel führen, das Schiff rollt und stampft und treibt nach Ost. Der arme Mohr ist ein Bild der heftigsten Angst, der Kiefer hängt, das Herz schlägt wie ein Hammer, er zittert und drückt sich bald an mich, bald an Jürgen, geht an alle Türen und kommt verzweifelt zurück, als wollte er sagen: ist denn gar kein Ausgang aus diesem infernaln Ort? Es muß ihm zu Mute sein, wie bei einem Erdbeben die Angst der Tiere geschildert wird. Die kleine Katze, die in der Kajüte war und zwanzigmal hintereinander mir unter den Rock kroch und den Steuerleuten auf den Schoß kletterte und wenn sie sie hinunter warfen, in zwei Minuten wieder oben war und ihnen mit gierigem Schrei die Bissen vom Teller nahm, bekam Krämpfe und ist tot. Noch leben die drei letzten Rosenknospen von Editha's Strauß, aber sie öffnen sich nicht mehr.

29. Oktober. Endlich sind wir im Kanal, gegenüber der Isle of Wight, aber es ist kalt; ich schreibe mit klammen Fingern. Jürgen blieb die Nacht über auf Deck. Das Schiff war von Fischerbooten umringt, wie von einem Kranz von Glühwürmern.

Atlantischer Ozean, 8. November. Wir erleben die zweite Auflage von vor zwei Jahren. Als wir mitten im Kanal waren, hübsch an der engsten Stelle, war der Ostwind zu Ende und es wehte sehr hart aus West, so daß wir uns drei Tage zwischen den Caskets im Süden und Portland im Norden auf und nieder quälen mußten. Endlich konnten wir heraus, und nun weht es wieder so steif aus Ost, daß wir nicht nach Milfordhaven hinauf können; doch haben wir wenigstens Platz.

Es ist kalt und greulich, am behaglichsten noch das Bett, aber das Aufstehen in der Kälte wird einem sauer. Jürgen wird jede Wache mit dem Rapport geweckt, wenn er nicht oben bleibt. Man ist innerlich unruhig und kann nichts Rechtes vornehmen; ein ordentliches Buch anzufangen lohnt nicht; dreht sich der Wind, so ist man in kurzer Zeit an Land. Man wühlt zwischen den Büchern und zieht heraus, was gut gedruckt und kurz ist. Eine Reihe von Harpers „Weekly“ und ein illustriertes Ladies Pictorial sind gut zum Blättern, aber nicht einmal in die Zeitungen mag man sich vertiefen.

Dieses Mal werdet ihr euch hoffentlich nicht ängstigen; ich dagegen nehme es nicht so leicht wie damals, denn da ich jetzt mitgehe, bin ich ebenso ungeduldig fortzukommen, wie Jürgen. Mit diesem Winde wären wir in wenigen Tagen in blauer See und warmer Luft, statt dessen ich mich hier von oben bis unten in Wolle stecke, sogar lange blaue Strümpfe von Jürgen über die Stiefel ziehe. Rotwein mit Zucker und heißem Wasser muß von innen wärmen; bei Tisch ißt man mehrere Teller Erbsen- und Bohnensuppe, und heizt so viel man kann; zum wirklichen Heizen im Ofen ist es indessen noch nicht gekommen.

15. November. Es ist schrecklich, so umher getrieben zu werden; man kommt in Versuchung, die Dampfer zu beneiden; in zehn Tagen ist unsere Charter erloschen; am 25. müßten wir ladefertig sein, und hier sind wir und können nichts tun; bei flauerem Winde hätte man aufkreuzen können, aber es wehte zu hart, kaum konnte man Segel führen. Der Pudel zieht sich immer wieder Prügel zu, weil er die Steuerleute, die er doch endlich kennen mußte, anbellt und anknurrt. Neulich hat er Herrn Pauly nicht erlaubt, an sein eigenes Spind zu gehen, und wollte er nicht die ganze Kajüte wecken, mußte er auf den stärkenden Tropfen verzichten. Heute morgen aber rührte mich das arme Tier; er sprang vor Freude, als ich kam, und da er mich nicht anspringen darf, reicht er mir die Pfote. Er ist schon vier Jahre, also nicht mehr jung. Sobald ich esse, kommt er, legt seinen dicken Kopf auf meinen Schoß und blickt mich vertrauensvoll, aber nicht unverschämt an; dann bekommt er schließlich doch etwas, „sonst blot ihm dat Hart.“

16. November. Was zu arg ist, ist zu arg. Man verlangt gewiß nicht, daß das Schiff nicht schwanken soll, aber zwei Nächte und zwei Tage lang wie ein Federball herumgeschleudert zu werden, das ist zu toll — dazu Regen, die See brüllt und der Sturm heult und es ist ganz und gar schäu-

derhaft. Zweimal waren wir schon in der Nähe des Hafens, dann kam wieder der Sturm auf und man mußte Gott danken, daß man wenigstens Raum hatte. Wo wir sind, wissen wir nicht, denn wir hatten vier Tage lang keine Sonne und keinen Stern. Gestern lag ich stundenlang auf dem Bett, weil ich nirgends bleiben konnte.

23. November. Gott weiß, wann Euch dies zukommt und ob es Euch überhaupt erreicht — jetzt gehen wir zum dritten Mal auf Milfordhaven zu und sind darauf gefaßt, nochmals umzukehren; es ist ganz trostlos. Unsere Charter ist verloren, sie läuft übermorgen ab, und Ihr werdet wieder in Angst und Sorge sein und fast — es hing an einem Haar — wären wir geblieben, wo Funk' und Klang und Wind und Welle bleibt. Ihr werdet sehen, daß ich in dem allgemeinen Brief leicht darüber fortgehe, laßt dieses daher ja nicht Mama zu Gesicht bekommen. Euch aber will ich doch sagen, wie schrecklich es war, welche furchtbaren Stürme wir hatten, und als wir dachten, es müßte sich ausgeweht haben, setzte der Orkan erst recht ein, daß einem alle Muskeln wehtaten von der Anstrengung, sich zu halten. Drei Segel wurden fortgeweht, eins zerriß, und Strom, Sturm und See führten uns nach Süden, unaufhaltsam auf Land zu. Jürgen sagte, noch hätten wir Raum, aber nach seiner Berechnung nur noch dreizehn Stunden — das war bis 1 Uhr am nächsten Mittag — hoffentlich würde sich bis dahin der Wind ändern. Aber die Nacht verging und der Vormittag und es wehte in gleicher Stärke, und um zwei Uhr — ich hatte mich auf das Bett gelegt — ging Jürgen durch die Kammer und sagte: „Land in Lee.“ Da wußte ich, daß es sich um Tod und Schiffbruch handelte und dachte nicht, daß wir davon kommen könnten. Der zweite Steuermann war gegen die Verschanzung geschleudert worden und lag mit verletzter Stirn in seiner Koje; Jürgen rief ihn im Vorbeigehen auf. Da wollte ich nicht unten ertrinken wie eine gefangene Maus, ging hinauf und stand oben auf der Treppe, an das Geländer geklammert; draußen hätte ich mich nicht halten können. Es war eine furchtbare See; sie stand zu beiden Seiten wie ein Berg und die Wellen überstürzten sich brüllend und schäumend, die Luft war voller Wasserstaub, der Sturm heulte, das Schiff zitterte und arbeitete, daß das Ende der großen Rahe ins Wasser tauchte, und links zwischen den Wellenkämmen stand die graue zackige Linie, die immer näher kam, immer höher, immer wilder und deutlicher wurde. Ich hörte: „Alle Mann auf Deck!“ und wie Jürgen der herbeistürzenden Mannschaft zurief: „Es geht

um den Hals!“ Ein Segel nach dem andern wurde gesetzt und zerriß, ehe es aufkam, und immer näher trieb das Schiff, immer höher wurden die Felsen, die man fast nicht sah, so verhüllte sie die schreckliche Brandung. Ein hoher Leuchtturm auf einem Berg mit ein paar Häusern war keine Meile ab, man mußte schon zu ihm aufsehen und fühlte den Rückprall der See, die bis über die Häuser hinauf spritzte. Es sollen eine Menge Menschen dort gestanden und auf das kämpfende Schiff niedergeblickt haben. Ich habe sie nicht gesehen; ich stand und peilte den Leuchtturm durch den Raum zwischen Tür und Kajütswand. Von Zeit zu Zeit fragte mich Jürgen im Vorübergehen: „Machen wir Weg?“ und immer mußte ich sagen: „Nein!“ Ein paar Mal verschwand der Turm nach hinten, dann glitt man wieder zurück und er stand wieder da. Endlich wurde das Großsegel aufgezo-gen, an diesem armen Stück Leinen hing unser Leben. Man fühlte das Schiff in Rucken vorwärts springen, der Leuchtturm verschwand nochmals, und langsam, langsam rückten auch die übrigen Felsen nach hinten. Quer ab flammte ein Leuchtfeuer auf; ich ging hinunter, nachzuschlagen, welches es wäre, aber Jürgen hatte es schon erkannt, es war das Feuer von Bishop Rock, der südlichsten Insel der Scillys. Er kam mir nach und sagte leise: „Wir sind klar!“ — Ich konnte es kaum fassen. Drei und eine halbe Stunde hatte der Kampf gedauert; ich hatte die Zeit nicht beachtet und es hätte für mich ebensogut eine Viertelstunde sein können. Mir waren die Felsen und furchtbaren Wellen tröstlich gewesen in dem Gedanken, wie schnell man in solchem Toben die Besinnung verlieren würde. Ich konnte mich nicht recht freuen, als die Gefahr vorüber war, die Erschütterung war zu groß und kam mir eigentlich erst am folgenden Tage ganz zum Bewußtsein; lange konnte ich den Eindruck nicht verwinden; immer sah ich die nahenden Felsen, das nasse schräge Deck, die Leute, die um ihr Leben kämpften, allen voran ruhig und stetig die Steuerleute, Jürgen, der mit zerzaustem Bart auf und nieder ging, und hörte seine kurzen dröhnenden Befehle durch das Getöse. Einmal, als ein Segel nicht schnell genug herunterkam, riß er einem der Leute das Scheidemesser aus dem Gürtel, rannte die Wanten hinauf und schnitt selbst die Zeisings durch. Ich sah den kleinen rotbäckigen Ferdinand, und dachte, wenn sein Schwesterchen, wie alle Abend, heute betet: „Lieber Gott, schütze den „Regulus!“ — wo ist er dann? Ich dachte an die Bücher, die ich geborgt hatte und nicht wiedergeben konnte, — an die guten Dinge, die wir

für die Reise angeschafft und nicht gegessen hatten, — an meine stille kleine Schlafstube zu Haus, — an Euch alle, — erinnerte mich an Menschen, an die ich seit Jahren nicht gedacht hatte, nur den Gedanken an Mama drängte ich mit aller Macht zurück und fühlte ihn doch die ganze Zeit im Hintergrunde und sah sie still die Hände ringen. Jürgen sagte, ein solches Erlebnis gehört, Gott sei Dank! zu den Seltenheiten; er selbst wäre in all diesen Jahren dem Tode so nahe noch nicht gewesen und daß dergleichen vorkommen kann, weiß man ja — Tausende fahren über die See und es geht glatt — ist es doch auch diesmal vorübergegangen. *)

Ich habe einen Riemen an den Bettpfosten geschnallt, und halte mich daran fest, um nicht wie eine Plaidrolle auf und ab zu kugeln. Ein Dampfer, dem wir die Flagge zeigten, geht nach Westen, und so wird es sechs Tage dauern, bis wir reported sind, und Ihr werdet Euch sorgen und ängstigen. — — — —

Ich träumte in der Nacht nach dem schwersten Sturme, wir gingen am Waldsaume unter dem Moortale entlang, und Jürgen pflückte mir eine ganze Handvoll Kornblumen.

25. November. Milfordhaven. Endlich sind wir da, aber es war schwer genug, denn es stürmte weiter und wir kamen während der Nacht vor Milfordhaven an, sahen die Feuer und bekamen keinen Lotsen; ein Fischdampfer erbot sich, uns zu schleppen, verlangte aber 15 L., also 300 Mark. Jürgen bot acht, da drehte er uns den Rücken und verschwand höhnisch in die Nacht. Jürgen ließ beidrehen, bis es hell wurde, und ging dann in die Bucht. Es war eine Angstpartie, denn das Barometer fiel, es kam mehr Wind und wir waren in Angst, wieder umkehren zu müssen. Der Hafen liegt mitten in niedrigen steilen braunen Klippen, die oben die eingezäunten englischen Felder zeigen und mit kleinen starken Forts besetzt sind. Milford selbst sieht ganz stattlich aus, aber klein. Darin gewesen sind wir nicht, denn erstens war das Wetter schlecht, zweitens Sonntag und daher drittens die Douane noch nicht an Bord und viertens hatte ich Kopfschmerz. Doch kam noch am Sonnabend ein junger Herr von Kelway & Sons und brachte uns die Briefe.

26. November. Wir sind mit Ballast gekommen, sollten hier Anthracit für Singapore nehmen, und von dort mit

*) Ich habe lange mit mir geschwankt, ob ich diesen vertraulichen Brief hier einrücken solle oder nicht — indessen will ich die Dinge zeigen, wie sie sind, und so mag es stehen bleiben, wie es geschrieben wurde.

Ballast in einen Reishafen gehen. Nun aber haben wir die Charter verloren, denn wir sollten gestern ladefertig sein; ob es sich doch noch macht, oder wie es sonst wird, wissen wir noch nicht. Jedenfalls muß hier allerhand besorgt werden; mit Kartoffeln, frischem Fleisch und frischem Gemüse waren wir zu Ende. Ihr ahnt aber nicht, wie herrlich es ist, ruhig zu liegen und nicht zu rollen. Inzwischen habe ich die Ehre, Euch Milfordhaven vorzustellen, denn gestern war Montag und gleich nach dem Frühstück kam das Boot, ich — oder vielmehr der Hund und ich, wurden hinuntergelassen; Mohrchen an einem Tau, ich auf einem Brett sitzend und mich festhaltend. Ich sagte schon, daß Milford ein gut geschützter Hafen ist zwischen niedrigen braunroten Felsen; als ich an Land kam, war ich wie in einem englischen Kinderbuch; die Häuser klimperklein; in den Fenstern weißgefalbelte Vorhänge, auf den Tischen zwischen Muscheln, künstlichen Blumen und Raritäten die Bibel mit dem Goldschnitt gegen das Fenster; vor einer Haustür eine alte Frau mit einem großen weißen Hut, die reine Mother Hubbard; die Läden alle ganz klein. Wir kauften wollene Strümpfe und Taschentücher in einem Laden von der gesprächigsten, dicksten alten Dame, der man anmerkte, daß sie gewohnt war, ihr Späßchen mit Seeleuten zu machen und ihnen im „schäkernden Stil“ allerhand aufzuschwatzen. Erst besorgten wir das Geschäftliche beim Broker und beim Konsul, der in einer wahren Höhle haust, und gingen dann über die Felder, an einer Hecke entlang bis der Weg vor einem behaglichen kleinen Landhaus endigte; freuten uns, wieder einen Hahn krähen und Kühe brüllen zu hören, Heu zu riechen und des Lebens überhaupt. Zurückgekehrt, gingen wir zu Herrn Kelway, der alles zu sein scheint, was von Kelway & Sons hier ist, seine Mutter bat uns in ihr kleines Eßzimmer, wo das Feuer im Kamin brannte. Die alte Dame war sehr freundlich, trug eine Witwenhaube, ein schwarzes Kleid und eine große weiße Schürze; an den Wänden hingen Seebilder und Raritäten, da zwei Söhne zur See fahren. Im Hafen liegen viele Schiffe, aber meist kleine, unter denen der „Regulus“ wie ein „Undeert“ aussieht. Alles ist noch voll von der „Spree“ (spr. Spri), die wegen Havarie hier eingelaufen ist und gedockt hat, — das scheint Milfords große Zeit gewesen zu sein. „All the public-houses went up“,*) die Frau des Kapitäns hatte sogar hier ein Kleid gekauft und

*) „Alle Gasthäuser nahmen einen Aufschwung.“

machen lassen. Wohin wir kamen und wen wir auch sprachen, immer hörten wir gleich von der Spri.

27. November. Heute früh gegen sechs Uhr wurden wir zur Ehre des Tages durch ein Hornsignal erweckt, zugleich hörten wir Herrn Pauly aus seiner Koje fahren und den Ovationierenden anlassen, was das für Unsinn wäre? Darauf abbrechendes Quieten, Erklärung und: „Ach so!“ worauf die Feier ihren Fortgang nahm durch den Chorgesang: „An der Saale hellem Strande“, langsam und gefühlvoll. Bei jedem Aufschwung bellte und heulte Mohr und wir mußten ihn beschwichtigen, während wir vor Lachen kaum sprechen konnten. Darauf folgte ein Walzer, gesungen mit Harmonikabegleitung, und die Sache schloß mit einem Hoch auf mein „Wiegenfest“. Trotzdem es regnete und nebelte, gingen wir auf Deck spazieren. Mohr war außer sich vor Freude, als er mich die Handschuhe anziehen sah, lief gegen die Verschanzung und guckte immer wieder herunter, als ob er unten das Boot suchte, um an Land zu kommen.

Eben eine Depesche aus Bremen, daß wir hier laden.

29. November. Wir sind im Dock, was keine so einfache Sache war, denn die Schleuse ist eng, und sie brachten den „Regulus“ so schnell hinein, daß es mir blau und grün vor Augen wurde; es ging aber alles gut ab und es hieß, das Schiff müßte soviel Fahrt haben, weil es sonst nicht zu regieren wäre. Noch ehe wir fest waren, schwebte der Eimer am Krahn, der den Ballast herausnimmt.

Wir liegen nun an Land, was sehr angenehm ist, und wir benutzen die Zeit, um spazieren zu gehen. Sehr klein und landstädtisch ist der Ort, trotz des schönen großen Hafens. Die Wiesen mit den Hecken, die Kühe, Schafe, Pferde und Schweine darin, sehen aus wie „over the hills and far away“.*) Wir haben ein Petroleumöfchen gekauft, ganz klein, mit Marienglasscheiben. Eben brennt es und strahlt aus, was es kann.

Gestern ließ mir Frau Kelway sagen, ob ich sie nicht nach Haverfordwest begleiten wollte, das nächste Landstädtchen, wohin sie zum Markt führe. Um ein Uhr trafen wir uns und fuhren zwei Stationen durch hügeliges, grünes Land mit einzelnen Gehöften und kleinen Wässern. Haverfordwest ist ein englisches Freiburg an der Unstrut und so bergig, wie ein Thüringer Städtchen; alte Häuser, alte Stücke Stadtmauer, eine alte Brücke, mit Efeu überwachsene

*) „Ueber die Berge und weit hinaus“ — englisches Kinderlied.

Ruinen einer uralten Abtei, von der nur noch die Eingangsbogen und ein paar Seitenwände stehen. Ueberall zweirädrige Karren, die zum Markt gekommen waren; Frau Kelway führte uns durch die Markthallen und zeigte uns die Spezialität des Shires, das Wollenzeug, die Wolle und die daraus gestrickten Strümpfe. Wir gingen in einen sehr stattlichen kleinen Gerson und suchten ihren Bruder, der Farmer ist, umsonst in einem Wirtshaus, vor dem eine elegante, aber unauffällige Kutsche stand. „That must be Lord Kensington's coach“,*) sagte Frau Kelway ganz imponiert, und vielleicht, wenn wir etwas warteten, würden wir Lord Kensington einsteigen sehen. Auf der Straße standen Leute, aus den Fenstern des Wirtshauses guckten Köpfe; ich ging auf den Spaß ein, sagte: „how delightful!“ und stellte mich mit auf, zu Jürgens großer Entrüstung. Wir hatten denn auch das Glück, her Ladyship und Fräulein Tochter einsteigen zu sehen, und Frau Kelways unbefangene Freude, daß wir es so gut getroffen hätten, war rührend. Dann stiegen wir noch zu dem castle hinauf, das mich als englische Ruine oder vielmehr Burg interessierte; ein Schuljunge führte uns, und wir sahen enge Gänge und gewölbte Zellen. Ländliche Tracht sah man nirgends, und die Läden hätten alle auch bei uns sein können. Viele Wollenwaren und Puppen sollen aus Deutschland eingeführt werden.

1. Dezember. Wir heizen jetzt und es ist grünlich; der kleine Ofen pustet und glüht und man sitzt in der heißen eingeschlossenen Luft. Es gibt hier reizende Wege über die Felder und am Wasser entlang. Merkwürdig groß erscheinen die Dinge auf den Hügeln in der Entfernung. Einen Hund sahen wir beide für so riesig an, daß uns für Mohrbange war, und dann war er der kleinere. Gärten und Felder sind mit niedrigen Mauern aus dem roten Stein der Gegend eingefast, Efeu und Brombeeren überwuchern sie überall, klettern die Bäume hinauf, beziehen die Häuser bis zum Rauchfang und legen sich über Tor und Türbogen.

7. Dezember. Eine unverhoffte Freude! Unser verehrter Freund, der Seemannspastor O. aus Cardiff, meldet sich zu Donnerstag oder Montag an; ich saß und malte eben Neujahrsgrüße für die drei unbekanntenen Freundinnen von St. Helena, als Jürgen die Karte schwang und gierig auf das vorgestreute Futter fallend, augenblicklich telegraphierte: „then let it be tomorrow, Bob, I'll take your offer kind“,**)

*) „Das muß Lord Kensingtons Wagen sein!“

***) Kinderlied.

d. h. er bat um den morgenden Tag und, Rückantwort bezahlt, um die Stunde. Antwort: „Morgen um 11.“ Schön und gut — gleichzeitig erlebten wir, und unsere Herzen fielen uns vor die Füße — wir hatten beide gedacht, es wäre heute Mittwoch, aber es war Dienstag und so lohnten wir dem überbürdeten Mann seine Güte damit, daß wir ihn an einem Tage, den er uns nicht angeboten hatte, aus seinen Geschäften sprengten — natürlich mußte er annehmen, es wäre Gefahr im Verzuge. Doch hört! Als die Heilige Elisabeth log, waren es Rosen — er kam und brachte eine dicke Tasche mit, wollte von uns nach Swansea, zwei und eine halbe Stunde von hier, wo er am morgenden Abend eine Konferenz hatte; zufällig hatte er sehr gut abkommen können, nahm freundlich an, zur Nacht zu bleiben, und schlug vor, am nächsten Tage nach Tenby zu fahren, in dessen Nähe am Ufer berühmte Höhlen wären, die er seit Jahren zu sehen wünschte. Wir waren natürlich gleich bei der Hand; und es war ein Spaß, als wir ihn abends in der Kajüte einrichteten. Früh, ehe die Hähne krächten, weckte Jürgen. Fünf Uhr. Aufgestanden, Kaffee getrunken und fort. Es war stockdunkel und schlüpfrig und die Docks beängstigend; Jürgen machte einen Umweg, da er eine schlimme Stelle nicht mit mir riskieren wollte. Als wir auf die Bahn kamen, war der Zug fort. — Ich, praktisch, schlug vor, nach Hause und wieder ins Bett zu gehen. Pastor O. aber sprach mit Wärme für den Sonnenaufgang. Lange Wanderung auf die Höhe, aber die Sonne kam nicht durch die Wolkenbank. Um zehn Uhr fuhren wir dann mit vereinfachtem Programm glücklich ab. In Milforddock mußten wir das Fährboot benutzen; um es zu erreichen, geht es eine lange, breite, überdachte, hölzerne Brücke hinunter, und eben hatten sie den Hahn aufgedreht, um sie abzuspülen. In diesem Schwall, den die praktischen Engländer in dem Augenblicke des Anschlusses von Dampföhre und Zug losließen, mußten wir hinunter. An der anderen Seite der Bucht stand der Omnibus, wir kletterten hinauf und fuhren nach dem Städtchen Pembroke, wo wir eine Stunde bis zum nächsten Zuge warten mußten, die wir benutzten, um nach Pembroke Castle hinauf zu eilen, eine herrliche Ruine, von Efeu überdeckt, so groß wie etwa das Freiburger Schloß, in der Mitte ein rasenbewachsener Platz, gegenüber ein mächtiger Belfried, und ringsum prachtvolle Mauerreste, Abteilungen und Gänge, Aus- und Einbaue und Kamine, und alles überwuchert und begrünt von uraltem Efeu, der mit arm- und beindicken Stämmen, wie ineinander gerollte Schlangen, aus den Mauern brach.

Ich maß den Umfang eines dieser Stämme, 27 Zentimeter. Ein junges Mädchen führte uns. „Hier ist Heinrich VII. geboren, ma'am,“ was mich sehr freute. Die Stube war niedrig, wie sich von selbst versteht, aber die Fenster größer als bei unseren alten Burgen. Die Mauern schätzte ich auf drei Meter Dicke, Jürgen auf neun Fuß, also muß es stimmen. Es machte mir Freude, eine hiesige Burg mit den unseren zu vergleichen; was bei uns der Dreißigjährige Krieg und Kaiser Rudolph, ist hier Cromwell gewesen, der übel gehaust und alle die Burgen und Abteien gebrochen hat. Die Letzteren waren nämlich sehr begütert, und die Geistlichkeit baute durch das ganze Land ihre festen Plätze. Nach der Reformation wurden die Abteien zu Edelsitzen umgewandelt, woselbst geraubrittert oder geseeräubert wurde, deshalb zerstörte Cromwell auch die Abteien. Nun bauten sich die Landleute in diese Ruinen hinein und daher steht urplötzlich ein einzelnes gotisches Portal vor ein paar ganz kleinen Hütten, die sich an ein Stück uralte Mauer lehnen oder um einen mächtigen Rauchfang gebaut sind; öfter sieht man mitten im Felde einen alten Turm oder Torbogen und über alles Gemäuer breitet sich der wundervolle Efeu. Es war eine Freude, durch diese Landschaft zu fahren. Zunächst ging es mit der Bahn nach Tenby, einem Seestädtchen, das als Sommerfrische beliebt ist und wo wir einen Wagen nach den Höhlen bestellten, obwohl man uns sagte, wir würden sie schwerlich sehen, es wäre Hochwasser. Gleichviel, wir wollten hin; inzwischen genossen wir den Blick über die weite herrliche Bucht; in langsamen Ringen kam die Flut herein, in der Ferne zogen Schiffe vorüber.

„And the stately ships go on, to their haven under
the hill.“

Es war ganz wunderschön und fast zu schnell erschien der Wagen. Erst noch die entzückenden Häuser von Tenby und dann die kahlen grasbewachsenen Hügel, durchschnitten von Mauern und Hecken; Herden braungesichtiger Schafe und Kühe überall, kleine Gehöfte auf den Höhen und in den Senkungen, und von Zeit zu Zeit Dünen und Felsen und dazwischen immer das Meer. Endlich hielt der Wagen und der Kutscher wies uns in ein kleines Haus zu einer alten Frau, die uns „alles“ sagen würde. Die alte Frau war ein junger Tischler, der eben einen dunkelgrünen Waschtisch mit Kacheln in dem bekannten englischen Distelmuster zusammensetzte. Er sagte uns, zu den Höhlen sollten wir nur gerade hinunter gehen. Der Wegweiser, der draußen stand, zeigte indessen erst aufwärts, dann kamen wir in eine Ein-

sattelung zwischen zwei Felsen, von wo aus eine Schlucht mit Steinen und Blöcken zum Meere hinab führte; die Höhlen waren nicht zu sehen. Jürgen zeigte auf eine Vertiefung zur Seite; wir gingen dorthin und sahen einen furchtbaren Fels-trichter mit einem schmalen Pfade an einer Seite, den der Pastor sogleich hinabzuklettern begann. Nach einer langen Weile schrie er von unten: „Kapitän, kommen Sie, es ist z u schön!“ „Ich auch?“ schrie ich. „Nein, Sie nicht!“ sehr bestimmt. Jürgen kletterte also nach und ich blieb zwischen dem Ginster sitzen. Ich hatte Brandung genug gesehen von außen, hier sah ich sie einmal ankommen, sah wie die Flutwellen hereinströmten und immer weiter und weiter über die Blöcke schäumten. Später begriffen wir erst, daß der übliche Weg bei Ebbe die Schlucht hinunter an den Strand und um den Fuß des Felsens herum in die Höhle führte; Pastor O. und Jürgen waren nun durch den hinteren Ausgang in die Höhle geklettert und hatten den wundervollen Effekt, daß sich das Felsentor der überraschend großen Höhle nach der See zu öffnete, die wie flüssiges Gold vor ihnen lag, während die Flut brausend und dröhnend höher und höher hereinschoß. Jürgen sagte, er hätte den Pastor kaum fortbekommen, so viel Spaß hätte es ihm gemacht, sich von den Wellen zurückdrängen zu lassen. Er konnte nicht genug beschreiben, wie herrlich es gewesen wäre, aber daß ich nicht hinunter gekonnt hätte, darüber waren beide einig — „nicht um 50 Pfennig!“ sagte Jürgen. Nun bestiegen wir den Wagen und es hieß, Manorbier wäre ganz gut erreichbar — also nach Manorbier. Ganz winziger Ort; wir halten vor einer kleinen Wirtschaft und bestellen etwas Tee und Sardinen — sie hatten nichts anderes; wir wollten uns in-zwischen Manorbier Castle ansehen und gingen den be-zeichneten Weg entlang, blieben aber wie elektrisiert stehen, als wir es liegen sahen, eine schöne, alte, ganz von Efeu überzogene Burg auf einem Rasenabhang, rechts dahinter ein aufsteigender Felsen, links ein sanfter grüner Hügel mit Kühen, in einer Senkung gegenüber eine alte kleine Kirche und als Hintergrund das Meer. Wir gingen über die Zug-brücke, klopfen und mußten unsere Namen in das Fremden-buch schreiben. Darauf zog sich der dienende Geist zurück und wir konnten uns nach Gefallen umsehen, und zwischen den Mauern, über Treppen und Altane hinklettern. Der Schloßhof war feiner grüner Rasen und alles von Efeu überwuchert, vortrefflich, aber nicht aufdringlich restauriert, ein alter tiefer Ziehbrunnen mit Eimern daneben, war in Gebrauch, zwischen den Mauern sproßten Spindelbäume,

Nelken, Chrysanthenen und Löwenzahn, in einer Ecke versteckt lag ein kleiner blühender Garten; jedes Stück unmodern und mit allerliebstem Verständnis hineingesetzt. Das einzige Neue war ein Schieferdach über einem Gebäude, welches der alten Mauer so eingefügt war, daß man es weder von außen noch von innen bemerkte. Das Mädchen, das uns geöffnet hatte, kam wieder, als wir uns der Tür näherten. Der Platz gehört Mr. Stokes in London, „yes, m'm“ und die Familie kommt alle Ostern auf sechs Wochen, und noch später im Sommer auf zwei Wochen, „yes m'm“. J'ai vu les monts de l'Helvétie“, ein Stückchen Italien und Venedig, Thüringen, Rio und Singapore, den Schwarzwald, Tirol, die Mark und die Lüneburger Heide, viele Gegenden, die reicher, weicher, farbenprächtiger, gewaltiger, grotesker und herrlicher sind, aber dies Fleckchen Erde ist charakteristisch wie selten eines, und könnte nirgends liegen als eben hier. Es liegt etwas Einfaches und trotz der sanften Lämmer und milden Kühe etwas Herbes in der Landschaft, sie fordert sozusagen zum Aquarellieren förmlich heraus. Nicht übel muß sich Mr. Stokes von London befinden, wenn er aus seiner alten Burg hinaus sieht und aus jedem Fenster ein entzückendes eingerahmtes Landschaftsbild vor sich hat, während seine Kinder unten an dem sandigen Strande schwimmen und seine Enkel ihre Spielsachen über den Grasplatz verstreuen. Also denkend führen wir zurück nach dem Städtchen und fanden in einem kleinen behaglichen Zimmer mit Kamin einen gedeckten reinlichen Tisch mit vortrefflichem Tee, gestrichenen Butterbrötchen, gebackenen Sardinien und Kirschmarmelade, ließen es uns schmecken und amüsierten uns an der englischen Physiognomie des Zimmers. In Pembroke trennten wir uns von Pastor O. und nach vielem Umsteigen waren wir um 8 Uhr glücklich wieder zu Hause.

8. Dezember. Wieder schwerer Sturm, aber es weht sich nun wohl ab; Mittwoch hofft Jürgen fortzukommen, schickt also von jetzt ab die Briefe nach Singapore. Milfordhaven ist zwar ein sicherer Hafen, in dem die Schiffe wohl geborgen liegen, trotzdem stürmten die Wellen manchmal hoch den Strand hinauf. Selbst der „Regulus“ wurde stärker befestigt, damit er sich nicht losreißen und beschädigen möchte.

9. Dezember. Am Morgen nach diesem Unwetter kam, wie gewöhnlich, Mr. Kelway und fragte nach einer Weile, ob Jürgen sich des alten Kapitäns erinnere, den er vor eini-

gen Tagen in seinem Kontor gesehen hätte? Dieser arme Mann wäre vorgestern mit seinem Schiff nach Cardigan in See gegangen; sie hätten in dem Sturme keine Segel führen können und so wäre das Schiff auf eine Felseninsel getrieben und gescheitert. Drei Mann wären ertrunken, die übrigen hätten sich auf die Insel gerettet. Mr. Kelway ist der Agent der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger; sobald es möglich gewesen war, hatte er einen Dampfer mit dem lifeboat nach der Insel geschickt und die Leute wären mit Mühe durch den Raketen-Apparat gerettet worden; sie mußten durch das Wasser gezogen werden. Als der letzte geborgen und die Verbindung gelöst war, sagten sie erst, daß der Kapitän zurückgeblieben wäre; sie hätten ihn erst nach 8 Stunden gefunden; er sei gelähmt und ohne Besinnung, nur um Wasser hätte er gebeten; über die Felsen hätten sie ihn doch nicht lebendig bringen können. Dort liegt er nun und stirbt ohne Schutz vor Regen, Sturm und Kälte, ohne Speise und Trank, verlassen und allein. — Man konnte es nicht aus dem Gedächtnis bringen, bei jedem Schluck, bei jedem Bissen fiel einem der Jammer aufs Herz. Nachts hörte ich Jürgen im Traum sagen: „Allein — ganz allein.“ — Der Dampfer war heute wieder hingeschickt, kam aber unverrichteter Sache zurück, die See war zu hoch gewesen, um anzukommen. Am nächsten Tage ging er nochmals hinaus; wir hörten ihn abends zurückkommen, er hatte noch nicht landen können. Heute ängstigt man sich nicht mehr; der Unglückliche hat jetzt ausgelitten . . . Am dritten Tage erst gelang es, die Leiche abzuholen. Seine Familie lebt in Cardigan, wo auch die schändliche Mannschaft zum größten Teil herkommt. Mr. Kelway sagte, sie hätten gar kein Gefühl gezeigt; er habe viele schiffbrüchige Seeleute gesehen, aber nie eine solche Gleichgültigkeit gefunden, wie diese zur Schau getragen hätten. Als wir dann den Hafen verließen, begegneten wir einem hereinkommenden Schiff, das zu derselben Zeit, wie das verunglückte, nach Cardigan abgegangen und durch den Sturm zur Umkehr gezwungen worden war; nun muß es vier Wochen warten, weil Schiffe nur bei Springflut an dem seichten Strande landen können; das war wohl auch der Grund, weshalb der unglückliche Kapitän die Reise wagte. Es hatte seine letzte Fahrt sein sollen. —

16. Dezember. Wir gingen bei schönem Wetter hinaus, Frau Kelway winkte uns und wir sahen sie noch lange vor ihrer Türe stehen in ihrem schwarzen Kleid und der weißen Schürze.

Schon am nächsten Tage wurde es stürmisch und wir kreuzten auf und nieder, um die englische und irische Küste zu vermeiden und auch nicht in den Meerbusen von Biscaya getrieben zu werden. Der Sturm steigerte sich, als wir dachten, er müßte sich erschöpft haben, zum Orkan und hielt tage- und nächtelang an. Die Sturmsegel wurden zum Teil zerfetzt, die festgemachten Segel zwischen den Zeisings, d. h. den Tauen, mit denen das Segel festgemacht wird, herausgerissen, drei Wasserfässer über Bord gespült, ein Matrose über die Verschanzung gewaschen und durch eines der Fässer gegen das Schiff gedrückt. Da er ein kräftiger Mann war, gelang es ihm, die Reeling zu fassen, doch lag er mehrere Tage mit gequetschtem Bein.

Auch der Zimmermann hatte eine Quetschung zwischen Schulter und Schlüsselbein. Herr Pauly erlitt einen Fall und fürchtete schon, unter die Back gespült zu werden. Die schwere Schlepptrasse, die noch zum Trocknen auf dem Logis lag, wurde mittschiffs geworfen, wo kurz vorher die Leute bis an den Hals im Wasser gearbeitet hatten. Jürgen und der Steuermann fürchteten für den Großmast, der sich bog wie ein S, so daß die Farbe absprang. Eben war Jürgen einen Augenblick unten, als es über uns einen so furchtbaren Krach gab, daß ich dachte, eine Rahe fiel und schlug die Kajüte ein. Jürgen stürzte nach oben mit dem Ruf: „Die Boote sind zertrümmert!“ Eine Sturzsee hatte zwei der Boote zerschlagen, eins auf der Kajüte und eins auf dem Logis. Juranitsch, der zweite Steuermann, war unter eins der Boote geschleudert worden und schwankte mit blutendem Kopfe und ausgenenkter Schulter in die Kajüte. Jürgen ließ erst die Boote festmachen und renkte dann die Schulter wieder ein, was Gottlob! schnell und gut vonstatten ging. Jürgen sagte, so schweres Wetter und so anhaltendes habe er kaum je erlebt; ein Cyklon wäre nicht schlimmer. An einer Rahe zerriß eine Kette und sie flog auf, während zwei Mann darauf saßen. Beide flüchteten in die Wanten, ehe die Rahe ganz in die Höhe ging, sonst wären sie zerquetscht oder heruntergeschleudert worden. Jürgen sah es mit an; es wäre ihm gewesen, als ginge ihm ein Messer durch und durch. Eine See, die hinten überschlug, lief in den Proviantraum und weichte unseren Kaffee und Tabak ein. Drei Leute sind arbeitsunfähig und Jürgen nimmt nun die Wache des zweiten Steuermanns. Ich lag einen Tag mit Kopfschmerz und hörte beständig die Seen überkommen und gegen das Schiff schlagen wie mit einem Dampfhammer, und das Rasseln und Klirren überall.

Gekocht wurde nur das Nötigste; morgens gab mir Jürgen ein Stückchen Brot mit Wurst und zu Tisch eine Kartoffel mit etwas Salzfleisch; da schmeckte des Abends der Tee so gut wie noch nie. Es war aber schrecklich; die See raste und wollte sich nicht legen. Dabei haben wir so wenig Weg gemacht, wie bei gutem Winde in 24 Stunden. Wären wir nicht am 16. hinausgegangen, so säßen wir noch in Milfordhaven, denn der Wind war uns seitdem entgegen und in solchem Wetter wären wir im sicheren Hafen geblieben. Wir haben auch die Influenza mitgenommen, die in Milford schrecklich herumging; in den Läden hatten sie die Verkäufer, der deutsche Konsul sprach heiser, in einer Straße sollte Haus bei Haus infiziert sein. Der Befrachter und sein Agent kamen noch den letzten Tag, beide erkältet; wir behielten sie zu Tisch und ich ließ in Eile eine Dose Schoten aufmachen. Noch hatten wir nicht fertig gegessen, als die Herren mich höflich um Entschuldigung baten, mitten im Diner aufstehen zu müssen, aber ihr Zug ginge in acht Minuten. Mit welcher Freude entschuldigte ich sie, da es nichts anderes gab!! Auf englischen Schiffen haben sie immer noch Pudding und unser Koch versteht auch, ihn zu machen, aber ohne Eier, wenn auch mit Backpulver, ist er so grob und schwer, daß wir ihn alle nicht mögen.

22. Dezember. Vollmond und erträgliches Wetter, doch ist die See noch furchtbar hoch und wild. —

Am 24. Dezember war es zwar nicht mehr stürmisch, aber das Schiff rollte noch so arg, daß an den Baum nicht zu denken war; indessen wollten wir doch das Fest feiern. Ich machte in aller Eile in dem Einsatz eines Koffers allerhand für die Leute zurecht, Pfefferkuchen, Aepfel und Nüsse usw. und wir schickten es hin; ich konnte nicht hinüber, wie ich gern getan hätte, denn die Treppen waren fortgerissen und das Deck schwamm von überspritzenden Wellen. Wir bescherten uns dann unsere Kleinigkeiten, knackten Nüsse und aßen Marzipan. Leider sind uns die Sau und der gute Eber Hannes während des schlechten Wetters gefallen und eines der Milforder Schweine hatte sich an den Beinen verletzt und mußte geschlachtet werden, so daß wir zarte Braten hatten. Das einzige überlebende Schwein entwickelt einen guten Appetit und große Munterkeit, ist aber natürlich ein Angstschwein.

Am Silvester suchten wir nun den in Hamburg besorgten künstlichen Baum vor, wickelten ihn auf und waren erstaunt, wie sehr er einem wirklichen glich. Herr Pauly war ganz überrascht, als er merkte, daß er nicht frisch war. Die

Zweige sind Draht, so daß man sie auseinander und wieder zusammenlegen kann. Ich habe der Mannschaft das Bücherverzeichnis gegeben, und was waren die beiden ersten, die verlangt wurden?! — Goethe's Gedichte und Oldenberg's Bilder-Album.

Es dauerte lange, bis sich die See legte, wir hatten Möven in Menge, einige Walfische und Schweinfische (Delphine) zu Hunderten, Jürgen harpunierte zwei. Dann kam guter Wind, aber plötzlich wieder erschrecklich hohe See, so daß im Norden sehr schwerer Sturm gewesen sein mußte — heute, 6. Januar, der erste sonnige Tag; wir sind auf der Breite von Ferro, und wenn der Wind bleibt, erreichen wir wohl bald den Passat. Wir gehen von neuem spazieren, die Ofenkammer ist wieder geschlossen und die warme Kleidung wird bereits lästig. Unsere Messing-Kaffeekanne ist nicht verloren, wenigstens wissen wir, wo sie ist — wahrscheinlich sinkt sie noch immer langsam durch die zunehmende Dichtigkeit der Meerestiefe, denn sie wurde dem Steward aus der Hand geschleudert; vielleicht stach sie Amphitrite in die Augen. Gut, daß wir einen neuen emaillierten Wasserkessel mit hatten, der nun als Kanne dient. Gestern regnete es. Kleiner Steward: „Bitte, Kapitän, darf ich das Wasser aus der Deck-Balje in das leere Branntweinfäßchen tun, damit man mir's nicht in der Nacht stiehlt?“ — Natürlich will jeder Regenwasser zum Waschen und zur Wäsche! — Jürgen hat den Pudel geschoren.

9. Januar. Stille Tage, kein Lüftchen regt sich, die See blau und silbern; beim Sonnenuntergang wieder die klaren schönen Färbungen, wieder das durchschimmernde Primrose und Heliotrop und darin die grünlich silberne Sichel des jungen Mondes und die leuchtende Venus. Ein Tintenfisch schwamm vorbei, Bonitos sprangen, einige Portuguese men of war.*) Das Schiff, das kein Wind stützt, rollt hin und her. Ich sitze auf Deck und stopfe meinen Strumpfbeutel leer; Jürgen raucht, liest und ärgert sich über die Stille und den Passat, der schon da sein könnte. „Erschein', er-schein', o Morgen, der uns den Götterjüngling bringt!“

10. Januar. Es wird merklich heiß und Ihr lauft nun Schlittschuh! — Abends gibt es meistens „Sauerfleisch“, das heißt übriggebliebenes Fleisch mit saurer Tunke. Jürgen läßt dem Koch sagen, daß er eine Abwechselung möchte und fragt den Abend darauf, was es gäbe? — Kleiner Steward:

*) Quallen, die wie ein Schiffchen aussehen und auf der Oberfläche schwimmen.

„Der Koch hat Ragout gemacht.“ Jürgen: „Das ist wohl wieder Sauerfleisch mit etwas anderer Sauce?“ Steward ernsthaft: „Ja, Kapitän.“

Es gibt Kartoffelsalat. Jürgen: „Warum ist denn in diesem Salat keine Zwiebel?“ Steward in strammer Haltung: „Die werde ich wohl vergessen haben.“ Alle Morgen grüßt er mich, indem er zwei Finger militärisch an die Schläfe legt.

13. Januar. Der Passat ist da, wir machen neun Meilen die Stunde, die See ist blau und sehr bewegt. Wir essen morgens unser letztes Ei, das wir mit einem sehr großen Stück Schinken auf dem Oefchen spiegeln.

14. Januar. Dies sind die idealen Tage der Seefahrt mit dem frischen, kräftigen und doch linden Passat, den durchsichtigen blauen Wellen, die ihre zackigen Kronen und weißen Schleier in die Höhe werfen, die ihnen der Wind abhebt und in Regenbogen zerstäubt. Das Schiff rollt, daß man immerfort bergan und bergunter geht, das ist nicht angenehm, aber für 8, 9 oder 10 Meilen Fahrt kann man das schon hinnehmen.

15. Januar. Da das Wasser, vom Schiff zurückgedrängt, auf die heranrollenden Hügel trifft, schäumt es in dreiseitigen Wellen auf, und man sieht sich nicht satt, wenn sie so aus schierer Lust und Kraft extra noch einmal in die Höhe springen. Darwin sagt, auf ihn hätten die Wellen den Eindruck gemacht, als verrichteten sie ihre Arbeit mechanisch; ich kann das nicht finden, ich sehe immer die Anmut, die aus vollendeter Kraft hervorgeht.

17. Januar. Es regnet, und daher gibt es heute großen Waschtag. Die Leute haben frei, und überall sieht man waschende und aufgehängende Gruppen. In einer Ecke saßen die Steuerleute vor einer Balje und wuschen, sogar seinen Panamahut hatte Herr Pauly eingeseift und trug ihn nachher trocken. Am Nachmittag Gewitter mit starken Güssen; es war ein lustiges Bild, wie alles mit Pützen (Eimer) lief, um das kostbare Wasser zu bergen: „rasch mit dem Naß in das Faß!“ Dazwischen stand Jürgen als Patriarch in seinem gelben Oelrock, das Haar vom Regen fest angeklatscht, die Hosen aufgekrempelt; so erging er sich barfuß auf dem schwimmenden Deck. Vier Schiffe und ein Dampfer; wir sind auf befahrener Straße. Wir machen eine Kiste mit kleinen Kuchen auf, und ich stelle dem Steward einen kleinen Teller voll in die Pantry; nach einem Weilchen höre ich, daß Mohr, der reichlich gehabt hatte, etwas frißt, gehe

ihm nach und wirklich steht er auf den Hinterbeinen und holt sich einen Kuchen nach dem andern; da ward ich aber zur erziehenden Hyäne, nahm ein spanisches Rohr und gab ihm einen Denkkettel, von dem Jürgen behauptet, er hätte ihn für Spaß genommen. Abends sah ich, denn wir lassen beide Türen offen, zu meinem Entsetzen eine kleine Ratte ganz geschäftsmäßig durch den Vorplatz in die Kammer der Steuerleute gehen, wie jemand, der seinen gewohnten Gang macht. Ich hoffte, sie würde sich damit begnügen, aber nachts glitt etwas, wie ein weiches Ei, quer über mich hin und zugleich wachte Jürgen davon auf, daß etwas über ihn fortlief. Wir stellten die Falle auf, aber bis jetzt umsonst.

19. Januar. Regenschauer. Ein Dampfer, dem wir die Flagge zeigen. See grau und nichts zu sehen als eine ferne Bark — kein Vogel, kein Fisch, nichts. Ich ordne und lese allerhand aus den Briefen vor. Jürgen bemerkt dazu, daß Dr. Jagor Indien gegen früher so heruntergestiegen finde, möge daher kommen, daß zur Zeit seiner ersten Reise der Abstand zwischen der Existenz in Europa, besonders Deutschland, indischem Leben gegenüber größer gewesen wäre als jetzt, wo die Begriffe über Behagen und Luxus sich auch bei uns geändert hätten. Von dem Haß gegen die Weißen haben auch wir allerlei gehört; der eine Birmane, mit dem sich Herr König angefreundet hatte, sagte ihm einmal bitter: „Es war leicht, uns zu unterwerfen, wir hatten keine Waffen.“

20. Januar. Sonntag, und eine leichte, frische Brise. Wir sprachen bei Tisch vom Lernen der Kinder und Juranitsch erzählte, daß ihm das ABC sehr schwer geworden wäre. Einmal hätte der Vater ihn gefragt, was das für ein Buchstabe wäre? — „B.“ Ihn zu versuchen, sagt der Vater: „Ich denke es ist L?“ „Ach, Papachen,“ sagte der Kleine höflich, „es ist so lange her, seit Du das ABC gelernt hast, Du hast es gewiß schon wieder vergessen.“

Die Leute sonnen ihre Sachen, machen Musik und tanzen.

21. Januar. Heute nacht starker Regen; Jürgen stand auf und ich hörte das Getrappel, das Eimerfüllen und Fässerrollen. Abends Meerleuchten im Kielwasser in großen Flocken. Heute passierten wir die Linie, ich kreuze sie zum fünften Mal. Wir haben von Zeit zu Zeit leichte Schauer, sonst ist es still, der „Regulus“ schaukelt träge hin und her. Abends kam Neptun an Bord und brachte seine Frau mit; sie hatte vorne kurze Stirnlocken aus Flachs, die ihr

gut standen, trug meinen alten schwarzen Hut, einen Rock und ein Mäntelchen, sah sehr jung und rosig aus und erklärte, erst seit drei Wochen verheiratet zu sein — Amphitrite muß also wohl das Zeitliche gesegnet haben. Neptun unterhielt sich sehr ungezwungen und erbat sich die Erlaubnis, die vier Neulinge nach altem Brauch taufen zu dürfen. Eberhard mit einem Flachsbart, als Schreiber, verlas die Namen aus einem dicken Buch; der Kapitän erlaubte die Taufe unter der Bedingung, daß es „anständig“!! zugehe und kein zu schmutziges Wasser genommen würde, worauf der Barbier im Hintergrunde einfiel, er hätte das Wasser mit Seife zurecht gemacht und es wäre vortrefflich. Hierauf genehmigten die Majestäten ein Schnäpschen und Neptun trank das seine sogleich; er hätte doch seiner Gemahlin das erste Glas lassen müssen, sagte Jürgen und ich: „vielleicht wäre die Dame das gar nicht gewöhnt“ — worauf die Neptunessa das ganze Glas zum Jubel der Mannschaft herunterkippte.

24. Januar. Der Koch war krank und hatte Chinin bekommen. Jürgen zum Steward: „Was macht der Koch?“ Steward: „Der Koch hat Bohnensuppe gemacht.“ Lachsälve aus der Steuermannskammer und von uns; der arme Junge ahnte nicht, weshalb.

25. Januar. Ein Hai gefangen, der Pudel hat ihn furchtbar angebellt, während er aufgezogen wurde, aber als er überkam und um sich schlug, lief Mohr eiligst davon. Regengüsse und Süßwasserbad.

30. Januar. Kühles Lüftchen, wonnige blaue See; ich sitze den ganzen Tag oben, lese und arbeite. Es wird heißer, die Sonne ist noch südlich vom Aequator und wir kommen ihr entgegen. Der Passat ist flau und, was schlimmer ist, wir hatten ziemlich starken Strom nach Westen, so daß wir der Küste von Brasilien zuliefen und froh waren, als wir Fernando Noronha im Norden hatten; wir sahen es nicht. Jetzt scheint uns der Strom nach Süden zu setzen. Gestern waren wir auf der Breite von Pernambuco. Man sitzt den ganzen Tag unter dem Sonnensegel, weil es unten heiß und oben luftig ist. — Mohr und das Schwein scheinen die Hitze schon sehr zu empfinden, liegen umher und sind faul; ich würde auch das Schwein scheren, es hat ganz langes, lockiges Haar, aber Jürgen will nicht.

7. Februar. Die Tage gehen unter wechselndem Winde blau und gleichmäßig fort. Es wird schon angenehm kühler, wir sind seit gestern aus der heißen Zone heraus. Ich holte

neulich die Kugelgelenkpuppe vor, die ich für die kleine Cazibi anziehen will, und hielt sie zufällig im Arm, als Mohr plötzlich ganz wild an mir herauf sprang und das kleine Kind durchaus lecken wollte. In Milford begrüßte er die Kinder auf der Straße auf diese Weise, ehe man es hindern konnte, so daß ein kleiner Junge einem andern zurief: „Mind that dog, he'll lap you all over.“*) Als er jedoch die Puppe berührte und merkte, daß sie nicht lebte, graute er sich so, daß er mit eingezogenem Schwanz unter den Tisch kroch, wenn ich sie ihm hinhielt.

11. Februar. Es geht schnell mit dem Kühlwerden, vorgestern deckte ich mich mit einem Laken zu, gestern mit der baumwollenen Decke, diese Nacht mit der wollenen, heute nehme ich zwei wollene Decken und morgen werde ich wohl das Daunenbett holen. Die ersten Albatrosse, kalter Südwind, Wellen. Nachts fiel die Marsrahe auf einer Seite, und am Tage brach ein Tau, doch ging beides ohne Unfall ab.

21. Februar. Wir gehen auf dem 37. bis 38. Grad entlang und haben von Tristan d'Acunha diesmal nur von weitem die Spitze über den Wolken gesehen. Es ist warm wie ein Märztag mit kühlem Winde, der nach Schnee riecht; das macht, weil er vom südlichen Eismeer kommt. Wir fahren über den ergiebigsten Walfischgrund, haben aber noch keinen gesehen, dagegen fliegen Albatrosse um das Schiff, und Mohr springt wütend am Heck hin und her und bellt sie an. Die Tage verstreichen so gleichmäßig, daß man immer wieder durch den Sonntag überrascht wird.

27. Februar. Wir haben den 15. Grad passiert und also gleiche Zeit mit Euch, denn der 15. Grad ist deutsche Einheitszeit. Südlich sind wir auf dem 40. Grad, fast einen Grad tiefer als voriges Mal, aber es muß weniger Eis im Polarmeer sein, es ist mild, das Wasser grün anstatt blau und $+13^{\circ}$ R. Wind mäßiger als man möchte und von „achter“, dabei Dünung und das Schiff rollt unablässig, alle fünf Sekunden eine Schwingung. Gestern lag es stetiger, heute ging es, aber wochenlang ist dieses Schaukeln unaufhörlich gewesen. Wenig Albatrosse und einige Seeschwalben, Hunderte von weißen Eisvögeln, leider zu entfernt, um sie persönlich kennen zu lernen. Jürgen liest mir Sibirien von Kennan vor, und wir entrüsten uns den ganzen Tag. Ueber das Kap der guten Hoffnung sind wir fort und passieren wohl morgen die Länge von Kap Agulhas.

*) „Nimm dich in acht, der Hund leckt dich von oben bis unten.“

6. März. Dichter Nebel, und obwohl hier kein Schiff zu erwarten ist, darf man doch nichts versäumen, und das Nebelhorn tutet in die weite Oede hinein. Eines Abends, als wir uns eben zum Tee gesetzt und unsern Labskaus auf dem Teller hatten, ertönte plötzlich ein Glockenschlag; es war also etwas an Steuerbord. Kapitän, erster und zweiter Steuermann, Steward, Frau und Hund stürzten sofort nach oben, aus dem Logis sah man die Leute auch schon nach vorn stürmen. Der Mann auf dem Ausguck glaubte ein fernes Nebelhorn gehört und auch Licht gesehen zu haben; später wollen noch zwei das Licht von einem Dampfer in Lee gesehen haben; das Tuten muß von einem Pinguin oder Albatros gewesen sein und mit dem Licht kann man sich leicht täuschen. Ich hatte mich auf einen Eisberg gefaßt gemacht, aber Gottlob, bis jetzt haben wir kein Eis gesehen.

8. März. Wir sahen eine Menge Eisvögel, einer verflieg sich nachts in die Segel und fiel auf Deck; da wir noch auf waren, brachte ihn Juranitsch herunter, ein reizendes weißes Tierchen mit Schwimmfüßen, weiß mit schillernd grauen Federchen. Natürlich ließen wir ihn fort. Am hübschesten sind die Seeschwalben, die wirklich die schwalbenhaftesten Manieren haben, nur daß sie nicht in der Luft, sondern dicht über dem Wasser im Zickzack fliegen; von Zeit zu Zeit tunken sie ihr klein Schnäblein ein, meistens aber scheinen sie sich mit einem Füßchen vom Wasser abzuschellen.

22. März. Während dieser ganzen Zeit ist nichts zu verzeichnen; wir kriechen sacht über die Karte. Für die sturmreiche Gegend, die wir durchmessen haben, ist es uns gut gegangen, wenn auch nicht so schnell, als man hätte erwarten dürfen. Wenig Vögel, die jetzt bald ganz fortbleiben; einen Delphin harpunierte Franz und Eberhard fing einen Albatros. Sonst nichts, nichts, nichts. Gut, daß wir so viel zu lesen mit haben; uns Bücher zu leihen, ist die größte Wohltat, die man uns erweisen kann. Mehrere Abende haben wir uns an Hauff's Märchen ergötzt, die auch „die Alten lesen mit Lust und die Jungen mit Andacht“. Wir gehen diesmal nicht durch die Straße von Malacca, sondern durch die Sunda-Straße, zwischen Sumatra und Java, also am Krakatoa vorbei, von dem man zur Zeit des großen Ausbruchs im Jahre 1884 soviel gehört hat.

30. März. Schöner frischer Passat; wir haben unseren Ost gemacht und gehen nun nach Norden. Zu sagen ist nichts, der Wendekreis ist überschritten, und so schnell geht der Wechsel von kühl zu warm vor sich, daß ich gestern noch

das dickste Kleid trug und morgen in Kaftun schlüpfen werde. Eine Unannehmlichkeit hatten wir: Jürgen wollte den Hund schlagen, der trotz aller Mahnungen und Drohungen bellte, während der Steuermann schlief, und als er ihn am Halsband faßte, biß ihn Mohr in seiner Angst in die rechte Hand; es blutete stark und das war gewiß gut. Der Hund ist sonst ganz gesund und umgänglich, nur Prügel liebt er nicht.

6. April. Wenn die schöne frische Brise anhält, sind wir morgen wohl an der Sundastraße. Jürgen liegt schon lange über den Spezialkarten, in die wir die Feuer eingezeichnet haben; Jürgen maß sie und ich machte den roten Punkt. Es ist heiß, + 26 Grad R. und wir hatten einen Tag Stillte. Gleich waren zwei Haie da und umspielten das ausgehängte Stück Speck; wenn sie es fassen wollten, fühlten sie den Haken und schwammen fort und konnten doch nicht davon lassen; stundenlang lagen die Leute über der Brüstung und ließen den Speck tanzen. Endlich biß einer, Jürgen schickte ihm zum Überfluß ein Stück Blei in den Hals, zerschob dabei den Strick der Angel, so daß der Hai zwar vernichtet ist, aber entkam. Den zweiten fingen die Matrosen und zerstückten ihn. Fünf bis sechs Fuß waren sie lang, mit breiten Köpfen und gräulichen Mäulern. Gestern abend roch ich deutlich wieder indischen Landgeruch. Wir sahen auch wieder Vögel, u. a. den „Bootsmann“, „weil er hinten den Marlspieker stecken hat“, wie es heißt, er hat nämlich eine dünne Schwanzfeder, wie einen langen spitzen Bolzen; auch kommen einige Nachtfalter und mehrere Libellen. Der Steward hat sich gerühmt, daß er nun wisse, wie Zigarre auf englisch heiße; erst hätte er es nicht gewußt; „und das kann doch der Kapitän nicht verlangen, daß ich verstehen soll, wenn er etwas auf Englisch fordert, aber jetzt weiß ich es.“ Herr Pauly: „Nun, wie denn?“ — „Giftnudel!“

8. April. Aufregender Tag; wir waren heute früh unter Land, sahen eine flache Insel vor uns, dicht mit Wald bedeckt, an ihrem Saum Palmen und brandende Riffe, dahinter von allen Seiten hohe, steile Berge, und wußten nicht, wo wir waren, denn es wollte auf keine Stelle der Karte recht passen, und ob wir uns zwischen Inseln befanden oder vor einer Bucht, war nicht zu erkennen. Wir mußten beidrehen und warten bis es zwölf Uhr war; dann fanden wir, daß wir um zwei Minuten — dreißig Meilen — weiter östlich standen als berechnet; die Insel war Klapper Island auf der Südseite von Java. Am Nachmittag passierten wir

dann Java Head mit seinen Abstürzen und sahen den Leuchtturm und über dem niedrigen Gebirgszuge eine ferne graue Spitze; der Berg mußte geradezu riesig sein, denn an diesem Teile von Java befindet sich kein hoher Berg; wir peilten ihn und fanden, daß es der Krakatoa sein mußte; es war mir ganz graulich, ihn so über die ganze Insel fort zu sehen, als ob man in Rom einen Berg sähe, der in den Alpen stände.

Kapitän Leverkus, mit dem Herr Pauly jahrelang gefahren ist, befand sich am 26. August 1883, dem Tage des großen Ausbruchs, 300 Seemeilen von dem Vulkan entfernt und hörte ein Getöse wie von Kanonendonner. Nachts darauf leuchteten Meer und Himmel plötzlich weiß und der Mond sah so sonderbar aus, daß er nicht wagte, weiterzugehen und beidrehen ließ. Der Schein rührte von der Asche her, die noch in dieser Entfernung so dicht fiel, daß man zu Mittag die Kajütslampe anstecken mußte. Als sie sich der Sundastraße näherten, war das Wasser so mit Leichen und Trümmern bedeckt, daß der Kapitän seiner Frau verbot, an Deck zu kommen. Dieser schreckliche Anblick dauerte fort, bis sie die Stelle erreichten, wo Anjer gestanden hatte; die Stadt und der Feuerturm auf Vierte Punt waren spurlos verschwunden.*)

Auf dem ganzen Wege von der Sundastraße bis nach Kapstadt hat man sich noch nach Jahren mit Bimsstein versehen können und Jürgen brachte mir auch jetzt ein paar Stücke, die vorbeetrieben. Noch ein Jahr nach dem Erdbeben hing in den Konsulaten und Hotels in Hongkong eine Tafel aus, in der die Schiffe vor der Sundastraße gewarnt wurden, da sie noch nicht wieder aufgenommen wäre.

9. April. Es war grimmig heiß und flau, so daß es nur in dem Tempo der Schnecke vorwärts ging, die zur Hochzeit kroch und zur Kindtaufe ankam, und doch einer der idealen Tage, wie es im Leben nicht viele gibt. Wir sind in der Sundastraße, auf der Südseite sahen wir die Höhenzüge der Prinzeninsel und nach Norden zu, also seitlich voraus, hatten wir den ganzen Tag den Krakatoa vor Augen; 2750 Fuß hoch, links davon die niedrige Insel Verlaten und dahinter in

*) Der Lotse Avang beschrieb uns die Zerstörung von Anjer. Er wäre zufällig in seine Haustür getreten und hätte eine riesenhafte Welle von wenigstens 40 Fuß Höhe sich mit solcher Geschwindigkeit heranwälzen sehen, daß er und wenige andere sich nur mit Anstrengung den Hügel hinauf retten konnten, ehe die Flut hereinbrach und alles verschlang.

blauem Duft einen zweiten Riesen von 2860 Fuß Höhe, den Sebesie. Klar von oben bis unten standen diese grimmen Kerle da und so mild Luft und Ferne sie verklärten, sah man doch die Felsschrunde von der Spitze bis in's Meer den ganzen Kegel durchfurchen. Und nun die Luft! Jeder Atemzug war wonnig, die Brise kam von Java mit Wohlgerüchen beladen. Leider trägt Jürgen seine Nase nur zum Schmuck und vermochte mein Entzücken nicht zu teilen.

9. April. Am Morgen wurden wir durch das Geschnatter eines Malaienbootes erweckt; einige der Insassen kamen an Bord und boten ihre Vorräte an. Nach langem Handeln erstand Jürgen den Inhalt des ganzen Bootes für sechzig Mark und es wurden zwanzig Trauben Bananen, die aber zum Teil noch unreif sind, heraufgezogen, sechzig Kokosnüsse, Säcke voll Yams und eine Menge Körbe mit süßen Kartoffeln, die aussehen, wie Georginenknollen, hundert Eier — es waren aber nur siebzig — und schließlich eine Menge Kürbisse. Jürgen gab der Mannschaft gleich einige der Bananenbüschel und Kokosnüsse, und nicht lange, so sah man sie mit Stücken Kokos in der Hand umhergehen. Die Sundastraße ist wunderschön, das Wasser klar und grün, an der Java-seite bewaldete Bergzüge mit grünen Wiesenstrecken bis an die weiße Strandlinie hinunter, im Hintergrunde eine grüne Kuppe hinter der anderen, bis die Spitzen in den Wolken verschwinden; voraus hat man die niedrigen Felsen der Insel Dwars in den Weg und andere kleine Eilande, und sieht man zurück, so steigen die Riesenpyramiden des Krakatoa und Sebesie in ihrer ganzen gewaltigen Größe aus der See. Von dem überwältigenden Eindruck dieser Kolosse gibt keine Beschreibung einen Begriff. Zuerst erschien die Form des Krakatoa vollkommen regelmäßig, weiterhin aber kam die abgestürzte Seite zum Vorschein, die ganz in sich zusammengesunken ist. Ueber Java lagerten dicke Wolkenballen, die sich gegen Abend verzogen; die Sonne ging prachtvoll unter zwischen Krakatoa und Sebesie.

Mit uns sind eine ganze Reihe Schiffe hier; ein Norweger, auf dem eine Frau in Weiß zu unterscheiden war, ein bunter Italiener, der zu Anker lag oder eine Menge malaiischer Fischerboote mit kleinen dreieckigen oder großen quadratischen Segeln. Es kam ein Lotse an Bord, der ein empfehlendes Zeugnis von einem Engländer vorwies und den Jürgen annahm, um einen guten Ankerplatz zu bekommen, doch schien er nicht recht Bescheid zu wissen und das Lot zeigte immer 26 bis 27 Faden — 162 Fuß — während der

Lotse von zwölf Faden gesprochen hatte; schließlich mußte man den Anker in solcher Tiefe fallen lassen, was eine gräuliche Sache ist. Abgesehen von der Gefahr, ihn nicht wieder zu bekommen, hat der „Regulus“ durch die Wunderlichkeit des alten Kapitäns, der den Bau überwachte, kein Patentspill und ist auf die Arbeit der Mannschaft angewiesen. Die Körbe, in denen die sweet potatoes waren und die ein bestimmtes Maß bezeichnen, sind aus frischen grünen Palmblättern gemacht; die Mittelrippe wird bis zu dem vierten Blatt abgeschnitten und die sehr langen Blätter ineinander geflochten; sie sind leicht und vergänglich, aber für den Augenblick fest und zweckentsprechend.

Mohr hatte einen glücklichen Tag; er ließ mich kaum in Frieden eine Banane essen, so wild war er darauf, auch Kokosnuß bekam er; süße Kartoffeln und Yams ließ er sich auch gefallen. Die braunen Leute waren ihm unheimlich, ohne Jürgen oder mich traute er sich nicht hinauf, bellte sie auch nicht an, dafür konnte er sie nicht genug beriechen — sie hatten Angst vor ihm, aber so oft man ihn auch forttrieb, immer wieder stand er da und beschnüffelte sie.

11. April. Wir nahmen den Anker auf und kreuzten bei schlechtem Wind und einkommender Flut bis über Anjer, wo wir wieder den Anker fallen ließen, denn man kann nur mit der Flut weiter und treibt bei Ebbe zurück. Wir haben einen großen Viermaster und einige andere Schiffe zur Gesellschaft und verbrachten den warmen Abend auf Deck. Die Küste von Java ist ganz nahe, und ich erlaube mich an den Bergformen, den Wäldern mit den riesigen Bäumen, sah aber mit Staunen auf den Bergen große kahle Flecke; die Vegetation soll durch das Erdbeben so gelitten haben. Von der Stadt Anjer sahen wir nur ein einziges Dach. Auf der Karte steht: „totally destroyed“ (gänzlich zerstört), und der erste Dampfer, der nach dem großen Erdbeben die Post dort abgeben wollte, suchte den wohlbekanntenen Ort vergebens. Zu uns kam indessen doch ein Boot heran, aus dem ein Kasten mit Briefen an Bord gebracht wurde. Jedes Schiff sucht sich selbst die seinen heraus; für uns waren keine da.

Die Leute haben schwere Tage bei der furchtbaren Hitze, aber sie verlieren den Humor nicht und amüsieren sich mit einem unglücklichen Affen, einem häßlichen, kahlen Tier, das sich Eduard gekauft hat; ich freue mich, daß ich nicht dieser Affe bin, denn die Mannschaft spielt beständig mit ihm und er hat Ketten um den Hals und um den Leib einen langen schweren Strick. Der Koch hat sich ein graues Eichhorn ge-

kauft mit orange Leib und grau und orange Schwanz, Eberhard eine Muskatratte, die aber bereits von der Katze gefressen ist, auch ein paar Reisvögel hört man zirpen, und weiße und gelbe Kakadus und niedliche kleine Affen mit weißen Händen wurden angeboten.

Wir schwelgen in Enteneiern und Mandarinen.

11. April. Wir liegen noch hier. Der Tag war heiß und es blutet einem das Herz, die Leute in der furchtbaren Glut den Anker aufnehmen, dann wieder die Segel setzen zu sehen. Der Wind ist ganz unbeständig, es mußte fortwährend gewendet werden, trotzdem trieben wir zurück und schließlich wurde es flau und wir mußten den Anker nochmals fallen lassen; später kam dann ein heftiges Gewitter. Gegen Abend kamen einige Kanoes an mit outriggers, die aus zwei dicken, durch krumme Naturäste am Kanoefestigten Bambus bestanden. In zwei Astgabeln lag das zusammengerollte Segel nebst Bambusrah und Bambusmast. In diesen leichten, schmalen Booten saßen 1—2 oder 3 Malaien; ihr Anker war ein Ast mit einer Gabel, mit einem faustgroßen Stein beschwert, und damit der Haken auf die richtige Seite fiel, war ein Stück Koralle daran befestigt. Stricke und Taue waren sehr hübsch gleichmäßig aus Kokosfaser gedreht. Mich interessierte eine lange, grüne Ranke, wenig dicker als ein Bleistift, die sie als Tau benutzten und am „Regulus“ fest machten, während der eine an Bord kletterte. Es waren hübsche, intelligente, braune Gesichter.

Wir quälen uns langsam weiter. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß, trotzdem die Strömung durch die Straße von den Gezeiten bedingt wird, auf 24 Stunden immer 16 Stunden von Nord nach Süd und 6 bis 8 Stunden in umgekehrter Richtung Strom ist. Hat man nun nicht Wind genug, um den Strom zu überwinden, so muß man Anker werfen, um nicht zurückzutreiben. Auf diese Weise kann man ein Schiff unter vollen Segeln sehen, das nicht von der Stelle rückt. Morgens strömt die Ebbe heraus, mit zwei und einer halben Meile Strom, dagegen kann man nicht an. Um Mittag kommt die Flut ein, man nimmt den Anker auf und setzt Segel, und da wenig Brise ist, so kreuzt man mühselig ein paar Stunden und muß dann den Anker fallen lassen. Gestern trieben wir zwei Stunden lang unter beständigem Loten; auf den Karten waren 11, 18, 20, 28 Faden angegeben, und das Lot zeigte Tiefen von 30 bis 32; was das heißt, den 40 Zentner schweren Anker mit der Kette aus einer solchen Tiefe aufzuziehen, könnt Ihr Euch schwerlich denken;

schrecklich ist es, die armen Leute dabei zu sehen, gerade in der ärgsten Hitze, geändert kann es aber doch nicht werden.*)

Die Berge zeigen kahle Stellen zwischen dem Wald, durch das Glas sieht man, daß sie über und über angebaut sind und man in den Feldern einzelne große Bäume hat stehen lassen, ebenso einige Baumklumpen auf den Spitzen, auf der höchsten, als eine Art Landmarke, einen einzigen riesig hohen Baum, gegen den die „dicke Emma“ bei Elgersburg ein Kind ist. Gestern fischte mir Jürgen einen sehr hübschen Sepiaknochen; ich amüsierte mich, den Krakatoa und etwas Luft und Meer darauf zu malen und legte ihn zum Trocknen auf Deck. Bald darauf war er fort, offenbar hatte ihn der Lotse gestohlen. Das war mir zwar sehr ehrend, aber nicht erfreulich, ich tröstete mich indessen mit der Vorstellung, daß er ihn jedenfalls gegen eine alte Jacke oder Hose verkaufen würde und er zuletzt als Kunstwerk der Eingeborenen in einem Museum glänzen wird. Der Steward hat zwei reizende grüne javanische Täubchen mit roten Schnäbeln gekauft, sie girren ganz zart und sind kleiner als unsere Tauben.

15. April. Ein großes Boot kommt längsseit, dem ein braun gesottener Mann entsteigt und sich als Runner und Lotse für Batavia vorstellt. Tageweit gehen sie bei gutem Wetter hinaus, um sich bei den Schiffen den Rang abzulaufen. Dieser war ein einfacher, bescheidener Mann, den ich für farbig hielt, er ist aber Schwede, und Jürgen sagte gleich, solche Knochen und Hände hätte kein Farbig. Sein Name war Thor, er hatte starke, lange, gelockte Augenbrauen und schöngeschwungene lange Wimpern. Wir behielten ihn zu Tisch und er erzählte, daß hauptsächlich Chinesen diese Küstenstriche besäßen. Die Eingeborenen bebauten sie, und was wir sähen, wären Zucker- und Kaffeepflanzungen. Er wollte Briefe mitnehmen, ich machte also in Eile einige fertig. Wir nahmen den Anker leider zu früh auf, nach Angabe unseres malaiischen Lotsen, und trieben zurück, so daß wir den gestrigen Tag gänzlich verloren haben.

Als abends der Strom zu Ende war, nahmen wir den Anker auf und gingen bei schwacher Brise langsam, aber

*) Jede Mannschaft bevorzugt bestimmte Lieder bei der gemeinsamen Arbeit. Wenn Jürgen jetzt singt oder pfeift:

„There's plenty of gold,
As I am told,

On the banks of Sa-cra-men-to!“

steht mir immer das Aufnehmen des Ankers in der Sundastraße vor der Seele.

stetig vorwärts, mit uns ein Viermaster und eine Bark „Lightshooter“. Um Mitternacht waren wir endlich bei Nicolaspunt und hatten somit die Sundastraße passiert. Hier entließ Jürgen den Lotsen zu meiner Freude, denn es war mir beängstigend, den leise tretenden, schwarzen Kerl um mich zu haben, dessen Boot mit drei Malaien hinten angebunden war, und der das, was ihm gefiel, nur in einem unbewachten Augenblick seinen Leuten zuzuwerfen brauchte. So lange wir braune Gesellschaft an Bord haben, lasse ich die Gucker nicht aus den Augen. Heute sind wir in der Java-See und an den tausend Inseln vorbeigekommen, von denen wir siebzehn sahen, darunter einen einzelnen Baum, scheinbar ohne Unterlage über dem Wasser schwebend.

In der Badestube haust eine Schabe von der Größe eines Hirschkäfers, so daß ich nur mit Angst hineingehe.

Luft herrlich und balsamisch. Die Eier hielten sich nicht, wir haben sie verbraucht.

18. April. Furchtbar heißer, schwüler Tag; wir gehen auf das Feuer am Eingange der Bankastrasse, zwischen Sumatra und Banka, zu; hier herum sind erschrecklich viel Sandbänke unter Wasser; diese Stellen haben hellere Färbung, der eigentliche Weg ist kaum zwei Meilen breit.

Die Malaien sangen am letzten Abend stundenlang in ihrem Boot; es waren verschiedene Melodien zu unterscheiden; sie tremolierten mit Gefühl durch die Nase, und statt des Schlußtons, den man erwartete, ließen sie den Endton, sozusagen halbwegs, ausklingen.

Schade, daß es so umständlich ist, eine Kokosnuß aufzumachen, nichts ist so erfrischend bei dieser Glut als der wasserhelle prickelnde Saft einer jungen Nuß; manche enthalten über einen halben Liter. Jürgen legt sie vorher in das Bad, um sie zu kühlen. Mohr ist gierig auf das Fleisch, und macht jemand eine Nuß auf, so steht er daneben und verwendet kein Auge von dem Vorgang.

22. April. Sonntag. Gestern hatten wir ein heftiges Gewitter. Als es vorüber war und nur noch Luft und Land voll Dunst und Wolken hingen, sah ich ein mir ganz neues Phänomen, ein Bergzug im Nebel stand in Regenbogenfarben, nicht etwa in einem Stück Bogen, sondern senkrecht in der Farbenskala beleuchtet.

Wir haben heute mit frischem Wind ein schönes Ende gemacht und die Insel Banka vor Augen mit hohen, spitzen Häuptern über dem niedrigen Ufer; dort sind die berühmten Zinngruben, die von Chinesen bearbeitet werden. Vor den

Eingeborenen warnt die Segelanweisung und sie stehen auch bei den Malaien in schlechtem Ruf: „Banka men, bad men, makee die“**), sagte der Lotse Avang. „Makee poison“**) — und zaubern die Leute krank, bis sie sterben. Ich hoffte, sie würden Kokosnüsse bringen, aber soweit zivilisiert sind sie noch nicht, scheint es. Heute abend sahen wir Schwärme schwarzer Vögel bei Sonnenuntergang von Banka nach Sumatra fliegen, sehr hoch über dem Schiffe fort, und denkt Euch, es waren Fledermäuse. Sie müssen wenigstens so groß wie Bussarde gewesen sein. Jürgen versuchte eine zu schießen, aber sie flogen zu hoch. Ob es Vampyre sind oder fliegende Hunde?! —

Aber die Luft! Als ob der Maiwind über einen blühenden Obstgarten striche oder über eine Fliederhecke, hinter der eine lange Reihe Leute umschichtig Muskatnuß reibt und Sandelholz raspelt. Heiß ist es freilich, aber doch nicht unerträglich.

23. April. Gewitter, das uns kühlt und vorwärts bringt. Wir sahen ein kurioses Ding wie ein umgestülptes Dach aus dem Wasser ragen, daneben einen dunklen geknickten Strich. Durch das Glas gesehen blieb kein Zweifel, es war das gestrandete Schiff, von dem der schwedische Lotse uns erzählt hatte. Das Dreieck war ein Stück vom Rumpf und das Geknickte ein gebrochener Mast.

Wir kamen an der Inselgruppe Nanka vorbei und sahen auf dem westlichen Eiland unerwartet einen Feuerturm. Die kleine Insel war hübsch bewaldet, Jürgen dachte es sich angenehm, da Feuerwärter zu sein, denn es gäbe dort gewiß Jagd. Entschuldigt, wenn ich nochmals die Luft erwähne, — wie grüne Muskathyazinthe mit Goldlack, und einmal roch es plötzlich wie in einem Thüringer Tannenwald.

Die Bäume am Ufer sollen hauptsächlich aus Tamarinden bestehen.

26. April. Im Chinesischen Meer; heiß und schwül, aber kein Regen, doch bildete sich eine große Wasserhose; deutlich sah man die Bewegung in der Röhre und das aufsteigende Wasser unten, aber nicht die Verbindung. Jürgen meinte, sie wäre nicht ganz zur Entwicklung gekommen. Gottlob ging sie weit von uns vorüber. Weder Jürgen noch die Steuerleute haben je persönlich mit einer Wasserhose zu tun gehabt, obwohl Jürgen einmal so nahe an einer vorbeigekommen ist, daß er das Brausen hörte; sie erzählten jedoch von einem

*) „Banka-Leute, schlechte Leute — machen sterben.“

**) „Machen Gift.“

Kapitän, über dessen Schiff eine Wasserhose bei vollkommener Stille fortgegangen war und das Ruderhaus, das Rad und den Mann am Steuer fortgerissen hatte.

27. April. Ich habe seit mehreren Tagen Kopfschmerz, wahrscheinlich von der Hitze, die drückend ist.

30. April. Alle Tage Hitze und Stille, abends Regenwetter mit oder ohne Gewitter, dabei rückt man nur mäßig vorwärts. Wir sind am Anfang von Rhio Strait zwischen den Inseln. Eine ist ein weithin sichtbares Seezeichen, denn auf der Spitze ihres höchsten Berges ragen zwei Hörner auf, die von vorn genau aussehen wie Eselsohren, woher sie auch Asses Ears heißen.

Jürgen hat eine Seeschlange mit Tabak ausgestopft. In ihrem Magen war ein Fisch von 20 cm Länge und dicker als die Schlange selbst, da wo sie nüchtern war. In einer der kleinen blauen Quallen, die aussehen, wie ein mit feinen weiß und blauen Glasfäden überspinnener Knopf, fanden wir einen ganz kleinen Fisch, etwa einen Zentimeter lang, den sie sich buchstäblich einverleibt, aber noch nicht verdaut hatte, denn er bewegte sich noch.

Gestern abend kam ein Boot mit einem malaiischen Lotsen, Jürgen war sehr froh und er machte auch auf mich Laiensee den Eindruck, etwas zu verstehen; der vorige gab auf Jürgen's Frage, ob er Segel setzen solle, zur Antwort: „yes, if you like“*). Heute früh ließ ich beim Nähen meine Schere fallen, und sie blieb mit der Spitze stecken, also konnte man Besuch erwarten, und ich war gespannt, ob es eine Libelle, ein Vogel oder was es sonst sein würde, — bald darauf kam Jürgen mit der Meldung, da wäre der Besuch, denn von zwei Seiten kamen Lotsenboote an, jedes mit drei Mann**). Der Lotse, der sich vorstellen will, wirft erst den runden Hut ab, setzt eine Mütze auf, bindet sich einen Sarong über die leinenen Hosen, steckt ein Päckchen, in ein Tuch gewickelt, in die Jackentasche und solchergestalt salonfähig, klettert er über die Brüstung, wickelt sein Päckchen auf und überreicht seine Kreditive. Darauf kann man aber nicht viel geben; so sagte der Lotse Avang ganz unschuldig von einem andern, dieser habe seine Zeugnisse von ihm; „me got many, he got none, give some“.***) Es gibt auch Kapitäne, die dem

*) „Ja, wenn Sie wollen.“

**) Die Fahrt zwischen diesen Straßen und Inseln ist gefährlich; man nimmt daher gern die Leute, die mit ihren Booten herankommen und das Fahrwasser ihrer Gegend kennen, eine Strecke weit als Lotsen mit; deshalb diese Menge.

***) „Mich viele, er keine, ihm einige geben.“

armen Schreibunkundigen bescheinigen, er wäre „the stupidest ass, he ever met“.*)

Der eine Lotse heute hatte seinen Sohn von etwa zwölf Jahren mit, einen schlanken, reinlichen Jungen in rosa Hosen, lila Jacke und scharlachrotem Fez. Er schenkte mir eine Popeia, und ich ihm Kakes und Rosinen. Gestern bekamen wir auch ein paar ganz frische, noch grüne Kokosnüsse; die Nuß innen war schon hart, aber noch weiß. Angezapft gab die eine drei Biergläser voll klaren Wassers, das etwas auf der Zunge prickelt, herrlich erquickend. In der Sundastraße sah ich Leute ihr Boot ausschöpfen mit einer Kokoschale und einem Stück Zinndose, heute benutzten sie einen Korb dazu, den sie ganz wunderhübsch aus einem Bananenblatt gemacht hatten; erst wollte der Mann ihn nicht verkaufen, er hätte es „hissep“ (sich selbst) gemacht, als er aber eine große Konservendose erhielt, war er des guten Handels offenbar froh, und Jürgen gab ihm noch eine Rupie, worüber alle Malaien in Mitleidenschaft grinsten. Ich gönnte es ihm auch, denn sie kommen so weit heraus, drei bis vier Mann, und vigilierten auf Schiffe und wir konnten ihnen den Trost nicht geben, welche hinter uns gesehen zu haben.

1. Mai. Kein Wind und wir werfen den Anker aus; „Hanker“ sagte der Lotse. Wir liegen in der Mitte von Inseln; mit dem Glase lassen sich die Bäume der Wälder erkennen, aber mit dem bloßen Auge unterscheidet man nur die Riesenstämme, die den Wald überragen; denkt Euch waldiges Vorland, dann waldige Hügelketten, dahinter einen blauen Bergzug und auf diesem erkennt man in dieser Entfernung einzelne Stämme, ebenso hoch aufsteigend wie die untere Höhe von der See bis zu den Gipfeln beträgt, über die sie hinaussehen. Einige solcher Bäume standen in einer Einsattelung und überragten die benachbarten Bergkuppen; sie müssen unbegreiflich hoch sein.

Wieder ein Lotsenboot, einer der vier Brüder Ismael, die besonders intelligente Leute sind. Dieser war sehr amüsant; er erzählte Jürgen, der ihn von früher kannte, sein Bruder hätte keine Frau mehr, er habe sie fortgeschickt, zu mir gewendet setzte er erklärend hinzu: „Malaya fashion“.***) Ich lachend: „Malaya fashion not nice fashion.“ Er mit großer Lebhaftigkeit: „Malaya fashion — proper fashion!“

*) „Der dümmste Esel, der ihm noch begegnet wäre.“

**) „Malay-Sitte.“ Ich lachend: „Malay-Sitte nicht hübsche Sitte!“

Worauf er: „Richtige Sitte!“ Wenn ein Mann seiner Frau alles gäbe, Kleider, Essen, Geld und „nicht gut“ — dann, mit lebhafter Handbewegung: „Vater, Mutter, nimm Tochter, nicht gut.“

Wenn ein Mann der Frau alles gäbe, Kleider, Essen, Geld und no good — dann, mit lebhafter Handbewegung: „Father! mother! take back daughter, no good!“

Dasselbe Recht hätten die Frauen; gefiele ihnen der Mann nicht, fort mit Schaden, — aber Chinamann und weißer Mann „go to head-man, makee contract. No good? — Keep!“*)

Dabei war er voll Leben und Bewegung, ein schlanker, schon etwas ergrauender Mann. — Einer der kleinen Reisvögel starb; er war schon gestern krank und wurde für die Nacht in einer Zinndose auf einen wollenen Strumpf gelegt; heute früh wollte ihn der Steuermann tränken, wobei er in die Waschschüssel fiel, und trotzdem er noch mit einem wollenen Lappen bedeckt wurde, starb er.

Auch der Segelmacher war gestern nicht wohl, ihm war übel, er hatte Durchfall und andere Leiden, die sich infolge vielen Schwitzens in heißen Klimaten einstellen. Was tut der Mann? Zieht zwei Jacken und zwei Paar Beinkleider an, deckt sich warm zu und schwitzt — und wirklich geht es ihm besser. Vielleicht war es doch das Richtige, denn ihn hatte gefroren.

Der junge Malaie, der im Lotsenboot mitfährt und ab und zu an Bord kommt, hat einen metallenen Schneidezahn, genau geformt wie der andere. Da ein europäischer Zahnarzt ausgeschlossen war, interessierte es mich. Befragt, zeigte er auf meinen Ring und erklärte, er habe sich Gold für zwei Dollar vom Chinamann gekauft, es selbst zurecht gehämmert und ingerammt; er beschrieb das mit Bewegungen und wollte auch den Zahn höflich herausnehmen, um ihn mir zu zeigen, bekam ihn aber trotz Ziehens und Rüttelns nicht heraus und ließ es bewenden, da ich flehte, er solle es lassen. Ich fragte, ob das malaya fashion wäre, aber er spricht und versteht schlecht englisch und begriff die Frage nicht. Entweder haben sie herrliche Gebisse, oder durch Betelkauen ganz zerstörte gelbe Zähne und blutrote Mäuler.

Wir aßen die Popeia, die klein war, aber köstlich.

3. Mai. Große Begriffserweiterung; Jürgen kauft eine Schildkröte und wir haben Suppe. Ich wollte das Rezept im Audot nachlesen, aber es ist keines darin, obwohl doch Frankreich am Meer liegt und also Schildkrötensuppe essen muß. Herr Pauly hat selbst eine Schildkröte im Mittelmeer gefangen. Der Koch und Jürgen verständigten sich indessen

*) „Aber Chinamann und weißer Mann geht zu Obermann, madt Kontrakt. — Tut nicht gut? — Behalten!“

auf Grund früherer Erfahrungen und die Suppe schmeckte sehr gut, obwohl etwas zu viel Gewürz daran war. Die ganze untere Schale wird zerschnitten, mitgekocht und wirkt gallertartig, aber ohne Geschmack. Es sättigt sehr. Schrecklich war mir das zähe Leben des Tieres, das durch Abschneiden des Kopfes getötet wurde, und in derselben Weise wie der Frosch noch lange nach dem Tode auf jeden Reiz reagierte.

Kein Wind am Vormittag; der Anker wird aufgenommen, um den schwachen Strom zu benutzen; am Nachmittag kommt ein Gewitter mit widrigem Wind, der Anker muß also wieder geworfen und die Segel festgemacht werden, denn wir liegen in einem Kranz von Inseln und Vorsicht ist die Mutter des Porzellankastens. Es ist wirklich schlimm, so zu liegen und nicht fortzukönnen, nur noch vierzig Meilen vom Ziel.

Ich trinke alle Tage die Milch einer Kokosnuß; der Saft ist immer verschieden, manchmal fast geschmacklos, manchmal prickelnd, dann wieder süß, als wäre Zucker darin, oder er schmeckt nach Nuß bis zur ausgesprochenen Ranzigkeit, doch immer kühl und erfrischend. Neulich hielten wir eine für schlecht, die aber nur nicht kluckern konnte, weil sie so voll Saft war.

Um die Kokosmilch zu schätzen, muß man sie hier trinken; der schale Saft einer Kokosnuß in Berlin oder Hamburg gibt keinen Begriff von der Wohltat, die er in heißem Klima ist.

II.

Singapore.

6. Mai. Es ist elf Uhr abends, + 25° R., ich bin müde, aber schlafen werde ich bei der Hitze nicht. Draußen brennt eine Fackel von Petroleum, die ein Kuli durch Luftpumpen und Stochern unterhält und die fast taghell Schiff und Takelwerk beleuchtet; phantastisch ziehen die Chinesen unter langhallendem Geschrei mit ihren leeren und vollen Kohlenkähnen hin und her, über uns steht das Kreuz und zur Seite der junge Mond. Es ist eine Szene für Menzel. Eigentlich wollte ich alles regelrecht erzählen, wie wir endlich Sonnabend spät auf der Reede von Singapore den Anker fallen ließen und am Morgen die bekannten Gesichter des Dubasch- und des Bumboatmannes sahen, den Schuhmacher, den Wäscher, wie ich leider Migräne hatte und wir trotz des

Sonntags die Briefe bekamen, — aber was ich heute sah, quillt mir zur Feder hinaus. Wir liegen nämlich nicht in Singapore, sondern an einem Löschplatz in Pulo Brani, einer kleinen Insel, auf der die Schmelzwerke liegen, für die wir das Anthracit gebracht haben.

Der Lotse, ein Engländer, kam mit zwei kleinen Dampf-ern, die rechts und links angespannt wurden, und so ging es durch die schmalen, zum Teil stark strömenden Meeres-arme zwischen den bewaldeten Hügeln entlang, eine wunder-volle Landschaft, als führe man aus einem kleinen Landsee in den anderen. Meiserische Bungalows und spitze Dächer sahen hier und da aus dem Grün hervor.

Dicht vor den Schmelzwerken, aus deren vier Schorn-steinen abends rote Glut herausschlägt, wurde der „Regulus“ festgemacht. Auf dem Kai lagen in Reihen kleine weiße Säcke, die fortgeschafft werden mußten, um für unseren Anthracit Platz zu machen. Diese unschuldigen flachgefüll-ten Säcke haben es aber in sich, sie enthalten Zinn, das in Malacca und Banka gefördert wird und jeder derselben wiegt einen Zentner; die chinesischen Kulis lassen sich zwei, manche auch drei und sogar vier auf den Nacken laden und traben damit fort. Die Chinesen, die wie Ameisen durchein-ander laufen, mit spitzen Hüten und nackten Oberkörpern, mit stumpfen, grotesken, sanften oder schlaun Gesichtern, den Zopf aufgerollt, die Arme fleischlos, die Muskulatur stark ausgebildet, alle schwatzend, jabernd, haben wir direkt vor unserer Tür. Heute, als ich nachmittags, nur mit einem Fächer und dem untersten der Gewänder bekleidet, auf dem Bett lag, drückte plötzlich einer der Chinesen sein Gesicht in die Rundung des kleinen Fensters und ließ seine Blicke freundlich auf mir ruhen. „Go away directly!“*) rief ich mit hoheitsvoller Gebärde und zeigte mit dem Fächer die Richtung, in der ich wünschte, daß er sich entfernen möchte, gleich darauf versuchte ein anderer durch das zweite Fenster zu sehen, prallte aber noch zur rechten Zeit zurück, ehe Jürgen's Faust hindurch fuhr. Wir gingen dann zum ersten-mal an Land; es war wundervoll grün und frisch und die Blicke über das Wasser und die Hügel umher reizend. Plötz-lich standen wir bei einer Krümmung des Weges vor einem Pfahlbaudorf, hundert Häuser vielleicht, jedes für sich, etwa zwanzig Fuß über dem Wasser, untereinander durch ganz schmale Stege verbunden. Einige der Hütten neu und schön, andere so windschief und zerzaust, daß man nicht begriff,

*) „Mache, daß du fortkommst!“

wie sie überhaupt noch stehen konnten. Links zog sich grün und still die Bucht herum, rechts schloß ein hoher bewaldeter Hügel das Bild ab, den Hintergrund bildete der Ausgang nach der See mit einer Menge Barken und Boote, die in dem klaren Wasserspiegel wie in der Luft schwebten, uns zu Füßen lag das Dorf — wie es wahrscheinlich vor Jahrtausenden genau ebenso an den deutschen und Schweizer Seen ausgesehen hat. Ein magerer Junge in einem braunen Kittel, die schwarzsträhnigen Haare um das gelbe Gesicht, der uns mit scheuen schwarzen Augen betrachtete, könnte zur Pfahlbauzeit genau ebenso am Bodensee gestanden haben. Dann kamen indessen Farbenflecke in das Bild, wie sie dort nicht zu sehen gewesen sind, als Leute, grellrot oder grün angetan, in ihren Türen kauerten, hier und da ein dunkles Gesicht um die Ecke sah, dann und wann ein leuchtender Sarong über die Stege ging. In einem Boote wurden große Muscheln gewaschen und poliert, andere Boote, Lastkähne und bunte Sampons glitten vorbei, — ich kann nicht sagen, wie vollkommen phantastisch, merkwürdig, fremd und malerisch der Anblick war. Wir gingen hinunter an den ersten Hütten entlang. Unter einem Vordach kauerte ein schwarzes Hindumädchen mit leuchtenden Zähnen und Augen und schrie beständig: „Abdul! Abdul!“ Wir hatten Mohr mit, er litt aber sehr von der Hitze und verhielt sich ganz passiv, trotzdem fuhr ein Haufen Kinder bei seinem Anblick mit Entsetzen zurück; ein alter Großvater stürzte heran, nahm eins auf den Arm und tröstete es. Jürgen behauptet, sie wären nicht vor Mohr, sondern vor uns gelaufen. Als wir zurückgingen, hatte sich der kleine Abdul eingefunden und bekam zu essen; sehr niedlich stand er da, in ein Korallenarmband und einige bunte Steine an einem Hüftbändchen gekleidet, rund und braun. Ein Hindumädchen ging an uns vorbei mit einem gelbbraunen Tuch über dem Kopf, genau wie Girolamo Savoldos Venezianerin, reizend von Form, Farbe und Ausdruck, die Lippen leicht gefärbt, lächelte sie, als ich sie bewundernd anblickte; sie war nicht dunkel und nicht gelb, sondern ein helles weiches Braun mit rötlichem Anflug auf den Wangen, wie ein reifer Pfirsich. Dagegen sah uns hinter einer Tür ein Mädchen nach, so schwarz von Auge und Haar, mit so drohendem finsternen Ausdruck, daß ich ihr nicht allein hätte begegnen mögen. Aus einer Hütte tönten Klänge, die in Melodie und Ton an einen Dudelsack erinnerten. Wir blickten im Vorübergehen hinein und sahen in dem gedämpften Licht zwei Frauenzimmer liegen, ein drittes kauerte daneben und blies auf einer Schal-

mei; der reine Alma Tadema. Ach, daß er seine englischen Modelle verliefte und hierher käme, wo die Antike lebt!

Dann kamen wir an einen geebneten Platz, wo eine Menge Malaien zwischen 8 bis 25 Jahren Fußball spielten. Sie waren alle reinlich und frisch und bewegten sich mit einem Anstand und einer Lebhaftigkeit, daß wir lange mit Vergnügen zusahen; sie haben geschmeidige Glieder und die Hitze ficht sie nicht an.

12. Mai. Was es für liebenswürdige Leute gibt, ist wahrhaft erstaunlich. Wir saßen abends schreibend in der Kajüte, als uns zwei Karten gebracht wurden, Mr. Carrol und Mr. Duller. Der erste ist der Manager, Geschäftsführer der Zinnschmelze, der andere, der zur Zeit mit Mr. Carrol zusammenlebt, ist in einem Geschäft in Singapore. Man sieht vom Schiff aus den Aufgang und die Veranda ihres Bungalows, der auf einer kleinen Anhöhe steht. Die Herren wollten uns die Schmelze zeigen, was sich des Abends am besten mache. Wir gingen also mit ihnen und sie erklärten uns alles auf das eingehendste; es soll die größte Zinnschmelze der Welt sein. Der Anthracit ist nicht zum Speisen der Maschine bestimmt, sondern wird in die Masse geworfen, ebenso allerhand altes Eisen, Tonnenbänder, Töpfe u. dergl., was sie rascher in Fluß bringt. Von den Gruben in Malacca und Banka liefern die Chinesen das Zinn ein, das Gestein ist zerkleinert wie feiner Sand; der Chemiker der Gesellschaft, der auch in der Nähe wohnt, prüft jeden Sack auf seinen Zinngehalt und danach wird der Preis bestimmt. Das Zinn wird erst auf sechs Schüttelmaschinen gewaschen und dann in große Hochöfen gebracht, in denen eine solche Glut ist, daß man schwarze Brillen aufsetzen muß, um hineinzusehen; es wogte gräßlich darin, wie in einem Vulkan. Einer der Oefen wurde aufgestoßen — sie sind durch Lehm geschlossen, wie beim Glockengießen — die Lava stürzte heraus, die rotglühende Schlacke sammelte sich in Sandformen, um nochmals zerstückt und geschmolzen zu werden. Das reine Zinn lief tiefer unten in einen Kessel und sah aus wie rinnendes Wasser. Es wird dann mit Kellen in Formen geschöpft und so verschickt. Von jedem Guß wird ein Pröbchen genommen und in eine kleine Form gegossen; der Manager tat es vor unseren Augen. Das Zinn wölbte sich rund über der Form, kein Tröpfchen war zu viel, keins zu wenig; es sah aus wie Silber und wurde mir zum Andenken überreicht. Ueberall lagen heiße Schlacken und standen abkühlende Stufen, rannten Chinesen mit kleinen Wagen, und die roten Lichter spielten auf den dunklen halbnackten Gestalten, die

mit glühenden Stangen die Glut schürten. Das Getriebe geht nachts ebenso wie am Tage weiter, nur Sonntags werden die Oefen gelöscht. Ich hatte vergessen, daß ich zum ersten Mal ein Paar weiße chinesische Hausschuhe trug; wie sie nachher aussahen, könnt Ihr denken. Am nächsten Morgen kam Herr Carrol und bat uns nicht nur zum Abend, d. h. zum Diner um 7 Uhr, sondern sagte, er und Herr Duller wären den Tag über aus, ob wir nicht kommen und während der Tageshitze seinen Bungalow bewohnen wollten. Wir nahmen es dankbar an; Jürgen war nicht imstande, zu Hause einen vernünftigen Brief zu schreiben, denn abgesehen von dem Lärm der Dampfmaschine und dem der Kulis, wird das Schiff abgeschrappt und man sitzt wie in einem eisernen Kessel, der ohne Unterlaß geklopft wird. Wir brachten also den heißen Tag oben auf der Veranda zu, wo uns ein kühles Windchen umfächelte und wir den schönsten Blick vor uns hatten, aßen Tiffin mit Herrn Carrol und lasen in seinen Büchern. Buddah by Hermann Oldenberg, Max Müller, Lectures in the Royal Institution, Emmersons Werke, Heines Buch der Lieder, eine Menge Wörterbücher fanden wir da, sogar „Le Rêve“ von Zola neben der göttlichen Komödie — Chemie, Mathematik, Mechanik waren mustergültig vertreten — „The Nature“ lag herum. Wenn man von der Lektüre der Leute auf ihre geistigen Bedürfnisse schließen kann, so mußte unser freundlicher Wirt sehr in unserer Achtung steigen. Herr Duller ist deutscher Schweizer aus St. Gallen, seine Mutter aus Lausanne; er spricht sein Englisch fließend mit etwas Dialekt und ist ein kleiner, übersprudelnder Mann. Herrn Carrol hielt ich für einen Schotten; in Größe und Haltung gleicht er Sir Morrel Mackenzie, das Gesicht etwas grobschlächtig, aber von feinem angenehmen Ausdruck; seine Art zu sprechen hat etwas Schwerfälliges, aber was er sagt, ist verständig, gütig und wohlunterrichtet. Er gefiel uns beiden ausnehmend. Am Nachmittag bot er uns seinen Wagen an und brachte uns selbst über das Wasser an die Fähre, wo uns dieser erwartete. Schon lange hegte Jürgen einen Herzenswunsch, der ihm bis jetzt unerfüllt geblieben war, nämlich einen Orang Utang zu sehen, und da eben ein sehr großer hier sein soll, der mit dem kleinsten aller Affen den Käfig teilt, so sollte dieses Glück ihm nun zuteil werden. Herr Carrol unterrichtete den alten Syce genau, wie er zu fahren habe; als er fertig war, ließ er den Mann die Lektion wiederholen und fort ging es durch die wohlbekanntnen Straßen nach dem botanischen Garten. Der Syce fuhr den Hauptweg hinauf, und als wir das Haus, in dem allerhand

Getier gehalten wird, erblickten, zupfte ihn Jürgen und machte ein Zeichen, zu halten, damit wir hinaufgehen könnten. Der Syce nickte, anhalten wollte er aber nicht und zeigte mit der Peitsche weiterhin; wahrscheinlich also war der Orang Utan wo anders. Indessen sahen wir, daß er den Garten verließ. Neues Zupfen mit gleichem Resultat. „Orang Utan, yes, yes!“ nickte der Syce mit vollem Verständnis und im Trab ging es weiter. Sollte das Tier in der Stadt untergebracht sein? Der Syce hält vor dem Museum und deutet mit der Peitsche hinauf: „Orang Utan!“ Es blieb uns also nichts übrig, als in das Museum zu gehen und dort — den ausgestopften Orang Utan anzusehen! „Orang Utan mati!“ (tot), sagte Jürgen grimmig, als wir zurückkamen. „Mati! mati!“ grinste der Syce voll Freude und fuhr zufrieden mit uns nach Hause, wo Herr Carrol und Herr Duller außer sich waren, als sie die Geschichte erfuhren. Der Syce hatte g e d a c h t, das war das Unglück, und da er nicht begriffen hatte, daß im botanischen Garten ein lebender großer Äffe wäre, war er zum Museum gefahren, wo es große und kleine gäbe. Das kommt davon, wenn die Bildung zu volkstümlich wird.

Am Tage darauf war ich zum ersten Male in der Stadt, und natürlich gingen wir vor allem zu dem alten Herrn v. H. Trotzdem wir wußten, daß er inzwischen in Deutschland gewesen und mit Glück operiert worden war, ergriff es uns lebhaft, ihn lesend in seinem Sanktum sitzen zu sehen. Es war mir so traurig gewesen, ihn in Nacht gehüllt zu wissen, hier, wo alles in Licht und Farbe getaucht ist. Er sprach von seiner Reise und erwähnte, er wäre eigens von Kiel nach Dresden gefahren, um die Sixtina wiederzusehen, die ihm in seiner Jugend einen der tiefsten Eindrücke seines Lebens hinterlassen hätte. Und dies erzählte er in dem trockenen kleinen Geschäftszimmer, wo die Bezopften lautlos ab und zu gleiten und Ketten, Kabel, Flaschen usw. an den Wänden und von der Decke hängen. Vier Jahrhunderte sind verstrichen, seit der junge Raphael die Kohle zur Hand nahm und den unsterblichen Umriß auf die weiße Leinwand zeichnete; Generation nach Generation ist ins Grab gesunken mit diesem Bilde in der Seele, und selbst dieser achtzigjährige Pilger aus dem fernen Osten wallfahrtet dahin und entzückt noch einmal das wieder erschlossene Auge an der alten, ewigjungen Herrlichkeit. Von welchem unserer modernen Künstler, die mit Lächeln Raphael als längst überholt bezeichnen, wird man wohl Ähnliches sagen können!

Im Adelphi-Hotel fanden wir Kapitän G. von der „Siam“ und seine junge Frau mit einem blonden kleinen Jungen. Wir lagen auf den Stühlen in der Veranda, als wären wir nicht fortgewesen; wie vormals kamen die Verkäufer und zeigten, auf dem Boden kauend, ihre Waren, und als der eine dem Töchterchen des Hauses, der kleinen Dolly, eine Mütze, die sie aus seinem Kram gezogen und auf ihre blonde Mähne gestülpt hatte, fortnahm, sagte die kleine Weiße entrüstet: „You are a rude man to touch my hand!“*) Dann kamen indische Gaukler und machten den gewöhnlichen Hokuspokus mit dem Verschwinden von Rupien und Steinen unter Schüsselchen, und der kleine Gerhard lachte und jauchzte. Hierauf führte der Zauberer mit einer schlanken braunen Hindufräule eine Art Stück auf, stellte sich zornig, sie jammerte und bat, er aber band ihre Hände und Füße zusammen, steckte sie in ein Netz, das er zusammenschnürte und dann in einen Korb, der viel zu klein schien, drückte sie mit dem Deckel hinein und legte eine Decke darüber. Alsdann ging er dreimal herum, indem er murmelte und auf der oft abgebildeten indischen Pfeife blies; hob darauf Leinwand und Deckel ab, zog das Netz leer, aber noch zugeschnürt heraus und ebenso die Stricke mit den unberührten Knoten. Im Korbe war nichts zu sehen, er stach von oben bis unten und auf den Seiten mit einem Schwerte durch, verdeckte ihn wieder, blies und murmelte, und als er den Korb wieder öffnete, kam sie wohlbehalten, aber kochgar zum Vorschein und strich sich die feuchten Haare aus dem nassen Gesicht. Die ganze Zeit über hatten wir ein Nebenspiel, das vergnüglicher war als das Hauptstück. Die Leute hatten einen kleinen schwarzen Jungen von kaum zwei Jahren mit, ebenso schwächling und dunkel, wie der gleichaltrige kleine Gerhard dick und blond war; solch einen Ausdruck von Schlaueit und Verschlagenheit, wie in dem Gesicht von diesem Hindukinde, hatten wir nie gesehen. Es zupfte den weißen Kleinen immer wieder, der sich dann umwandte wie ein kleiner Hüne und ihm langsam einen Klaps auf den schwarzen kleinen Schädel gab. Man hätte nicht glauben sollen, daß das schwerfällige Kind der herrschenden, das schlaue der unterworfenen Rasse angehörte, deren Typen sie waren. Dann kam die übliche Aufmerksamkeit der freundlichen Wirtin, die Einladung, auf ihrer Privat-Veranda Kaffee zu trinken; Kapitän Busch war auch dabei und es kam noch ein Kapitän Storm, der mir als

*) „Du bist ein unartiger Mann, meine Hand zu berühren“.

„der Professor“ vorgestellt wurde. Er fährt zwischen Singa-
pore, Java und anderen Inseln einen kleinen Dampfer, den
ihm seine Reederei mit der einfachen Weisung, Geld zu ver-
dienen, übergeben hat, und ist als Jäger, Ausstopfer und
Konservator bekannt. Von den Eingeborenen handelt er
seltene Tiere ein und verkauft sie nach Europa an Museen
und Händler. So hat er z. B. einen der ersten Orang Utans,
die nach Deutschland kamen, für 10 Dollars gekauft und für
500 wieder fortgegeben. Wo andere Europäer sich allein
nicht hinwagen, soll er ohne Furcht verkehren, u. a. mit den
Atchinesen. Es ließ sich sehr gut mit ihm plaudern. Am
nächsten Nachmittag fuhren wir zum zweiten Mal in den
botanischen Garten; Herr Carrol und Herr Duller begleiteten
uns diesmal in einem zweirädrigen Wagen mit dem leb-
haften Pferde Beauty. Der Orang Utan erwies sich denn
auch als ein furchtbarer Vetter, sah aus wie ein böser alter
Mann und zeigte ein entsetzliches Gebiß und eine lange,
gräulich rote Zunge. Eine junge hübsche Dame stand ziem-
lich dicht am Käfig; urplötzlich streckte er seine riesige
haarige Pfote durch die Stäbe nach ihr aus. Sie sprang zu-
rück und hatte sich weniger erschreckt als wir, die wir
sahen, wie wenig daran fehlte, daß er den Hut mitsamt
Flechten gepackt hätte.

Der Garten war so schön wie je; ich sah mehrere Ginkgo
Biloba, die für den ältesten Baum der Welt jung waren,
etwa von der Größe eines mittleren Birnbaumes. Abends
Diner bei Herrn Carrol. Nie habe ich Speisen zierlicher an-
gerichtet gesehen, als durch den chinesischen Koch des
Hauses. Es waren nach indischer Art sehr kleine Schüsseln,
aber jede so reizend und elegant, daß es einem beinahe leid
tat, sie anzubrechen. Kartoffelmus glich einem leicht aus-
einandergebogenen gotischen Kohlkopf, die süße Speise be-
stand aus Ananasscheiben von einem Netzwerk aus Teig
überzogen, wie aus Wachs, so zart und hell. Das Stück
Huhn, das ich bekam, war zart und schieres Fleisch; ich be-
griff nicht, wo es ein so großes Stück gehabt haben konnte.
Außer uns waren noch einige junge Leute da; der eine, ein
hübscher, klug aussehender Junge von etwa neunzehn Jahren,
klagte bitter darüber, daß er in einen entfernten Distrikt ge-
schickt werden sollte, um dort die Firma zu vertreten; er
hatte zwar mehr Gehalt und es war eine Beförderung, aber
da nur wenig Weiße dort sind, würde er weder Cricket noch
Fußball spielen können!

Unser Wirt, Herr Carrol, interessierte Jürgen und mich
sehr; er hat etwas absonderlich Schlichtes und Bestimmtes,

ist voller Interessen und augenscheinlich wohl unterrichtet. Jürgen bemerkte, er mache den Eindruck, über seiner Stellung zu stehen. Gelegentlich hatte er uns gesagt, er hätte seinen Urlaub zu einer Reise nach Kalifornien mit Frau und Töchterchen benutzen wollen; das Kind war drei Jahre alt, „a beautiful child“.*) Zwei Tage vor der Abreise läuft es in den benachbarten, nicht fünf Minuten entfernten Bungalow, bekommt den Sonnenstich und am Abend ist es tot. Seine Frau wäre fast auch daran gestorben; er hätte sie bei seiner Schwester in Kalifornien gelassen, damit sie sich erst ganz erhole, ehe sie wiederkäme. Nachher erzählte mir Herr Duller, ein großer „ladies' man“, der mir auf die Veranda gefolgt war, daß dieser Mann ein John Halifax ist, ein self-made man, der hier Schmelzer war und sich durch eigene zähe Energie so heraufgearbeitet hat. Mathematik, Chemie und was in sein Fach schlägt, hat er in Privatstunden gelernt, die bedeutendsten Zinngruben in England und Amerika bereist, und in Chicago, was für seine technische Ausbildung von Interesse war, studiert. Aber das Wunderbarste kommt noch. Er heiratete die Tochter eines Arbeiters, die keine Erziehung hatte und „dropped her h's“,*) sonst „war sie seiner wert“. Jetzt nun, als sie das Kind verloren, hat er zu ihr gesagt: „Ich arbeite für Dich, Du mußt aber auch für mich arbeiten. Du kannst mich auf meinem Wege fördern oder hemmen, und Du mußt wünschen, mir zu helfen,“ und hat sie in Kalifornien in die beste und teuerste Schule gebracht, wo sie anderthalb Jahre bleiben und sich das Nötige aneignen soll, um die ihr zukommende gesellschaftliche Stellung einnehmen zu können. In wenigen Monaten ist die Zeit um und dann wird sich zeigen, ob und wie das Experiment gelungen sein wird. Wir finden es sehr gewagt. Ist die Frau nicht einfach und verständig, hat sie keinen Takt, so ist Halbbildung schlimmer als keine. Sogar Klavier spielen hat sie gelernt, „weil hier alle Damen spielen!“ Schade, daß sie mich nicht um Rat gefragt haben, dann wäre ihr das wenigstens erspart worden! Das Problem, wie man die Summe der Begriffe, Anschauungen und Kenntnisse, die wir unter „Bildung“ verstehen, einem erwachsenen intelligenten Menschen übermitteln und was man dem Gedächtnis in einem solchen Falle zumuten könne, hat mich seitdem oft in Gedanken beschäftigt. — Aber was für Existenzen gibt es! — Daß mir Herr Duller einen dicken Blumentopf nach dem

*) Ein schönes Kind.

*) Fehlerhafte Aussprache der Ungebildeten.

andern verehrte und mir bewies, daß sie gar keinen Platz fortnehmen, mir schließlich eine blühende weiße Lilie, einen großen Strauß anderer Blumen und ein Rosenbukett schickte, versteht sich von einem so galanten Manne wohl von selbst.

Höchst merkwürdig war mir, daß ein rotblühender Hibiskus, der hier sehr viel vorkommt, eine herrliche Stiefelwichse ist, die das Leder glänzend und geschmeidig macht; ich wichste den ganzen nächsten Morgen meine Schuhe; sie färbt aber leider auch die Hände wie mit Tinte. Im Garten fand ich ein reizendes Unkraut, eine kleine lila Dolde mit gefiederten Blättern, wie Mimosa, an die ich aber erst dachte, als ich eine pflückte und sie nicht allein die Blätter schloß, sondern sie auch am Zweige senkte; die gepflückten gingen nicht wieder auf.

15. Mai. Gestern verließen wir die abgelegene kleine Insel und gingen auf die Reede zurück. Ein junger Mann aus dem Geschäft, der noch Jürgen Lebewohl sagen wollte und zum Essen blieb, konnte, da sich der Dampfer währenddessen in Bewegung gesetzt hatte, nicht fort, bis wir wieder an der Kette lagen. Er erzählte, daß er hier in Pulo Pinang geboren wäre, wo sein Vater Zuckerrohr- und Tapiokapflanzungen gehabt hätte. Gefragt, von welchem Teil der Pflanze, die wir eben im botanischen Garten gesehen hatten, Tapioka gewonnen würde, sagte er, aus der Wurzel, die aber erst gekocht werden müßte, um ein Oel abzusondern, das sehr giftig wäre; die Malaien hätten es früher gebraucht, um ihre Kris damit zu vergiften. Sie schlichen ihrem Feinde nach und stachen von oben durch die Schulter ins Herz, indessen wäre diese Unliebenswürdigkeit sehr abgekommen. Jürgen fragte, ob es hier Jagd gäbe. Es wäre nicht viel, hier und da einen Tiger; wenn die Malaien einen merkten, zeigten sie es an und dann würde er geschossen. Auf den kleineren Eilanden gäbe es noch Tiger, hier nicht; sie schwimmen vom Festlande herüber — „Tiger schwimmen sehr gut,“ wie auch Brehm, auf Dr. Jagors Autorität hin, angibt.

21. Mai. Singapore-Reede. Wir haben in Saus und Braus gelebt. Beinahe alle Morgen waren wir an Land; hier und da habe ich eine halbe Stunde bei Herrn v. H. gesessen, der in jeder Beziehung die beste Gesellschaft ist, die man haben kann, und der mir alles mögliche erzählt; z. B. sagte er, Neapel müßte ich sehen und den Berg hinter Messina hinaufsteigen. Dort habe sein Vater mit neunzehn Jahren das Fort gegen Napoleon kommandiert. Herrn v. H.'s Großvater nämlich hatte als Hannoveraner in eng-

lischen Diensten ein Regiment angeworben und seinen Sohn, Herrn v. H.'s Vater also, schon mit zwölf Jahren als Leutnant in dasselbe treten lassen. Auf einem großen Diner bei einem englischen Herzog wurde der Knabe ganz als Offizier behandelt, aber sobald das Dessert aufgesetzt war, stand er auf und sagte: „Now I had rather go into the garden and play with the girls.“*)

Dann geht es gewöhnlich in das Hotel, wo die Kapitäne sich zusammenfinden und einige ihrer Frauen einquartiert sind. Dort verdämmert man die heißesten Stunden, fährt darauf an Bord und sitzt noch ein wenig in der Abendkühle. Das ist der Tag in Singapore. Vorgestern abend waren wir alle bei Kapitän Busch auf dem „Peter“, einem prachtvollen Viermaster. Um sieben Uhr versammelte man sich, Dr. de V. mit seiner hübschen Frau und Mutter, die „Siamesen“, wir „Reguleusen“ und noch einige andere Herren und Damen. Essen in der Kajüte und dann Herumsitzen auf Deck mit der sehr guten Schiffsmusik, und der Koch hielt launige Vorträge mit Musikbegleitung, und wenn ein Tanz gespielt wurde, tanzte, wer wollte, die beiden dicken Kapitäne, Busch und Jürgen, schwebten miteinander daher, daß es eine Lust war.

Ein alter Kapitän, jetzt in einem Geschäft, war mit Frau und Töchtern da; die Frau, obschon ältlich und keine Schönheit, tanzte nach ihrer eigenen Angabe wie ein junges Mädchen, war klug und lebhaft und ich unterhielt mich sehr gut mit ihr. Drei Reisen hatte sie mit ihrem Manne gemacht; dann erschienen Kinder und sie blieb zu Hause. Währenddessen fuhr ihr Mann zwischen Singapore und Japan hin und her. Als das sieben Jahre gedauert hatte, riß ihr die Geduld, sie ging ihm nach und fuhr noch drei Jahre lang mit ihm.

Das Amüsanteste des Abends waren launige Toaste, die einer der jungen Kaufleute hielt, eigentlich nicht für die Damen bestimmt; er sprach im Kartenhäuschen, wo das Getränk stand, aber die ununterbrochenen Lachsalven zogen auch uns dorthin, und ich habe nie in meinem Leben Ähnliches gehört an sprudelndem Geist, Schlagfertigkeit und Phantasie. Er soll einmal eine so ergreifende Rede über zwei totgeborene Zicklein gehalten haben, daß schließlich alles in Tränen schwamm.

Vor einigen Tagen entstand während eines Gewitters eine Wasserhose. Wir hatten eben an Bord gewollt, als das

*) „Nun möchte ich lieber in den Garten hinunter und mit den kleinen Mädchen spielen.“

Unwetter losbrach; die Steuerleute berichteten dann, wie sich die Wasserhose in der Mitte des Hafens gebildet habe, dem Lande zuwirbelte, und über Tanyong Paga, die Docks und Kohlenschuppen hinging; in einem Augenblick sei die Wassersäule von den aufwärts gerissenen Kohlen bis oben hin schwarz gewesen; sie hätten mächtige Stücke fliegen sehen, und in der Tat sind nicht nur Dächer abgedeckt, sondern zwei Masten aus einem dort liegenden Dampfer förmlich herausgedreht worden.

Gestern wurde unter amerikanischer Flagge ein großes Schiff eingeschleppt, ohne ein Stück Segel, ohne obere Rahen, überhaupt sonderbar aussehend; es war ein deutsches Fahrzeug, der „Friedrich“, mit Petroleum von New York für hier bestimmt gewesen. Dieses Schiff war hier in der Nähe in ein niedriges Atoll geraten, hatte nicht wieder heraus gekonnt und war aufgelaufen. Obwohl es nun da so sicher lag, wie in Abrahams Schoß, hatte es der Kapitän mit der ganzen Mannschaft verlassen, und als nach einigen Tagen keine Spur davon zu sehen war, rapportierte er das Schiff als gesunken und reiste nach Hause. Inzwischen war nämlich ein Dampfer gekommen, der vielleicht das Fahrwasser kannte, hatte das Schiff abgebracht und fortgeschleppt, es aber wieder treiben lassen, da das Wetter stürmisch wurde. Nun kam ein Amerikaner des Weges, nahm das Schiff in Beschlag und ließ es durch einen Dampfer nach Singapore bringen. In Aden bekam der unglückliche Kapitän die Nachricht von seiner Reederei, mit dem Befehl, umzukehren; er kam auch zurück, aber zu machen war nichts mehr, der Amerikaner hatte die Braut heimgeführt, ein großes gutes Schiff mit voller Ladung, 10 000 Kisten Petroleum sollen noch darin sein. Der Kapitän wird wohl sein Patent verlieren, und in der Tat ist es unbegreiflich, daß er so schnell das Schiff verloren gegeben hat. Indessen, heißt es, müsse man mit dem Urteil zurückhalten, denn er wäre ein tüchtiger und erprobter Seemann.

Eine große Merkwürdigkeit sitzt jetzt im Adelphi-Hotel im Pferdestall und frißt Reis mit der Hand aus einer Schüssel, nämlich ein Nasenaffe, den Kapitän Storm aus Borneo mitgebracht hat und hier an einen Kapitän verkaufen möchte, der an den Versuch, ihn lebend nach Europa zu bringen, hundert Mark wenden will. Sollte es gelingen, so ist es ein brillantes Geschäft, denn es hat noch kein Nasenaffe die Reise überlebt. Dieses ist schon ein altes Tier; die Nase ist groß aber nicht gekrümmt, wie sie dargestellt wird, sondern hängt ihm schlaff, wie bei einem Trut-

hahn, über den Mund, der verhältnismäßig klein ist und ihm bei mangelnden Zähnen das Aussehen eines nicht sehr ehrwürdigen Greises gibt. Er ist etwa zwei Fuß hoch im Sitzen, der Kopf klein mit grauem Vollbart wie mit einer Halskrause umgeben, sonst ist das Fell rötlichbraun, der Pelz dicht über der Stirn hat das Aussehen einer zu hellen Perücke. Die Abbildungen des Nasenaffen, wie z. B. auf der Tafel in Häckels Schöpfungsgeschichte, sind wahrscheinlich nach Exemplaren in den Museen gemacht, bei denen die Nasen steif nach vorn gestopft sind. Kapitän Storm ist wieder da und hat diesmal auch einen kleinen, etwa zweijährigen Orang Utan mitgebracht, der im Adelphi-Hotel von der Dienerin Stine gepflegt wird und ganz wie ein kleines Kind auf uns zukriecht, nach uns langt und genommen sein möchte. Er trinkt schon ganz verständig aus einer Tasse. Das arme Tierchen tut mir leid, denn Stine gibt ihm Klapse und stopft ihm Kuchen mit Mandeln und Zitronat in sein kleines Maul, und er ist noch so klein und hilflos, etwa so groß wie ein Kind von anderthalb Jahren. Ich hätte ihn gern mitgenommen; in Europa würde er sich vortrefflich verkaufen, aber er müßte fürs erste freilich gehalten werden wie ein kleines Kind und ertrüge schwerlich den Klimawechsel auf einem Segelschiff. Ich fragte Kapitän Storm, wie die Orang Utans gefangen würden; er sagte, er habe es nie gesehen, doch liefen alle Berichte darüber auf Betäubung hinaus. Die einen sagten, sie hieben alle kleineren Bäume um den großen, auf dem sich der Orang Utan befände, nieder und ließen ihn zwei bis drei Tage hungern. Dann hängten sie eine mit Opium bestrichene Durian oder andere Frucht auf, und wenn der Affe betäubt herunterfiel, brächten sie ihn in den Käfig und begossen ihn mit Wasser, um ihn zu sich zu bringen. Nach anderen isolierten sie den Baum, hieben ihn in dunkler Nacht um und hielten dem Orang Utan eine Blendlaterne vor, so daß er nichts erkennen könne; zugleich bliesen sie ihm feinen spanischen Pfeffer in die Augen, und wenn er ganz blind und von Schmerz betäubt wäre, fesselten sie ihn mit Rattan und fingen ihn so. Wieder andere sagten, sie schössen ihn mit nur leicht vergifteten Pfeilen; das Pfeilgift betäube ihn und sie begossen ihn dann mit Wasser, um ihn wieder zu sich zu bringen. Er hielte alle drei Arten für möglich und wahrscheinlich, denn wenn Wilde etwas auf eine Art täten, wichen sie nicht davon ab, und einen ausgewachsenen Orang Utan bei Bewußtsein zu fangen, halte er für unmöglich. Derselbe sei ein weit gefährlicheres Tier als ein Tiger, denn dieser habe nur sein Gebiß

und der Orang Utan außerdem die ungeheure Länge und Stärke seiner Arme. Wenn er ein solches Tier habe, lasse er immer zwei Soldaten vor dem Käfig mit geladenem Gewehr stehen und gäbe Befehl, es auf der Stelle zu erschießen, wenn es Miene machen sollte, auszubrechen. Er habe die ersten lebenden nach Europa geschickt; damals habe er sie mit zehn bis zwölf Dollars bezahlt, jetzt aber müsse er selbst hundertundzwanzig geben. In der Wildnis fielen sie den Menschen nicht an und es sei schade, sie auszurotten. Kapitän Storm fährt immer zwischen Singapore und Borneo hin und her und ist alle acht bis zehn Tage wieder hier, bleibt aber nur zwei bis drei Tage. Wir besuchten ihn auch auf seinem Schiff, obwohl die See so unruhig war, daß der Sampan auf- und niederflog und es lange dauerte, ehe wir seinen kleinen Dampfer, die „Lübeck“, erreichten. Er empfing uns sehr freundlich, und aus allen Ecken und Enden kramte er merkwürdige Dinge heraus. Da war eine anderthalb Meter lange, dünne, grasgrüne Schlange, die noch lebte und sich um Jürgens Arm ringelte, einige wunderbare Käfer und Schmetterlinge, die simulierten, Grillen, die daumesdick und ebenso lang waren, eine Gespensterheuschrecke von fünfzehn Zentimeter Länge, mehrere sehr seltene Uebergangs- oder Zwischenarten, wie eine weiße Ratte mit weißgelbem, borstigen Haar, einer Schnauze und einem Gebiß wie ein Schwein — kein Nagetier — und Bälge von allerhand Vögeln. Daß Marabus sehr geschätzte Putzfedern hätten, hörte er erst von mir, ließ einen Marabubalg bringen und wir suchten und fanden die weißen schmutzigen Federn ganz tief unter dem Schwanz versteckt, aber in feinen Wedeln, und er ärgerte sich, verschiedene Marabus über Bord geworfen zu haben. Er schenkte mir ein lebendes stinkendes Eichhörnchen und ein wildes Huhn, das sich nicht wesentlich von den zahmen Hühnern unterscheidet, Jürgen erhielt die grüne Schlange und Krokodileier, die sehr selten sind, etwa von der Größe der Schwaneneier. Dann mußte Jürgen noch die Büchse sehen, mit der Kapitän Storm seit Jahren seine Streifzüge macht, und es war rührend, wie der alte stumpfe Jagdhund, der bisher teilnahmslos dagelegen hatte, plötzlich aufsprang und lebendig wurde.

Nachdem wir noch einen Alligator und einen Leguan, eine Art großer Eidechse, in Augenschein genommen hatten, fuhren wir mit unseren Gastgeschenken davon.

27. Mai. Wir laden Rattan und Sagomehl in Säcken, das zur Stärkefabrikation dient.

Jürgen bei Tisch zum Steward: „Wo sind denn die vielen Schoten von gestern geblieben?“ Steward knapp und laut: „Die haben ich und Herr Pauly gegessen!“

29. Mai. Endlich haben wir gestern den Ausflug nach Johore gemacht, auf den ich schon lange Lust hatte.

„Bekanntlich“ wurde, wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, die Insel Singapore den Engländern von dem Sultan von Johore abgetreten, dem noch jetzt, trotzdem er persönlich ein sehr reicher Herr sein soll, viele seiner früheren Untertanen die gewohnte Steuer entrichten, wohl einer der überraschendsten Beweise von Anhänglichkeit, die man seinem angestammten Herrscher geben kann.

Da die kleine Residenz Johore so nahe war und der dortige Palast gezeigt wird, hätte ich ihn natürlich schon längst gern gesehen und das indische Festland betreten. Auf unsere Erkundigungen stellte uns der Dubasch sogleich seinen eigenen Wagen zur Verfügung und erbot sich artig, uns selbst zu führen. Als wir indessen der Verabredung gemäß ihn morgens um 7 Uhr abholen wollten, war er in der Nacht erkrankt und statt seiner stieg sein Bruder zu uns ein, kein erfreulicher Tausch, da er bei weitem nicht so wohl unterrichtet und sein Englisch „man swak“ ist.

Die Fahrt in frischem Trabe auf vortrefflicher Landstraße, quer durch die Insel, war herrlich; wir hatten einen vorzüglichen Tag getroffen, meist bedeckten Himmel, so daß wir nicht einmal die Schirme aufzuspannen brauchten. Der Weg führt durch üppigen Wald, an Pflanzungen, malaiischen Dörfern, europäischen Ansiedelungen vorüber mit entzückenden Ausblicken auf Tal und Hügel. Hier im Jungle soll es noch ziemlich häufig Tiger geben und nach der niedrigen Schußprämie von vierzig Dollars zu urteilen, muß es wohl wahr sein. Ich würde gern einen aus sicherer Entfernung gesehen haben, sie hätten aber in Reihen unter dem dichten Farrengestrüpp liegen und uns mit mordgierigen Blicken folgen können, unmöglich hätte man sie zwischen dem verrotteten gelben und braunen Laub, den schwarzen Schatten und den Flecken des rotgelben Bodens bemerkt.

Nach anderthalb Stunden mit einmaligem Pferdewechsel hatten wir den Meeresarm vor uns, der die Insel vom Festlande trennt, und der Weg begann sich nach dem Ufer zu senken. Man glaubte einen stillen Landsee vor sich zu haben, von waldigen Hügeln und fernen blauen Gipfeln anmutig umschlossen. Die kleine Stadt gegenüber zieht sich die Anhöhe hinauf, links davon stehen, von Rasenflächen und Baumgruppen umgeben, die kaiserlichen Paläste, die

eigentlich nur den Eindruck eleganter Villen machen, etwas entfernter sieht man ein schmuckes Pfahlbaudorf. Im Vordergrund schaukelten sich einige reichbewimpelte kleine Dampfer, von den Palästen wehten Fahnen, denn, wie wir erfuhren, verheiratete der Sultan seinen Sohn, und die Festlichkeiten, die wochenlang dauern, waren in vollem Gange.

Von einem weit ins Wasser gebauten Stege ließen wir uns nach Johore übersetzen. Unser erstes Verlangen nach der langen Fahrt ging begreiflicherweise auf ein gutes Frühstück, nun aber zeigte sich, daß unser Führer, der uns die ganze Zeit mit der Würde eines Konsistorialrates gegenüber gesessen hatte, des Ortes ebenso unkundig war wie wir selbst. Auf alle seine Fragen erhielt er immer den nämlichen Bescheid, ein Gasthaus, in dem Europäer essen könnten, gäbe es nicht, wir müßten uns an den englischen Klub wenden, und man wies uns ein weitläufiges, einstöckiges Gebäude, das wie die übrigen Häuser der unteren Stadt, des sumpfigen Bodens wegen, auf Pfählen ruht. Die halbgeöffnete Türe ließ innen einen kühlen, geräumigen Saal mit behaglichen Stühlen und einem mit Büchern bedeckten Mittelstisch sehen, allein der bezopfte Wächter dieses Paradieses verweigerte uns ebenso ehrerbietig als bestimmt den Eintritt ohne Erlaubnis des Vorsitzenden, und so blieb uns nichts übrig, als diesen Herrn aufzusuchen, den wir nach allerhand Schwierigkeiten noch glücklich genug zu Hause fanden. Er war sichtlich verstimmt über unsere Bitte und fragte ziemlich barsch, wie die Herren Behn, Meyer & Co. dazu kämen, uns ohne Empfehlung nach Johore gehen zu lassen?! Auf unsere Erklärung, daß wir uns auf unseren Dubasch verlassen hätten, wurde er menschlicher, schrieb einige Worte auf seine Karte und entließ uns in Gnaden. Da uns der Weg am Palast des Sultans vorüberführte, benutzten wir gleich unsere Karte als Passe-partout und wurden alsbald durch einen braunen Bediensteten in die Säle geführt; der Dubaschbruder ließ seine Schuhe ehrerbietig vor der Schwelle des Eingangs stehen.

In meiner Erwartung orientalischer Pracht wurde ich enttäuscht; es war ein von Veranden umgebener Sommersitz mit weitem Treppenhaus, hohen kühlen Zimmern und englisch-indischer Einrichtung, wie man es etwa bei einem dort lebenden reichen Handelsherrn erwarten würde. Schön machten sich auf den Treppenabsätzen und in den Gemächern große Kristallvasen in Form gewaltiger Champagnergläser. Wenn abends die Kronen brennen, diese riesigen Kelche mit Blumen gefüllt sind und die breiten Spiegelwände den Glanz

der Lichte, des Marmors und der Vergoldung zurückstrahlen, mögen diese Säle wohl einen prachtvollen Eindruck machen. In der oberen Halle hingen die lebensgroßen, schon sehr nachgedunkelten Bilder der englischen Königsfamilie und Lord Palmerstons, sonst war von Kunstwerken nicht viel zu sehen, nur in einem Saale standen rings an den Wänden Marmorfiguren, die aber sorglich in weiße Tücher gehüllt waren; man hob den Schleier von der einen; es war eine kniende Sklavin von großer Schönheit.

Die Privatzimmer des Sultans, der glücklicherweise für uns eben mit seinen Gästen beim Tiffin saß, waren für einen indischen Selbstherrscher einfach und in europäischem Geschmack; wie in den meisten indischen Häusern führte eine Treppe in das Badezimmer hinunter; ich konnte es nicht über mich gewinnen, auch dort einzudringen, hätte es aber eigentlich gern mit dem des Königs Ludwig in Hohenschwangau verglichen.

Von Zeit zu Zeit hatten wir ein eigentümliches Klirren gehört und sahen nun, als wir in das Erdgeschoß zurückkehrten, eine Anzahl Gefangener, je eine Hand und einen Fuß durch eine Kette verbunden, mit Fegen und Aufwaschen der Fußböden beschäftigt; zwar leichte Arbeit, aber wir hätten uns das Behagen eines solchen Landsitzes lieber nicht durch diese Musik verkümmern lassen, wenn wir Sultan von Johore gewesen wären. Ganz entzückend ist der Blick von der Eingangshalle über das Meer und die Parkanlagen. Graue Tauben hüpfen zutraulich in den Zweigen und durch das Gras; sie werden geschont, denn sie bringen Glück.

Heiß, müde, hungrig und sehr durstig erreichten wir endlich wieder unseren englischen Klub, wo uns die schwer erworbene Karte ein feines kleines Diner verschaffte. Unser Dubaschbruder verschwand bescheiden, um irgendwo landesüblich zu speisen, und als er wiederkam, war es ziemlich klar, daß er die Vorschriften seines Korans in bezug auf geistige Getränke nicht streng innegehalten hatte; wir aber wurden lautlos und im besten Stil bedient von weißgekleideten Söhnen des Himmels, und der gleichfalls chinesische Butler trug das Zeichen seiner Würde, das blauseidene Hosenband.

Schon lange war ferne Musik, Geschrei und Rufen zu uns gedrungen, jetzt sammelten sich eine Menge Leute auf einer Brücke mit Standarten in Form riesiger Lampenschirme. Die Einwohner prangten offenbar alle in Festgewändern, und ein Trupp bunt gekleideter Kinder kam jauchzend gesprungen, konnte aber einer verlockenden Pfütze

nicht widerstehen, hoben ihre funkelnagelneuen kleinen Sarongs in die Höhe und patschten mit der Wonne der Kindheit aller Zonen, Rassen und Stände glücklich ins Wasser. Allein die Freuden, die man übertreibt, verwandeln sich in Schmerzen; ein älterer Chinese, der des Weges kam, ergriff einen der kleinen Uebeltäter beim Zopf und bearbeitete ihn unbarmherzig mit der anderen Hand, worauf die Uebrigen, gleichfalls ernüchtert, eiligst auf den staubigen Pfad der Pflicht zurückkletterten. Wir machten uns nun auch auf den Weg, um die Stadt in Augenschein zu nehmen, obwohl die Sonne herausgekommen und es noch sehr heiß war.

Auf einem weiten schlammigen Platze fanden wir einen wahren Jahrmarkt etabliert, Verkäufer neben ihrem Kram auf der Erde hockend, Buden, „fliegende“ Garköche, mehrere chinesische Theater, auf denen ununterbrochen gespielt wurde, die Schauspieler mehlweiß und kirschrot geschminkt, Könige mit hohen Kronen und langen Bärten, Damen in phantastischem Kopfputz, Karikaturen, u. a. eine lustige Person in Froschmaske, dazu als Musik ohrenzerreißendes Gerassel und erschreckliches Gekreisch. Mitten unter den Zuschauern stand eine Schar Aussätziger, die ersten, die mir zu Gesicht kamen; die von der Krankheit befallenen Glieder waren geschwollen und braunrot, die Haut hart und rissig, hier und da weißlich, doch habe ich die abschreckenderen Formen des Leidens zum Glück nicht gesehen. Der Dubasch warf ihnen, der Sitte gemäß, sein Almosen in den Staub vor die Füße; es ist wunderbar, daß man sich scheut, es ihnen zu reichen, da sie es doch weitergeben und der Anna seinen Lauf unbeanstandet fortsetzt.

Musik und Umzüge lockten uns nun den Hügel hinauf in die Nähe eines mit Flaggen lustig besteckten Schloßchens, wo die Vorbereitungen zu einer großen Illumination in vollem Gange waren. Auf dem Wege genossen wir noch ein Glockenspiel, das zwischen all dem Getöse und Gelärm den Namen Musik noch am ersten verdiente. Etwa zwanzig Mann kauerten vor je einer auf einen gewissen Ton gestimmten Glocke und jeder gab mit großer Genauigkeit seine Note an, wie weiland die russische Kapelle, die Friedrich Wilhelm III. vom Zaren zum Geschenk erhielt.

Unterdessen kam unter lautem Geschrei und dem Lärm von Trommeln und anderen Instrumenten ein geschlossener Zug heran, dem wir mit dem übrigen Volk entgegeneilten. Es war der Mühe wert, denn es war ein Trupp malaiischer Krieger, die mit blanken Messern in den Händen, den Kris, ihr kurzes geflammtes Schwert, im Sarong, mit wehenden

Standarten und dem Getöse von Geigen, langen Trommeln, Pauken, Trompeten und rauhem Gesang einherzogen. Sie gingen nicht im Schritt, aber es waren große kräftige Gestalten von gerader Haltung und energischen Zügen, die einen kriegerischen, fast wilden Eindruck machten, wozu das schwarze Kopftuch beitrug, dessen einer Zipfel steif und drohend an einer Seite in die Höhe stand. Ebenso trugen sie alle einen dunklen Sarong und die landesübliche weiße Jacke, aber kein Schuhzeug.

Jürgen hatte große Lust, einen Kris näher anzusehen; ich dachte als Dame mir etwas Neugier gestatten zu dürfen und bat einen der Krieger durch Zeichen, mir die Waffe zu zeigen; er lächelte artig, schüttelte aber den Kopf und ging seines Weges; wir hörten später, sie zögen den Kris nie aus der Scheide, ohne zu töten. Es ist die nationale Waffe, die früher jeder trug, und noch jetzt soll sie trotz des Verbotes, viel öfter als man ahnt, in den Falten des Sarongs verborgen sein. Plötzlich fuhr mitten in die lärmende Menge ein leichter Jagdwagen mit einem feurigen Braunen bespannt, den ein trotz des Sarongs sehr eleganter junger Mann lenkte. Das lebhaftes Pferd scheute und ließ sich schwer im Zügel halten, der Syce sprang von seinem Sitz, ergriff das unruhige Tier beim Kopf, führte es einige Schritte und sprang dann in voller Fahrt wieder auf, keine kleine Leistung und ein schönes Bild. Der junge Herr, der selbst fuhr, war der zweite Sohn des Sultans.

So waren wir in die Nähe eines kaiserlichen Gartenhäuschens gekommen; Jürgen wurde bedeutet, zurückzubleiben, ich ging unbehindert näher und fand in einer offenen Vorhalle eine Menge geputzter Kinder mit ihren Ayas; eine ganz schwarze Wärterin mit einem hellen Baby auf dem Schoß lugte hinter einer vergoldeten Säule vor. In der Mitte standen zwei kleine Jungen von sieben und fünf Jahren, in schwere gelbe und rote Seide weit reicher als die übrigen gekleidet, sie trugen kostbar gestickte Käppchen, und die goldenen Ketten, die Brust, Arme und Füße umwanden, glänzten von Edelsteinen. Ich hielt ihnen die Hand hin, sie regten sich nicht, sondern sahen mich vornehm abweisend mit ihren dunklen Augen an, und eine gelbe, weißhaarige alte Dame im Hintergrunde warf mir giftige Blicke zu. Es waren alle Kinder der beiden Brüder des Sultans; sie haben den Rang ihrer Mütter, daher die Verschiedenheit in Anzug, Aussehen und Typus; nur die beiden kleinen Jungen waren „echte“ Prinzen. Mir fiel besonders ein etwa dreijähriges kleines Mädchen von ungewöhnlicher Schön-

heit auf; es begann bei meinem Herantreten zu weinen und versteckte das Gesichtchen an der Schulter seiner Aya, die es aufnahm und forttrug: das Kind hatte wunderbar große dunkle Augen und den ganzen Kopf voll dicker brauner Locken. Ein weißes Kind war nicht darunter.

Vom Sultan weiß man, daß eine seiner Frauen eine deutsche Gouvernante gewesen ist, man soll sie öfter in Singapore fahren sehen, wo der Sultan auch einen Palast hat, der indischer und kostbarer sein soll als der in Johore, aber das gehört zu den Dingen, die ich nicht gesehen habe, wie z. B. auch die großen Teeplantagen in Johore, von deren Existenz ich erst nachträglich erfuhr. Der Nebel lag schwer und weiß in den Niederungen, als wir zurückkamen. Bei Einbruch der Dunkelheit waren wir wieder in der Stadt und fuhren durch das abendliche Gewühl des chinesischen Stadtteils.

Abends nämlich fängt für den Chinesen erst der Tag an, Handel und Wandel untereinander beginnt. Dann legen sie nach der heißen Tagesarbeit reine Kleidung an, der Familienvater kauert sich mit den Seinen zu Tisch unter dem Vordach seines Hauses, an der Straße siedet der Koch, unzählige Lampen erhellen die Läden, und alles, was flimmert und glänzt und blitzt wird ausgelegt, in den Straßen drängt sich die bunteste Menge und kreuzen sich unzählige Rickschahs, deren sich dann auch die Europäer, sogar die Damen bedienen, bei Tage gilt es für unschicklich bis zur Unmöglichkeit, worüber ich manche Klage gehört habe. Jetzt scheint sich indessen in dieser Beziehung eine Aenderung vorzubereiten; es heißt, die Gemahlin des Gouverneurs habe sich in Japan eine eigene kostbare Rickschah bestellt, und man hofft, dieses glänzende Beispiel werde sich Bahn brechen. Die Gherries sind zwar nicht teuer, aber bei der Gewohnheit, selbst kürzere Strecken zu fahren, ist die Ausgabe nichts weniger als unbeträchtlich.

Wenn sich doch unsere heimische Droschke, diese ungefüge klapprige Maschine, ein Beispiel am Gherry nehmen wollte, das von ihr fast so verschieden ist, wie unser dicker rotnasiger Droschkenkutscher in seinem vertragenen blauen Mantel und abgegriffenen Glanzhut von dem schwächtigen braunen Syce, der hinter seinem Pferdchen auf der Deichsel kauert, in roter Jacke und weißem Turban, ein goldenes Knöpfchen in der Nase.

Wie leicht diese Gherries gebaut sind, wurde uns einmal durch ein Tischgespräch im Adelphi-Hotel recht anschaulich.

Unser Gegenüber war ein junger, von Lebhaftigkeit und liebenswürdigem Humor übersprudelnder englischer Tabakpflanze aus Java. Die Herren machten sich bekannt, und der Engländer bemerkte, er habe sie gleich für deutsche Kapitäne gehalten, die bekanntlich alle große und kräftige Gestalten wären. Das ist nun keineswegs der Fall, die gegenwärtigen waren jedoch in der Tat wohlausgewachsene Exemplare ihrer Gattung und andere wurden genannt. „Captain Tom Pouce!“ hieß es von allen Seiten, gegen den wäre der sogenannte „baby-captain“, der bisher für den größten und beleibtesten gegolten, noch ein Wickelkind. „Als ich das erstemal hinter ihm die schmale Treppe bei Emmerson hinaufstieg,“ sagte der junge Pflanze, „und seinen breiten Rücken sah, und die dicken kurzen Beine, die langsam von Stufe zu Stufe stapften, war mir wirklich zu Mute, als hätte ich einen Elefanten vor mir.“ Uebrigens eine Seele von Mann, nur schade, daß er so oft des Guten zu viel täte. Täglich hätte man ihn vor dem Hotel Ypsilon in einer Verfassung sitzen sehen, die dem Wirt höchst fatal gewesen wäre. Einmal hätte er denn auch versucht, ihn los zu werden, und ihm eingeredet, er habe an Bord seines Schiffes gewollt und das bestellte Gherry warte. Willig stand der Kapitän auf und ließ sich in das Gherry setzen, das eilig mit ihm davon fuhr. Nach einer Weile fragte jedoch der Syce, wohin er denn wolle, das wußte der arme Mann aber selbst nicht und nun fuhr das Gherry von einem Hotel und einer Wirtschaft zur andern, aber nirgends gehörte er hin, so daß der Syce endlich in Verzweiflung vor dem Polizeibureau Halt machte. Dort war man sehr entrüstet, daß man einen Mann in diesem Zustande in die Welt fahren lasse, und da man wußte, daß er im Hotel Ypsilon verkehrte, so schickte man ihn dorthin und gab ihm noch zur Sicherheit einen Polizisten mit. Als nun Herr Ypsilon und seine Boys dem ankommenden Fahrgast entgegeneilten, siehe! da blickten sie in das freundliche Gesicht des Kapitäns Tom Pouce und der Policeman entledigte sich der ihm aufgetragenen Standrede. Zerknirscht bat Herr Ypsilon den Kapitän, auszustiegen und dieser verlangte nichts sehnlicher, aber trotz des besten Willens und aller Hilfe, war es nicht möglich, ihn herauszuschälen; umsonst war alles Ziehen, Heben, Schieben und Stoßen, er saß im Gherry und blieb im Gherry. Endlich schickte Herr Ypsilon in seiner Angst auf die Polizei und erbat sich zwei der handfestesten Policemen, die auch alsobald gelaufen kamen. Nun, unter allseitiger Assistenz, machte Kapitän Tom Pouce eine gewaltige Anstrengung; ein

Ruck und Krach, und er stand, mitten in dem durchgebrochenen Gherry und lächelte entschuldigend um sich her. Jetzt war guter Rat abermals teuer, und es blieb schließlich nichts übrig, als das Gherry an der Seite aufzubrechen und den Kapitän zu befreien, der nun, erschöpft von der langen Irrfahrt und Mühsal, zufrieden auf seinen gewohnten Sitz niedersank.

7. Juni. Heute machte ich im Hotel die leider nur flüchtige Bekanntschaft einer deutschen Dame, auf welcher ein schweres Geschick lastet. Sie ist die Frau eines Arztes, den zunehmende Taubheit an der Ausübung seines Berufes hinderte und der deshalb nach Borneo und den umgebenden Inseln ging, Paradiesvögel und andere seltene Tiere schoß und naturhistorische Sammlungen machte, die er sehr gut nach Europa verkaufte. Aber das Unglück verfolgte sie, den Mann befahl ein Augenleiden, und diese Frau, eine ältliche Dame von einfachem, etwas altjüngferlichem Aussehen, hat nun seit drei Jahren die Jagd und das Geschäft allein betrieben; sie soll ein vortrefflicher Schütze sein und ist tagelang mit Malaien im Boot fort gewesen. Man muß diese Boote und diese Leute gesehen haben, um zu wissen, was das sagen will. Der Mann, der jetzt erblindet ist, ist in seinem Leiden sehr reizbar und gedrückt; gestern sind sie nach Deutschland abgereist, um zu versuchen, ob eine Operation ihm Hilfe bringen kann. Gern hätte ich diese interessante Frau etwas näher kennen gelernt. Wie traurig geht es manchen Leuten und andern schüttet das Glück seine Gaben verschwenderisch in den Schoß. Der amerikanische Kapitän, der den „Friedrich“ treibend fand, hat nicht allein das gute Schiff mit seinem ganzen Inhalt für 8000 Dollars gekauft und die Summe gleich durch den Verkauf von Petroleum gedeckt, sondern es sind noch weitere 164 000 Kisten im Schiff, die wenigstens einen Dollar das Stück wert sind, und obendrein brannten vor einigen Abenden die Petroleumlager der Stadt nieder, was ebenfalls eine günstige Konjunktur für ihn ist.

Wer doch auch solch ein verlassenes Fahrzeug fände! Indessen bemerkt Jürgen, daß der Amerikaner sein eigenes Schiff fuhr, mit einem anvertrauten Fahrzeug könne man sich auf solche Abenteuer nicht einlassen; so ist also nicht einmal das Finden etwas für den Mittelstand! Es kommt freilich darauf an. Die Kauri-Muschel dient bekanntlich in vielen Teilen Indiens als Scheidemünze. Auf dem Strande einer kleinen unbewohnten Insel, die ein Schiff anließ, um

Wasser einzunehmen, bemerkte der Steuermann — so wurde mir erzählt — Kauris in großer Menge. Auf der Weiterreise erlitten sie Schiffbruch, der Steuermann befand sich unter den Geretteten und erreichte vollständig mittellos New York. Da erinnerte er sich der Kauris, die er hatte liegen sehen, suchte einen reichen Mann auf, von dem er wußte, daß er auch einst kein anderes Kapital besessen hatte, als seine Hände, und schlug ihm vor, den Schatz zu heben und den Gewinn mit ihm zu teilen. Der Amerikaner entgegnete, er wolle das Geschäft nicht machen, wohl aber das Geld dazu vorstrecken. Der Steuermann charterte nun einen kleinen Dampfer, und nachdem er die Kauris geholt und ein Vermögen gemacht hatte, kehrte er zurück und bot dem Amerikaner die Hälfte. Er habe schon gesagt, er handle nicht mit Muscheln, war die Antwort; die vorgestreckte Summe wolle er nehmen und die fünf Prozent, die ihm zukämen, weiter nichts und so war der Steuermann reich und hoffentlich glücklich für sein Lebtage.

8. Juni. Gestern waren wir in einem Klingtempel; Klings sind eine indische schwarzbraune Rassenmischung, und diese Tempelchen, die in einem mittelgroßen Saale Platz hätten, sind alte aus bunten Kacheln aufgeführte Gebäude mit grotesken Holzdächern. In dem verwilderten Vorgärtchen stand ein tönerner Ochse, mit einem Schüsselchen Reis vor sich. Im Dämmerlicht des Tempels brannte eine kleine Flamme und zeigte in Goldblitzen und buntem Farbenspiel den bescheidenen kleinen Altar im Hintergrunde. Ein junger Priester kam uns entgegen und bat uns, einzutreten: „Our god is supposed to be always sitting on a bull“;*) erklärte er uns in gutem Englisch, und auf das Zeichen auf seiner Stirn deutend: „We wear this sign, because our God is supposed to have three eyes.“**) Seine Kleidung bestand nur aus einem Sarong, er machte aber so sehr den Eindruck eines Mannes von Erziehung, daß wir nicht wagten, ihm etwas anzubieten; er half uns indessen, indem er auf einen anderen Priester zeigte: „This is the officiating priest“, ***) der denn auch mit ausgestreckter Hand herzutrat.

9. Juni. Wir haben unsere Ordre: es geht nach London.

*) „Es wird angenommen, daß unser Gott immer auf einem Stier sitzt.“

**) „Wir tragen dieses Zeichen, weil unser Gott drei Augen haben soll.“

***) „Dies ist der amtierende Priester.“

III.

Von Singapore nach London.

15. Juni — 2. November.

Chinesisches Meer. Am 15. Juni verließen wir morgens Singapore. Die „Siam“ hatte ihre Flagge gehißt und grüßte, die Stadt lag im Nebel und wir glitten mit gutem Winde hinaus. Seitdem aber plagen wir uns mit Böen und widrigen Winden herum. Gestern überschritt ich die Linie zum siebenten und achten Male, denn wir gehen oder schwanken vielmehr auf derselben nach Osten.

26. Juni. Wir sind noch immer im südchinesischen Meer und Ihr glaubt uns natürlich längst gut unterwegs. Hier weht nämlich der Südostmonsun und ein ziemlich starker Strom setzt das Schiff nach Nord. Mit Mühe und Not kreuzt man in 24 Stunden ein Stückchen Südost auf, kaum der Rede wert. Der Himmel ist meist bewölkt und zeigt ein auffallend helles Blau, ebenso ist die See von einer grünlich-blauen, milchigen Färbung und die Luft unsichtig; es ist der sogenannte weiße Monsun, der über die Entfernungen täuscht und den Seemann zur Vorsicht nötigt. Wir können bei diesem Winde nicht durch die Karimatastraße (zwischen Borneo und Billiton), Jürgen will daher durch die Gasparstraße zwischen Billiton und Banka gehen, ein gefährliches Wasser mit erschrecklich vielen Riffen, Inseln und Bänken.

Am 30. Juni sahen wir den Leuchtturm auf Billiton; die See ist hellblau, und der Wind bringt solche Wohlgerüche heran, daß ich stundenlang auf Deck liege und sie genieße — die andern rochen nichts! Jürgen will nicht in der Nacht durch die Inseln, wir ankern deshalb heute, Dienstag, den 3. Juli, in Sicht des Leuchtturms, der auf einer waldigen Insel steht; ringsherum sieht man andere und dazwischen liegt ein Riff unter Wasser, ein kleiner Felsen, der nur achtzehn Fuß Wasser über sich hat; der „Regulus“ geht 18½ Fuß tief, also muß man die Stelle vorsichtig meiden.

Wir haben viel Spaß an den drei kleinen Affen, die den Leuten gehören, und an den zwei kleinen chinesischen Schweinchen, die so häßlich sind, wie eingedrücktes Kreuz und hängender Bauch ein kleines Schwein nur machen können; sie sind sehr lustig und peitschen mit den Schwänzen, nehmen aber gar nicht zu. Ich habe Mohr einen Cake mit Ananas-Gelée versprochen, wenn wir glücklich durch die Straße wären, und Jürgen mir eine Dose Muskattraben, deren wir viele haben.

6. Juli. Drei Wochen in See und glücklich aus der Straße heraus; ein Blick auf die Karte zeigt, wie greulich die Gegend ist, denn die Riffe, Felsen und Bänke sind nach den Schiffen genannt, die sie mit dem Kiel entdeckt haben. Gesegnet sei jede Hand, die an einem Leuchtturm baut! Was das heißt, wenn ein Feuer eingegangen ist, auf das man rechnet, oder, wenn man eins findet, das nach dem Feuerbuch erst Projekt war, kann sich die Landratte nicht denken. Gestern waren wir alle auf Deck und sahen das Feuer von Watershoal „wässern“, eben nur in der Kimm blinken, und Jürgen kam nicht eher herunter, bis wir die letzte schlimme Stelle im Rücken hatten. Abends vorher hatte der Anker nicht gleich gefaßt, es war glatter Korallenboden, und man hörte ihn über den Grund schurren, bis er hielt. Ein paar glänzend weiße, in der Mitte bewaldete Koralleninseln passierten wir; sie sahen wirklich aus, wie ein Gericht Salat auf weißer Schüssel. Die See ist grünlich-hellblau mit langen braunen Streifen, die ich für Samen oder Blütenteilchen halte und Jürgen für fein verriebenen und schlickig gewordenen Bimsstein. Ich sah zwei ungeheure Quallen, anderthalb bis zwei Fuß in jeder Dimension. Den ganzen Tag saß ich auf Deck, stickte Taschentücher und las Zeitungen, es ist mild und ein kühles Windchen; man schaukelt entlang wie zum Vergnügen.

7. August. Südlich von Madagaskar. Unsere Rückreise durch die Sundastraße ging schnell; von Anjer schickte ich Euch den letzten Brief. Wieder standen Krakatoa und Sebezee in voller Schönheit, aber den zweiten Tag regnete es und ich sah sie nicht wieder; die See war unruhig, grau und dann dunkelblau, ganz verschieden von dem hellen grünlichen Blau der Java-See, die schön wäre, ohne die beständige Sorge und Angst vor den Untiefen und Felsen mit dem P. D. (Position Doubtful).*) Wir hatten erst einen steifen Passat, aber leider ließ er bald nach und wir machten nur kleine Etmals, wie der Fortschritt der 24 Stunden heißt. Es ist nun schon so kühl, daß die kleinen Affen vor Kälte zittern und an Jürgen heraufklettern, um ihre klammen Händchen an seinem Halse zu wärmen. Dem einen machte sein Herr einen Anzug, indem er ihm ein Stück Zeug um den Leib und um die Beine festnähte; da mußte ich ihnen wohl kleine Hemdhöschen machen, was nicht ganz leicht war, denn sie ließen sich schlecht Maß nehmen und einen Probeanzug aus altem Kattun nur widerstrebend anziehen.

*) Lage ungewiß.

Ich opferte eine Taille aus schokoladenfarbigem Wollstoff, dem es Frau Törpsch nicht am Ladentisch gesungen hatte, daß ihn drei kleine Affen im Indischen Ozean auftragen würden. Mit roter Litze benäht und mit Knöpfen versehen, sitzen die Anzüge nun sehr nett, aber die Wut und Verzweiflung, mit der sich die Tierchen gegen die Wohltat wehrten, das Zähnefletschen und Beißen war das Lächerlichste, was man sehen konnte; sobald man eine kleine Klaue durch den Ärmel hatte, zogen sie sie wieder zurück — der Koch, Jürgen und ich hatten zu tun, bis der Monsieur in der Montur steckte. Jetzt sitzen sie zufrieden in ihren Röckchen nebeneinander, der letzte Knopf schließt über dem Schwanz, der seine Freiheit haben muß. Gestern sah ich, wie der eine unten aus seinem Höschen ein dort verborgenes Stück Brot herausholte, das für seine Backetasche wohl zu groß gewesen war. Wir hatten auch großes Vergnügen an dem dunkeln Eichhorn mit orange Schwanz, das dem Steward gehörte; es kletterte mit der größten Furchtlosigkeit oben zwischen dem Tauwerk und war so zahm, daß es kam und bettelte und Stücke Brot und Kokosnuß aus der Hand nahm; vor einigen Tagen fiel es über Bord und Jürgen bemühte sich umsonst, es mit dem Kätscher zu fassen. Es versuchte immer, am Schiff aufzuklettern, und wollte von dem rettenden Netz nichts wissen.

15. August. Gestern mittag bekamen wir die Küste von Natal in Sicht und abends auf den Bergen die Feuer der Kaffern, die ihre Felder abbrennen. Wir hatten Vollmond und starken Strom, aber gegen Morgen ging der Wind herum und blies aus der Gegend, in die wir wollen; die See ist hoch, doch saßen wir lange auf dem Hinterdeck und sahen den Vögeln zu. Gestern war eine große Pastorenkonferenz, heute sind Kaptauben als Damen mit dabei und Albatrosse als Regierungs- und vortragende Räte; aber wochenlang haben wir nichts gesehen, außer einem riesenhaften Hai, der den Kopf kerzengerade aus dem Wasser steckte. Wir fingen einen Schweinfisch, ein Bonito riß sich wieder von der Angel los und der Draht schnitt einem Matrosen drei Finger bis an die Knochen durch.

17. August. Sehr hohe See mit hohen Hügeln und weiten Tälern. Am Nachmittag hatten wir ein merkwürdiges Schauspiel; es kam plötzlich ein wahrer Völkerzug von Butzköpfen, einer kleinen Walfischart. Sie sind mannsdick, fünfzehn bis zwanzig Fuß lang, mit stumpfen Köpfen, schwarz und glänzend; zu Dutzenden kamen sie durch und über die

Wellen gestürzt, sprangen und überschlugen sich; es sah prächtig aus, wie die großen kräftigen Tiere von allen Seiten hinter und neben uns herkamen und über ihnen Hunderte von Kaptauben und Albatrossen kreisten und flatterten. Nach einer Stunde war der Zug vorbei. — Heute ein kühler, heller Tag, wie ein Märztag bei uns, am Morgen ein eigentümlicher Landgeruch und die sägenartige Küste der Bai von Plettenberg; wir machen wenig Fortschritt, abends herrlicher Sonnenuntergang in den reinsten, leuchtendsten Farben und großer Schlachttag; die große Sau wurde geschlachtet; sie wiegt 280 Pfund. Es war ganz rührend, sie zu sehen, als sie sich unbefangen zum letzten Mal im Sonnenschein erging und die Leute ihr noch Gutes antaten; einer rieb ihr den Bauch, ein anderer kraute ihr die Ohren, Jürgen brachte ihr ein Stück Kokosnuß.

23. August. Sehr hohe See und Wind von vorn; wir mußten also kreuzen und tags nach Süden, nachts nach Norden gehen; es war kalt und böig und man sitzt unten mit bedecktem Oberlicht. Der arme Mohr war sehr unglücklich, rutschte durch die ganze Kajüte, war über und über in Schweiß, stieß uns mit seiner heißen Schnauze und sah uns beweglich an, als ob er bäte, wir sollten doch das greuliche Schaukeln abstellen. Gestern sprang der Wind herum, aber nun ging es gegen die See an und war fast noch schlimmer. Ich glaube, ich sah kaum je solche Wellen; wie breite Hügel stiegen sie vor und hinter dem Schiff auf, die Täler dazwischen groß wie unsere Wiese — Gottlob kam kein Sturm und heute ist der Wind gut, überall Kaptauben, Albatrosse und Gänse, die Albatrossen gleichen, aber weiß sind mit schwarzen Flügelspitzen; sie werfen sich von oben plötzlich senkrecht in die See, daß das Wasser aufspritzt und kommen nach einigen Sekunden erst wieder zum Vorschein, wie auch die Pinguine fischen, sagte Jürgen, der sie auf einem Guano-Eiland beobachtet hat. Als wir heute morgen die Küste sahen, war es Kap Agulhas, die südlichste Spitze von Afrika, und den ganzen Tag waren wir auf Deck und sahen die Berge an. Um mir in den trüben Tagen ein Vergnügen zu machen, zeichnete und stickte ich ein Kleidchen für Esther.

24. August. Das Kap der guten Hoffnung ist passiert, ein tüchtiger Südwind mit Strom nach Norden peitscht uns mit neun Meilen die Stunde vorwärts. Ich habe ein lebhaftes Gefühl, nach Hause zu kommen, nun wir wieder im Atlantischen Ozean sind und so frisch und emsig nordwärts laufen. Vögel sind bis auf zwei bis drei Kaptauben und ein

paar Albatrosse verschwunden. Von 30 bis 30 Grad rechnet man das Herumgehen um das Kap, wir sind schon auf 32 Grad und 80 Meilen vom Lande entfernt.

4. September. Nun sind wir wieder in der heißen Zone, es ist aber wenig davon zu merken. Der Passat ist stetig, aber mäßig von achter, und so gehen wir mit kleinen Schritten auf St. Helena zu, das wir morgen zu sehen hoffen.

Wißt Ihr, worauf ich mich freue? — sobald ich Deutschland betrete, laufe ich in eine Konditorei und esse, was mir gefällt. Es muß in der Einförmigkeit der Kost liegen, daß man plötzlich solch ein lebhaftes Verlangen nach irgend einer Leckerei verspürt. —

Hier brechen meine Aufzeichnungen über diese Reise ab, die Briefe scheinen verloren.

Ich erinnere mich dunkel, daß wir in Regen und stürmischem Wetter ohne Aufenthalt an St. Helena vorüberfuhren, daß trotz der hohen See ein Boot herauskam und der einhändige Bootsmann mir ein Briefchen der Dame überbrachte, die mir das Jahr vorher die Blumen schickte und der ich durch eine Neujahrskarte gedankt hatte. Das Briefchen trug der Bootsmann seit Wochen bei sich, für den Fall, daß der „Regulus“ herankäme, und ich erfuhr daraus den Namen der unbekanntten Freundin — ihre Schwestern hatten sich seitdem verheiratet — Lena George.

Die weitere Reise verlief ohne besonderen Zwischenfall, wir erreichten London in gutem Wohlsein. Der erste Brief, den wir erhielten, brachte uns die Nachricht von dem Tode meiner Mutter und alle andere Erinnerung an diese Zeit ist dadurch in mir ausgelöscht.

Vierte Fahrt.

London — Rangoon — Falmouth.

31. Dezember — 27. Oktober.

Sind nicht, sage, Suleimas
Holde Gebärden wunderbar?
Hafis.

I.

Von London nach Rangoon.

31. Dezember — 7. April.

Am 31. Dezember wurden wir aus London-Docks geschleppt und warfen Anker bei Gravesend, wo wir den Sylvesterabend feierten. Herr Pauly ist uns geblieben, auch einige der vorigen Mannschaft gehen wieder mit, aber Herr König hat uns verlassen, um die Schifferschule zu besuchen, und an seiner Stelle haben wir Herrn Juranitsch, der früher schon als Matrose mit Jürgen gefahren ist und immer sein besonderer Liebling war.

Am 1. Januar spannten wir den Dampfer wieder vor und gingen durch die Straße von Calais.

Einen Tag verloren wir mit ungünstigem Winde, dann aber ging es mit fliegender Fahrt durch den Kanal nach West und Südwest. 220—230—240 Meilen in 24 Stunden dünkten uns eine Kleinigkeit; es war eine Freude, wie der „Regulus“ galoppierte. Er ist nur etwas über Ballast mit Zement, eisernen Eimern, Stückgut und dergl. beladen, frisch abgeschrappt und gemalt, da kann er wohl laufen. Jürgen ersehnte immer einen Dampfer, um rapportiert zu werden und mit dem guten Anfang der Reise Ehre einzulegen. Anders ist es nicht so gut gegangen. Kapitän Busch mit seinem dicken „Peter“ ging von Bremerhaven aus und mußte nach zwei Tagen mit zerrissenen Segeln wieder dorthin zurück. So hatten wir den Meerbusen von Biscaya passiert und schaukelten gemächlicher Madeira zu; das Wetter war

schön, die Luft mild, manchmal sechs bis neun Schiffe auf einmal in Sicht, als uns, wie bestellt, ein Dampfer entgegen kam, dem wir die Flaggen zeigen konnten. Jetzt sind wir auch an den Kanarien vorüber und machen Süd, um den Passat zu bekommen und nach Südosten zu laufen. Inzwischen haben wir viel häusliche Sorge; unser Mohr ist krank und wir werden ihn wohl verlieren.

Dagegen sind die schwarzen Schweinchen voller Leben und Feuer und jagen auf Deck herum, daß Ohren und Schwänze fliegen; auch die zehn Hühner sind Prachtstücke, besonders ein großes gelbes Huhn mit dichten krausen Federn vom Kamm bis zur Fußsohle. Der Hahn kräht sehr angenehm, als ob sich in kleiner Entfernung ein Bauernhof befände. Die weiße Katze wurde von allen mit Liebe betrachtet, da sie uns junge Kätzchen versprach, und Jürgen und ich hatten manchen Streit, weil ich alle behalten wollte und er nur einige — gestern endlich legte sie sich in die Koje eines Matrosen und bescherte ihm sieben Kätzchen; ich hörte draußen sagen: „ein witt! zwei bunt,“ — gleich darauf kam Jürgen und erzählte, die Alte hätte sie alle aufgefressen, mit Mühe konnte man sie ihr in Stücken fortnehmen. — Die Mannschaft, deren Namen ich noch nicht weiß, macht einen sehr vorteilhaften Eindruck, besonders der alte Koch, der so reinlich und ordentlich aussieht, daß das Essen noch einmal so gut schmeckt, wie bisher. Das Sonnensegel ist auch wieder aufgespannt.

18. Januar. — Mohr war schon ganz schwach und elend, als uns einfiel, ihm Chinin zu geben; es war wie ein Wunder, so nahmen die Kräfte zu; indessen erwies sich die Hoffnung als trügerisch: er starb gestern Nacht.

„Es war nur ein Tier, das weiß ich schon, da soll man sich nicht so gebärden“ — aber er war unser beständiger Gefährte, es war so jämmerlich, wie er zu uns kroch und seinen Kopf an uns lehnte; noch zuletzt gab er mir einen kleinen Stoß mit der Schnauze, nur um ein wenig Teilnahme bat er, das arme Tier. Damit Jürgen sie nicht mehr sähe, warf ich selbst seinen Teller und seinen Wassernapf über Bord — der Teller sank, aber es ging mir durch das Herz, als ich das leere Näpfchen davonschwimmen sah.

Es wird heiß, wir haben 21° — 22° R.; weil immer etwas Brise ist, fühlt man es nicht so sehr, aber die Feuchtigkeit der Luft macht sich geltend.

Mit großem Interesse haben wir die Selbstbiographie von Jürgens Onkel, dem Kapitän z. S. Hassenstein, gelesen.

Was hat er für ein reiches Leben gehabt und was für ein tüchtiger Mensch und Charakter ist er bei all seiner Querköpfigkeit doch gewesen. Er war acht Jahre Seemann, ehe er zum ersten Male die Linie überschritt, und zwar als Kapitän. —

Ich passierte sie gestern, den 27. Januar, zum elften Male. Neptun und Amphitrite kamen an Bord und die zwei neuen Jungen wurden eingeteert und rasiert. Der Vater des einen ist Wachtmeister, der des anderen Gutsbesitzer. Jürgen schalt heute den einen, daß er so schmutzig wäre, und forderte ihn auf, sich umzusehen, ob er unter der Mannschaft wohl noch solch ein Ferkel fände, wie sich?! Es sind jetzt die herrlichen Tage der Seefahrt, immer blau mit frischer Brise. Fliegende Fische, sonst aber nichts; wir vermissen unsern armen Mohr, der unser Leben teilte, morgens kam und sich vor die Tür legte, bis ich aufstand, nachmittags aufpaßte, bis ich die Dose mit den Cakes holte und zufrieden fortging, wenn er zwei gehabt hatte; abends gab er mir kleine Stöße, damit ich zu Bett ginge, sah nach, ob ich auch wirklich mich auszöge, und dann erst legte er sich selbst nieder.

Nach einigen flauen Tagen lebhafter Passat; es ist doch ein ander Ding, so frisch und frei durch das Wasser zu schießen, als träge hinzuschaukeln wie auf einem Teich.

Das in den Docks in London entsetzlich eingeschmutzte Schiff ist gewaschen und frisch geölt und gestrichen; die Sonne brennt, daß der Teer aus den Fugen quillt. Ich male die Rettungsgürtel an den Booten nach, die Herr König mit schönen Arabesken geziert hatte, aber bei jeder neuen Uebermalung geht etwas mehr von der ursprünglichen Eleganz verloren.

18. Februar. Wir haben längst die heiße Zone hinter uns, hatten jenes Wetter, von dem man zu sagen pflegt: „Da will ich lieber gar keins“, wechselnd wie April mit Staupe, Wind und See. Jetzt kühler Wind aus Süd, mit gelegentlichen Güssen. Wenn der Wind Schaum und Spritzer überführt, glänzen nachher die Salzkristalle auf den benetzten Stellen. Dies ist die Region der Walfische, wir sahen aber noch keinen, überhaupt gar nichts. Gestern hätten wir ein furchtbares Unglück haben können; der kleine Gustav fiel von der obersten Rahe herunter in die Salung, eine kleine offene Plattform, die der Laie „Mastkorb“ zu nennen pflegt.

Er tat sich nur am Kopf etwas weh, sonst war ihm nichts geschehen, aber er weinte vor Schreck. Ich fand ihn noch schluchzend zwischen den Besen und gab ihm eine Apfelsine und ein paar Keks zum Trost, die er aß, während

ihm die Tränen darauf tropften. Auch der Steward hat sich einen Fuß verstaucht, den Jürgen fest gewickelt hat; nun liegt er in der Koje und wir sind sehr froh, den vorigen Steward, der jetzt als Matrose, Heinrich heißt, wieder zu haben, der genau Bescheid weiß und uns so angenehm ist.

24. Februar. Wir sind fast am Cap der guten Hoffnung vorbei, hatten gestern ein herrliches Etmal von 240 Meilen, wir stürmten förmlich durch das Wasser. Es ist kühl und grau, und eine Menge großer Albatrosse umspielen das Schiff, Seeschwalben und Eisvögel, aber die Kaptauben sind um diese Jahreszeit rühmlichst abwesend. Heute sah Jurantsch von oben einen Eisberg, Jürgen stieg auch hinauf, konnte ihn aber nicht erkennen. Wir füttern täglich die Hühner, die gelaufen kommen, wenn sich Jürgen blicken läßt und denen man eine Pütze voll Sand, und Reis, Erbsen oder Mais hinstreut.

Neulich brachte mir Jan ein Ei, das er gefunden hatte, was sehr nett von ihm war, denn er hätte es selbst essen können.

28. Februar. Das schönste Wetter, See blau, Himmel voller Zirruswolken, Sonne warm, Luft frisch, Seeschwalben zahlreich. Gestern abend stand das Kreuz in einem Riß zwischen den Wolken uns klar zu Häupten. Wir sind auf der Länge von Jerusalem und gehen auf dem 38. Grad südlicher Breite entlang. Jürgen hat das Logbook of the Challenger wieder vorgeholt und liest mir beständig Stellen daraus vor; es zeigt sich aufs neue der Reiz der Brief- und Tagebuchform, „though I say it, as should'nt“.*)

2. März. Wir fegen förmlich entlang, der Wind ist nördlich und das Deck liegt stetig schief, wir gehen auf der hohen Seite spazieren, unterhalten uns, den Lärm übertönend, und freuen uns des guten Fortgangs. Es ist doch ein freies, stolzes Gefühl, so mit voller Fahrt durch den unendlichen Raum zu stürmen, daß die See zu beiden Seiten kocht und schäumt. Wir kamen überein, daß das Leben auf einem angeketteten Feuerschiff schrecklich sein müßte. Daß Stille niederschlagend ist, auch bei dem wonnigsten Wetter, würde ich selbst empfinden, auch wenn Jürgen dann nicht brummte, — jetzt pfeift und singt er natürlich. Heute nacht sank das Barometer, und da mehr Wind kam und man schlechtes Wetter erwarten mußte, wurden die Segel festgemacht.

Wir saßen bei der Lampe und lasen, als plötzlich ein furchtbarer Stoß das ganze Schiff erschütterte. Jürgen

*) Obwohl ich es sage, die es nicht sollte.

sprang hinauf, er fürchtete Eis, aber es war nur eine See, die übergekommen war; wunderbar genug, war und blieb es die einzige.

Wir hatten viel Not mit der Lampe, die der Steward mit Sorgfalt zurecht gemacht zu haben versicherte. Jürgen doktorte ohne Erfolg an ihr herum, plötzlich kommt der Steward ganz beglückt zu mir: „Jetzt weiß ich, was der Lampe fehlt! Ich habe vergessen, Petroleum aufzugießen!“

6. März. Guter Fortgang, der Wind fegt durch die See, daß sie in tiefe Täler zwischen langen Hügeln gefurcht ist und breite Wehre aufschäumen. Wie oft dachte ich bei solchem Anblick, wie er Mama entsetzen würde, könnte sie es sehen! — Der Mond steht im Norden, das Kreuz im Süden.

11. März. Gestern war Sonntag und ein herrlicher milder Tag, und nach dem langen Einerlei drängten sich plötzlich die Erlebnisse. Morgens legte das weiße Huhn ein Ei, dann überholten wir ein Schiff, einen großen Viermaster aus Dundee, der den ganzen Tag so nahe war, daß man seine Glocke hörte; mittags gab es das alte graue Huhn, dem das Leben schon lange abgesprochen war, nachmittags kam noch ein Schiff in Sicht und zwei Walfische, abends hatten wir schönen Kartoffelsalat, und bei dem allen lag ich mit Migräne und hatte nichts davon.

Heute esse ich die letzte Apfelsine von 700. Ich wollte einige mitnehmen, und der Shipchandler in London sagte uns freundlichst, er habe von einem einkommenden Kapitän eine Kiste erbeten; sie kostete 20 Mk., es würde uns wohl recht sein. Recht war es uns nun gar nicht, denn wir dachten, die Mehrzahl würde verderben und um das zu verhindern, haben wir darin gehaust und geschwelgt. Sie hielten sich aber vortrefflich, nur sieben waren schlecht, so daß wir sie bis Rangoon hätten haben können.

Juranitsch harpunierte einen Schweinfisch und fing mehrere Albatrosse; von zweien der Flügelknochen ließ sich Jürgen eine Pfeife machen, aus der er jetzt mit Eifer raucht. Die Schwimmhäute gaben Tabaksbeutel.

19. März. Der Passat ist da! Jedesmal, wenn er einsetzt, erinnere ich mich, wie Professor Romberg uns sagte, nur noch einmal im Leben möchte er wieder in einem frischen lustigen Passat segeln! Die See ist blau wie Kornblumen mit Schaumkrönchen und das Sonnchen fängt an zu brennen. Gestern war noch ein schmutziger Tag, die Wolken hingen rings umher in Fetzen und Fransen, als ob sie gekämmt und gemolken würden, und der Passat kam in einer Böe. Es war schwül, der Regen kühlte etwas, und als

er nachließ, nahm ich meinen alten Gummimantel um und wir lustwandelten auf Deck. „Dieser Mantel ist eigentlich Deiner Frau nicht mehr würdig“, sagte ich — stracks nimmt ihn mir Jürgen vom Rücken und wirft ihn über Bord; freilich war ich ihn los, aber es ging ein bißchen schnell damit! Gestern sieben Eier! Noch nie habe ich Hühner so eingehend beobachtet. Der Koch fängt sie und läßt sie in seiner Bank legen; kommt nun die Henne wieder zum Vorschein und gackert, so läuft ihr der Hahn entgegen, erkundigt sich artig und angelegentlich, wie die Sache gegangen ist, fragt nach den guten Eigenschaften des Eies und geleitet sie höflich mit allen Ehren an den gemeinsamen Futterplatz.

21. März. Das Barometer fällt und fällt, es bläst hart und das Schiff rollt; man macht die Segel fest und erwartet Sturm, aber nach zwei Tagen erholt sich das Barometer, die See legt sich und der Wind weht von Backbord. Jürgen erklärt das für ein Zeichen, daß wir uns auf der äußeren Seite des Zyklons befinden und die Angst vorüber ist.

Heute, 24. März, schöner Sonntag mit frischer Brise aus West, und wir sind somit aus dem Passat in den Monsun gekommen. Es ist sehr heiß, 23° R. morgens, und die Luft so feucht, daß man immer wie in einem Dampfbad sitzt. — Zu sehen ist nichts, kein Vogel, kein Fisch, keine Qualle, nur die Meeresbläue und die Wolken, aber das könnt Ihr Euch nicht denken, wie angenehm es ist, nach Tagen, wo man immer die See wie einen großen Fächer hat auf- und niederschlagen sehen und bald zur Rechten, bald zur Linken einen Wasserberg gehabt hat, den Horizont wieder auf seiner natürlichen Höhe zu finden und die See in leichter Dünung ruhig atmend.

Wir sitzen an Deck unter dem Sonnensegel. Jürgen liest, ich nähe und Herr Pauly sitzt auf der Treppe und füttert seine Strohschuhe mit Segeltuch.

27. März. Nach der Berechnung müßten wir bereits im Feuerkreis von Atchin Head sein; wir eilen nach Osten, um das Land in Sicht zu bekommen und nun gießt es so, daß man keinen Ausblick hat. Schon heute Nacht stieg der Steuermann auf die oberste Rahe und suchte das Feuer, aber umsonst. Der Anker und die Ketten werden bereit gemacht.

28. März. Es regnete den ganzen Tag, wir mußten dem Lande nahe sein; nachmittags klarte es auf, Max, den Jürgen nach oben geschickt hatte, schrie herunter: „Land!“ und die Matrosen beim Kettenaufziehen wiederholten: „Land! Land!“ — Es regnete leise fort, aber wir saßen unterm Sonnensegel und sahen die Bergspitzen über dem Nebel und

den Inseln auftauchen und nach und nach dunkler und zusammenhängender werden. Die Sonne ging in herrlichen Farben unter, ein rötlicher Regenbogen faßte die Sumatraberge ein, ein zweigipfliger Berg, der ein Krater zu sein schien, glänzte rosa im Abendlicht. Leider ist der Wind schlecht und der Strom entgegen und noch haben wir das Feuer nicht in Sicht.

3. April. Nichts als Stille oder wenig und widrige Brise, — kurz, wir konnten nicht durch den Zehngradkanal und liefen mit verzweiflungsvoller Gemächlichkeit westlich an den Andamanen hinauf. Es ist heiß, 28° R. in der Badestube. Gestern kam ein furchtbares Wetter auf, ein schwarzer Halbkreis, umsäumt von graugelben Wolkenballen. Als er über uns stand, tief und schwellig, erwartete ich, daß das Feuer vom Himmel direkt auf uns fallen würde, aber schwer und stetig zog es über uns fort. Plötzlich hören wir fauchen und ein ganzer Zug weißbräunlicher Walfische kommt vorbei, die im Wasser springen und scherzen.

Gestern sagte Jürgen, er hätte Lust, in der See zu schwimmen; ich erinnerte an die Haifische; er sagte, man hätte ja keinen gesehen, es wären wohl keine da. Am Abend aber ließ Juranitsch die große Angel hinunter und ehe sie das Wasser berührte, saß ein großer Hai daran, mit greulich breitem Maul. Jürgen erschob ihn, der Haken wurde ausgeschnitten, und er dann in das Meer zurückgeworfen, wo noch zwei andere sich herumtrieben. — Einen Habicht sahen wir und etwas Seetang.

Vorgestern, als wir die südlichste Insel der Andamanen in Sicht gehabt hatten, war den ganzen Abend über eine wonnige Luft, Muskat und Sandelholz gemischt mit Baumblüte, so herrlich, daß ich noch nachts aufstand und zum Fenster hinaus roch. Große schwarze Wespen mit stahlblauen Flügeln sind unangenehme Gäste von Land. Sie sehen giftig aus und haben einen langen Stachel.

7. April. Preparisstraße, zwischen Birma und den Andamanen. Eben haben wir eine geographische Entdeckung gemacht und etwas gesehen, das ich noch niemals sah und Jürgen selten — den Meeresboden. Das Wasser war so hell, daß man die weißen, runden und unregelmäßigen Flecke des Korallengrundes deutlich erkannte; das Lot brachte auch einige rote Spürchen mit herauf, und in dem klaren Wasser spielten eine Menge großer und kleiner Haifische. Das Lot zeigte 13 Faden, also auf 72 Fuß Tiefe sah man den Grund so deutlich. Von praktischer Bedeutung ist die Entdeckung nicht, doch ist es eine noch unbekannte Bank, die Karte gibt

viel größere Tiefen an. Zugleich war hier und da die See gekräuselt, als ob es strichweise heftig darauf regnete, was von Zügen kleiner Fische herrührte, die wie auf Kommando von Zeit zu Zeit in die Höhe sprangen. In der Ferne überkugelten sich große Fische und es war so viel zu sehen, daß ich fast den ganzen Vormittag über der Reeling lag. See und Himmel blau, und ganz leicht am Horizont die Kette der Andamanen, die wir schon gestern und vorgestern sahen, denn wir machen wenig Weg, Gott sei's geklagt. Abends lesen wir mit Vergnügen und Interesse die Autobiographie von Sastrow. Wie kommt es, daß sie nicht bekannter ist? Sie steckt voll interessanter Dinge — z. B. erzählt er, wie Karl V. in Naumburg a. S. eine Truppschau abhält, ein Hagelschauer ihn überrascht und er sein Mäntelein, so zwei Finger breit mit Pelz besetzt war, umkehrt und sein sammit Hütlein darunter steckt. So läßt er es sich auf den bloßen Kopf regnen, bis die Filzkappe, nach der er geschickt hat, gebracht wird. Und dann die „Mildigkeit“ des Kaisers, wie er bei einem Kanonentransport, der ihm zu langsam geht, einen Fuhrmann schlägt und dieser, der ihn nicht kennt, es ihm wiedergibt, wofür er an den nächsten Baum geknüpft werden soll. Es wird indessen so lange mit der Hinrichtung gezögert, bis sich der Zorn des Kaisers etwas gelegt hat und man ihm vorstellen kann, daß der Mann so harte Strafe doch eigentlich nicht verdient habe. Der Kaiser sieht das auch ein, und friedlich, wie er war gesonnen, begnügt er sich damit, dem Manne die Nase abschneiden zu lassen. Avec transport setzt sich der Delinquent hin, und man schneidet ihm die Nase so weit wie möglich ab, um den guten Willen zu zeigen. Sastrow hat nachmals den Mann noch öfter getroffen und mehrmals gehört, wie er die Geschichte selbst erzählt und des Kaisers Milde dankbar gerühmt hat.

Solcher feinen Stücklein sind viele darin.

Wir nähern uns der Südküste von Birma, ein übles Fahrwasser, denn sie ist so seicht, daß das Schiff verloren ist, wenn man sie erblickt. Es muß deshalb beständig gelotet werden. Noch schlimmer ist die See östlich von der Rangoon-Mündung des Irawadi, deren Ufer auf der Seekarte ganz weiß gelassen sind; es heißt, kein Schiff kommt zurück, das sich dorthin verirrt hat. Die See ist milchig grün, wie der Rhein bei Straßburg. Quallen und Schlangen, ein Eisvogel vom Lande und ein Schwälbchen.

Am Gründonnerstag sah man endlich mit Erleichterung das Feuer von Krishnashoal. Wir sind 101 Tage unterwegs und haben also doch noch eine gute Reise gemacht.

II.

Rangoon.

13. April — 8. Mai.

Rangoon, 13. April. Die Ankunft in Rangoon ist nicht vielversprechend. Die Ufer sind flach mit niedriger Sumpflvegetation, nur bei Elephantpoint erheben sich einige Baumgruppen mit Palmen. Langsam windet sich das Schiff, von dem kleinen Schlepper gezogen, die weite Wasserstraße hinauf. Schon von ferne erblickt man auf dem einzigen Hügel der Gegend die goldene Spitze der Shway Dagone-Pagode, die größte der Welt, das Nationalheiligtum der Birmanen. Zu ihren Füßen, weit ins Land hinein, breitet sich, von schmalen Flußläufen und Kanälen durchschnitten, die Stadt aus, die auf mehr als 180 000 Einwohner geschätzt wird. Sie liegt indessen so tief, daß man den Eindruck einer so großen Stadt erst nach und nach bekommt. Am linken Ufer des Stromes, also dem Hereinsegelnden zur Rechten, sieht man nur die Hafengebäude, die zunächst liegenden, europäisch gebauten Straßen, Speicher, mächtige schwimmende Holzwerften, Zimmerplätze, auf denen Elefanten arbeiten, weiterhin zerstreut liegende Wohnungen in dichtem Gehölz.

Auf dem rechten Ufer, der Dalla-Seite, ziehen sich Reismühlen mit rauchenden Schloten und godowns weit den Fluß hinauf, tiefer im Lande ragt hier und da zwischen staubigen Feldern und verdorrten Wiesen eine kleine Pagode aus schattigem Grün hervor.

Der Verkehr auf dem Strome ist lebhaft; in Reihen ankern Schiffe, von Leichtern umgeben, in denen Kulis, lärmend und schreiend, mit dem Löschen oder Einbringen der Ladung beschäftigt sind. Schwer beladen gleiten die pittoresken, schön geschnitzten Reisboote den Fluß zur Stadt herab, der hohe Flußdampfer, seine drei offenen Galerien besetzt mit braunem Volk in farbiger Tracht, tritt seine Fahrt durch die verschlungenen Wasserstraßen des Deltas an; zwischen den Ufern und den Schiffen schießen kleine Dampfboote und Sampans hin und her.

Der Rangoon-Arm des Irawadi ist so breit, daß man voraus keine Uferlinie wahrnimmt. Er kommt von Westen, die Sonne versinkt daher im Strom, Wasser und Himmel verschwimmen dann in goldener Glut, in der die Fahrzeuge sich wiegen, die Ufer leuchten im Abendschein, braunrot glänzen Segel und Tauwerk, und wenn die einbrechende

Dunkelheit schon alles in violette Schatten getaucht hat, blitzt noch ein letzter Strahl auf der Spitze der großen Pagode.

Das war der Eindruck unseres ersten Abends in Rangoon, so sah ich es seitdem mit immer neuem Entzücken viele, viele Male.

14. April. Heute haben wir schon den Dobi, Waschmann, da gehabt, der mir mit glänzenden Zähnen Jürgens eigene frühere Empfehlung vorwies, dann den Schuster und den Schneider. Die Schlacht, die sich vier Dubasche um Jürgens Kundschaft lieferten, war sehenswert — zwei greuliche Kerle, die Deutsch radebrechten, und immer in die Pantry liefen, um sich heimlich zu beraten, ein brauner „runner“*) für den Stevedor Madouray**) und ein Grieche für einen anderen, den Jürgen von vornherein nicht wollte, weil er vor Jahren mit dieser Firma schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Ich bewunderte, wie er den Bitten des Griechen widerstehen konnte, der immer wieder mit erhobenen Händen flehte: „try me, captain! — give me a chance! — it's life and bread to me! — take my hand, captain!“***) Schließlich mußte ihm Jürgen eine Bescheinigung geben, daß er zuerst auf dem Platz gewesen wäre, Jürgen ihn aber wegen früherer Mißhelligkeiten nicht nähme — da endlich ging er, und der Braune behauptete das Feld. Dann kamen die bumboatmen und fochten ebenso erbittert um den Vorzug, die Mannschaft zu übervorteilen; hierauf erschien der Arzt, ein Deutscher, ferner ein Beamter des Hafenmeisters, der an Bord blieb und in der Kajüte schlief — und die Türen unserer Kammer sind nicht etwa geschlossen!! — Dann ist noch ein dicker Engländer an Bord, der preventing officer†), der auf Deck sitzt, im Proviantraum schläft und mit uns ißt. Er hat einen Schlaganfall gehabt, geht und spricht schwer, und zeigt uns, bis wohin seine Beine geschwollen gewesen wären. — —

Jetzt ist alles fort, Jürgen an Land. Die Hitze ist sehr schlimm, alles klagt.

15. April. Die Sonne brennt uns auf den Scheitel, daß wir durch Hut und Sonnensegel hindurchfühlen, wo sie

*) „Einfänger“.

**) Stevedor, der die Stauerarbeiten und größere Lieferungen für das Schiff übernimmt.

***) „Versucht es mit mir, Kapitän! — gebt mir eine Chance! — es ist Leben und Brot für mich! — nehmt meine Hand!“

†) Der „Verhütungsbeamte“, der aufpassen soll, daß wir nicht schmuggeln!

steht. Heute früh wurde ein zweites großes Sonnensegel über die ganze Kajüte und das Hinterdeck gespannt, eine große Annehmlichkeit, da man nun das Oberlicht immer offen haben kann, auch bei Regen. Eben kommt ein Schauer und wird durch eine gelbe Staubwolke eingeleitet, die Strom und Stadt verhüllt.

Der gestrige Tag war voll wie ein Ei. Um fünf Uhr standen wir auf und fuhren zu der großen Pagode, denn es war birmanisches Neujahr, und wir wollten sie im Festschmuck sehen. Es lohnte sich. Herrlich war schon die Fahrt in der Morgenkühle unter den mächtigen Bäumen der Hauptstraße, die nach der Pagode führt und die bereits belebt war mit hineinenden und zurückkehrenden Festgenossen, Händlern mit Gemüse und Früchten, ungefügen kleinen Wagen mit Zugochsen bespannt, unter deren schützender Plane eine Menge hübscher, junger Gesichter hervorsahen.

Die Pagode steht auf einem großen, zum Teil mit Steinfliesen belegten Platze auf einem Hügel, der von unten auf wie eine Festung mit weiten Gräben und starken Mauern umgeben ist. Vier breite Aufgänge in den Himmelsrichtungen führen hinauf, von denen zwei nicht mehr gangbar sind. Der Nordaufgang, durch den wir kamen, ist der schönste und am meisten benutzte. Man hat hier die Kunst der Bogengänge und gewölbten Dächer nicht erreicht, daher führen breite, tief ausgetretene Marmortreppen in Absätzen aufwärts unter reich geschnitzten Holzdächern, die sich siebenfach übereinander erheben und auf roten Holzsäulen ruhen. Treppe nach Treppe zieht sich unter solchen Dächern den Hügel hinauf, zwischen jeder ein schmaler, offener Raum. Steht man nun oben, so erblickt man zwischen dem Dämmerlicht der Treppen die sonnenhellen Uebergangsstreifen, und die bunte Menge in Festkleidern, Blumen im Haar, blühende Zweige in den Händen, wogt bald in scharfen hellen, bald dunkleren Flecken auf und ab. Bei uns erinnert ein Menschengewimmel meist an schwarze Ameisen, hier ist es ein Durcheinander von leuchtenden Farben.

Zu beiden Seiten der Stufen — den Mittelweg dürfen sie nicht betreten — kauern Aussätzige und Krüppel, strecken flehend die verstümmelten Glieder aus, und wenige gehen vorüber, ohne ihren Anna in die hingehaltene Bettlerschale zu werfen.

Oben ist es herrlich. Die vergoldete große Pagode nimmt den Mittelpunkt ein. Den weiten Platz bedecken im Schatten der prachtvollsten Bäume zahllose offene Hallen, Tempel, Kapellen, Schreine, kleine Pagoden. Ueberall und

in allen Größen Buddhastatuen, liegende und sitzende, alte und neue, aus Zement oder Alabaster, manche im frischen Glanze bunter Zinnfolie, edler Steine und Perlen; davor stehen Blumen, hängen Kränze, sind bunte Sonnenschirme aufgesteckt. Neben niedrig hängenden Glocken liegen Geweihe, um sie anzuschlagen; kauernde Priester lassen Gongs ertönen; überall liegen Beter; einige unter freiem Himmel auf den Höfen, andere vor den Altären in den Kapellen. Zahllose Lichtchen brannten im Hintergrunde der Tempel. Ich sah Frauen Päckchen Lichte halten, die ihnen ein Mann abnahm, um sie aufzustecken und anzuzünden; Kinder liefen fröhlich dazwischen; ein ganz kleines schrie; die Mutter, die auf den Knien lag, knöpfte ruhig ihre Jacke auf und gab ihm die Brust. Als sie dabei den Kopf drehte, sah ich, daß sie selbst ein ganz junges Geschöpf war; sie konnte kaum zwölf Jahre zählen, und ihr rundes Gesicht hatte den kindlichsten Ausdruck. Ein Kind hatte das ganze Gesicht mit kleinen gelben Blumen beklebt, und ein anderes kam und drückte ihm ein paar abgefallene eifrig wieder an. Einem kleinen Jungen, der mir Rosen gebracht hatte, gab Jürgen eine Rupie. Gleich darauf forderte er Schwefelhölzer. Der Kleine sprang mit lautem „Mama! matches!“ zu seiner Mutter, die allerhand feil hatte, und brachte Jürgen eine Schachtel, sichtlich, um für das fürstliche Geschenk zu danken.

Ein junger Birmane führte uns und zeigte uns die berühmte große alte Glocke. Sie soll silbern sein, ist gut einen halben Fuß dick, etwa 15 Fuß hoch und 5 Fuß im Durchmesser. Ich schlug sie natürlich auch an. Dann zeigte uns der Birmane den chinesischen Tempel und „Berg“, den Mandaley-Berg, den Berg der japanischen Buddhisten usw. Diese „Berge“ waren in Seitenkapellen, etwa sechs Fuß hoch, voll kleiner, kaum spannelanger Figuren, die offenbar Legenden des betreffenden Volksstammes darstellten, z. B. einen Zweikampf auf Elefanten, wobei der eine Elefant auch ein Schwert mit dem Rüssel schwang. Auf einem anderen „Berge“ war ein indisches Dornröschen zu sehen — zwei schön gekleidete Damen lagen schlafend vor einer gleichfalls auf einem Ruhebett schlummernden Schönheit, und ein junger Held mit einem Schwerte unter dem Arm schlug einen Vorhang aus weißem Mull zurück und erblickte die Prinzessin mit Stauen und Wohlgefallen.

Jürgen machte mich darauf aufmerksam, wie frei und fröhlich der Verkehr war, Beten, Verkaufen, Lagern und Essen im Schatten, Kinder überall, ohne daß man ein rohes

Wort, Schelten, Zank oder auch nur störenden Lärm gehört hätte. Ich konnte mich kaum losreißen, doch vertrieb uns endlich die zunehmende Hitze.

Kaum hatte ich mich jedoch nach Tisch hingelegt, als ich durch die Pfeife eines Gauklers und lautes Lachen auf Deck gelockt wurde.

Als ich hinauf kam, stand ein großes Publikum um den Mann, auf der einen Seite die Mannschaft, auf der andern eine Menge Kulis, die übergeklettert waren, Jürgen, die Steuerleute und unser „preventing officer“. Es war ein Spaß, die Leute zu beobachten, besonders Gustav und Otto, die beiden Jungen, denen das etwas ganz Neues und Wundervolles war.

Um $\frac{3}{6}$ Uhr fuhren wir zu den künstlichen Seen, den Wasserwerken von Rangoon, die in großartiger Umgebung liegen, mit wundervollem Rasen — hier eine Seltenheit — schönen Baumgruppen, spazieren fahrenden Menschen, dann fuhren wir zu Eversheds Hotel zum Essen; es schmeckte des Wechsels wegen, war aber nicht besonders. Ein Kapitän aus Elsfleth schloß sich uns an, ein angenehmer Mensch. Jürgen erzählte, er habe heute bei dem Stevedor einen Kapitän getroffen, der eine große Schneckenmuschel in der Hand gehabt habe und 1500 Stück davon zum Verkauf bot. Er hatte sie von den Kokosinseln gebracht, von wo er Kokosnüsse holte. Die Firma, deren Chef der kohlschwarze Inder Madourey ist, hat diese Inseln von der Regierung gepachtet. Da seht Ihr, in welchem Maßstab die Geschäfte hier gehen. Aus diesen Muscheln werden Perlmutterknöpfe und dergleichen gefertigt, der Markt dafür ist London. Wir liegen am Pier und haben das Vergnügen, daß das Schiff geschrappt und die Ladung von Kulis gelöscht wird, die die Ballen und Kisten unter beständigem „Halaala jo! — Halaala jo!“ aufwinden.

Während ich schreibe, entsteht oben ein fürchterlicher Zank; der eine schwarze Kuli zeigt wütend die Zähne, alle andern jabbern und der kleine italienische Stevedor Pipo droht und schimpft. Den ganzen Tag lang drehen sie das Gangspill. Einer singt und die andern fallen mit dem Rundreim ein, es sind etwa fünf bis sechs verschiedene Rufe, der eine klingt wie: Eia—Marie!, der andere: la—la—Jäm—mer—lich! etc.; so stundenlang: la—la—Jämmerlich! in die Ohren geschrien bekommen, ist nicht sehr erfreulich, da ziehe ich ein anderes: ma—ma—buddeldi—bob—! noch vor.

Sonntag früh um sechs waren wir nochmals auf der großen Pagode; Herr Pauly wollte hinauf und der Impuls

teilte sich uns mit. Alle Tage könnte ich auf die Pagode gehen, während mir heute eine Dame sagte: „Wenn man sie einmal gesehen hat, ist man befriedigt.“ Wir finden sie unerschöpflich, es ist dort alles, Uraltet und Neues, Schönheit, Kunst, Ungeschmack durcheinander. Der Kultus hat viel Aehnlichkeit mit dem katholischen, die bunten Schreine, die Beter, der Rosenkranz, die brennenden Lichter, der Ausputz, aber eigenartig ist natürlich die Form der Pagode, die wundervollen Bäume, das Bewachsen und Begrünen von frisch vergoldeten Dächern und Spitzen, die Flut von Licht und Farbe, das Fremdartige und Malerische der braunen Menschheit. Es ist schwer, sich vorzustellen, daß man selbst nur eine Zufallserscheinung ist, daß die Pagode ihre feine, glänzende Goldkrone, die in der Höhe der Paulskirche mit Diamanten und Rubinen geschmückt ist, vor vielleicht 2000 Jahren ebenso wie heute trug, daß sie Hunderte von Malen frisch vergoldet ist, daß die Beter ebenso ihre Blumen in die Höhe gehalten haben, lange, ehe ein Europäer den Fuß auf diesen Strand setzte. Es ist deshalb schwer, sich das zu denken, weil das Volk einen so zivilisierten und wohlgezogenen Eindruck macht. Wir hörten Musik und fanden einen Blinden, der mit unbegreiflicher Präzision mit Stäbchen aus hartem Holz auf einer Art Harmonika mit gewölbtem Resonanzboden spielte, dazu sang er und es war wirklich Melodie und Takt darin, ebenso ein anderer Blinder, der sich auf einem Streichinstrument begleitete; er riß seinen großen Mund auf und sang nach den Mienen der Hörer zu urteilen mit viel Ausdruck und Humor. An einer stillen abgelegenen Stelle der Mauer fanden wir die eingefriedigten Gräber der englischen Offiziere, die auf der Stelle, wo sie beim Sturm dieser Pagode fielen, begraben worden sind. Es muß ein entsetzliches Gemetzel gewesen sein, ich versuchte mir das Bild vorzustellen, die Wut und Verzweiflung, mit der die Birmanen ihr Heiligtum und zugleich ihre Freiheit und ihr Vaterland verteidigten, wie die Kugeln in die alten Heiligtümer schlugen und die weiten Höfe voll Toter und Verwundeter lagen. Und dann dachte ich des Jammers in den stillen traulichen Heimstätten im fernen England, deren Stolz und Freude hier im Schatten dieser Brotfruchtbäume gebettet ist.

Von der Mauer dort oben hat man einen herrlichen Rundblick, meilenweit erstreckt sich der Wald und wechselt mit Anpflanzungen, Gärten und künstlichen Seen.

Gestern morgen sah ich im Vorüberfahren einen Birmanen mit erhobenen Händen auf den Knien liegen und

beten, an einer Stelle, wo man gerade gegenüber die große Pagode in der Morgensonne glänzen sah; so heilig ist der Boden, daß viele schon auf dem Wege dorthin die Schuhe in den Händen tragen. Eine vornehme Familie beobachteten wir. Die Mama hatte Diamantringe von unglaublicher Größe an Ohren und Fingern, abgesehen von so vielen goldenen Ketten, als überhaupt anzubringen waren; Töchter und Söhne, schön geputzt in Gold und Seide, mit Blumen im Haar, begleiteten sie, ein kleines Mädchen schritt mit der eigentümlichen Grandezza und der etwas schnörklichen Anmut, die das Kostüm mit sich bringt, über den Platz, es ist ein erfreulich zu beobachtendes Volk, das etwas Edles, Stolz und Wohlerzogenes hat.

Herr Pauly sagte, wie schön müßte es gewesen sein, als es alles frisch und fertig war, aber das ist es nie gewesen. Diese Sonne, der Staub und die sechs Monate tropischer Regen machen beständige Ausbesserungen nötig. Wir sahen einen Maler bei seiner Hantierung und eine ganze Schnitzwerkstatt, die Arbeit war von den alten Mustern nicht zu unterscheiden. Diese Marmorfliesen und Granitstufen jedoch können nur in Jahrhunderten so ausgetreten sein. Es ist ein Gefühl, wie es mich am Handeck-Fall überkam: so tost das Wasser über die Felsen, so spielen die Regenbogen ineinander, immerfort, ob ein menschliches Auge es sieht oder nicht. Die Bettler erheben die verstümmelten Hände, die Leute halten betend ihre Blumen empor und die goldene Krone der Pagode funkelt im blauen Himmel wie jetzt, wenn wir längst verweht und vergessen sind.

Nachher fuhren wir noch in den botanischen Garten. Der schwarze Tiger, der neulich mit so gräßlichem Gebrüll an seinen Stäben aufsprang, daß Jürgen behauptete, ich wäre blaß geworden, lag und schlief, die Marabus hüpfen nicht mehr so lächerlich auf zwei Beinen, dagegen sahen wir einen Gibbon, etwa zwei Fuß hoch, schwarz mit weißem Schnurrbart, den man frei herumlaufen läßt, und stellt Euch vor, er ging aufrecht und hielt sich ganz gerade; wenn er saß oder kroch, sah er aus, wie andere Affen, sobald er sich aber beeilte, ging er aufrecht und sehr schnell. Jürgen sagte, etwas Menschenähnlicheres hätte er nie gesehen. Der Kopf war klein und wohlgeformt mit kleinen, hübschen, hellen menschlichen Ohren, die Arme waren lang, reichten aber nicht ganz auf den Boden, er stützte sich nicht darauf.

20. April. Es regnete die Nacht über und goß noch heute früh in Strömen. Der Zyklonball war geheißt. Die Kulis weigern sich, im Regen zu arbeiten, tun es schließlich doch.

Gestern abend kam ein Kuli noch ganz spät, nur mit einem Lappen bekleidet und holte — seinen vergessenen Regenschirm! Vormittags kommt ein Neger und verlangt: „Me speakee Captain! private!“*) In die Kajüte geführt, flüstert er Jürgen geheimnisvoll zu, er wüßte eine Farm, wo Schweine billig zu haben wären, und Jürgen macht schließlich eine Expedition von einigen Stunden mit ihm, und sie kommen mit zwei kleinen Schweinen in einem Sack zurück. Es wäre eine große birmanische Farm gewesen mit einer Menge von Schweinen, Büffelkühen und Federvieh, so gut gehalten, sagte Jürgen, daß er fast bedauert hätte, mich nicht mitgenommen zu haben, und der Neger trug die quiekenden, strampelnden Schweine fast eine halbe Stunde weit. Er wurde denn auch gut bezahlt und da er um Salzfleisch bat, zu dem zweiten Steueremann geschickt. Nach einer Weile kommt dieser und erzählt, der schwarze Biedermann hätte ihm Zigarren versprochen, wenn er ihm Kaffee geben wollte. Tags darauf erscheint der Neger wieder mit einer Durian, die er zu besorgen übernommen hatte. Jürgen bezahlt sie und der Kerl preist noch ihre guten Eigenschaften, da plötzlich, nach beendigtem Geschäft donnert ihn Jürgen an: „You be gone now and don't show your face here any more, or I'll kick you overboard! you wanted second mate steal coffee for you —“**) mehr wartete er nicht ab, ich hörte noch ein dröhnendes „Clear out!“***) und weg war er. Wie er es gemacht hat, weiß ich nicht, aber Jürgen versichert, er wäre blaß geworden. Als ich nach Tisch auf dem Bett lag, kam Jürgen mit der Durian, ob wir sie nicht essen wollten? Warum nicht! Ihr wißt, Durian ist die Frucht, die so nach altem Käse und faulem Fleische stinkt, daß die Schmeißfliegen ihr folgen, von Aussehen groß, grün und stachlig. Jürgen brach sie auf und ich glaube, etwas Herrlicheres an Geschmack gibt es nicht; in weißen, ledrigen Abteilungen liegen hellgelbe Kerne wie große Puffbohnen, umgeben von einer gelben Crème, Sahne mit Nuß und einem Tröpfchen Kaffee, so schmeckt sie; wir aßen sie ganz auf. Die erste Durian, die ich kostete, war nicht besonders; bei Mrs. Leith aß ich eine Mango, die an Aroma einer Aprikose gleich kam, unsere an Bord schmeckten holzig nach Mohrrüben, so sehr kommt es darauf an, daß man gute Früchte trifft, und es ist nicht

*) „Kapitän allein sprechen.“

**) „Nun machst du, daß du fortkommst und zeigt dein Gesicht hier nicht wieder oder du fliegst über Bord, Du wolltest zweiter Steueremann für dich Kaffee stehlen!“

***) „Hinaus!“

zu verwundern, daß die Urteile über tropisches Obst verschieden ausfallen.

25. April. Durch einen allerliebsten Besuch wurde ich heute erfreut. Der Lotse, Herr Pond, brachte mir sein niedliches achtzehnjähriges Töchterchen, das vier Jahre in England und zwei Jahre in Zürich in Pension war und darauf brannte, ihr Deutsch aufzufrischen, das sie hübsch mit ein wenig Schweizer Akzent spricht; sie hat ein rundes blühendes Gesichtchen und blonde Zöpfe. Wir verabredeten eine Morgenfahrt nach den „lakes“ (Seen).

26. April. Eben habe ich sechs große Elefanten bei der Arbeit gesehen und noch mehrere in der Entfernung. Kapitän Calderoni, ein Italiener, der hier Teakholz ladet für Grenade in Schottland, kam heute früh um sechs Uhr und holte uns ab. Es war ein weiter Weg durch endlose Straßen, bis wir die bezeichnete Stelle am Ufer erreichten, wo Sägemühlen, weite Schuppen, Beamtenhäuser liegen und weithin Teakstämme den Boden bedecken. Die Elefanten trugen die Stämme von einem Platz auf den andern oder zogen sie an Ketten an den Fluß hinunter. Teakholz ist eines der schwersten Hölzer, obwohl es noch schwimmt. Diese Stämme sind schon vierkantig besägt, sehr lang und ungefähr anderthalb bis zwei Fuß dick. Nun denkt Euch einen ungeheuren Elefanten, etwa zehn Fuß hoch, mit großen schlappenden Ohren, den der Mahout, der ihm oben auf dem Nacken sitzt, mit dem Fuß und einem Stachel leitet, der langsam und stetig seine Arbeit tut, den ungeheuren Stamm mit Rüssel und Fuß zurecht rückt, dann in der Mitte erst einen, dann beide Hauer unterschiebt und den Rüssel von oben darum wickelt, wenn es nötig ist, mehr Kraft anzuwenden, hinkniet und mit dem Fuße nachhilft. Endlich richtet er sich auf und trägt den Balken fest und ruhig zwischen Rüssel und Zähnen und legt ihn auf seinen Platz, wie man Latten aufeinanderlegen würde. Die Kraft, der Gehorsam und die Klugheit der riesigen Tiere ist wunderbar zu sehen. Kapitän Calderoni, der etwas weniger unbeholfen französisch als englisch spricht, sagte wiederholt: „c'est marvailloux! c'est marvailloux!“

Der deutsche Beamte, der das Klima je länger, je weniger erträglich findet, führte uns mit ermüdetem Gesicht herum und sagte: „Schön sind sie nicht!“ Er erklärte übrigens, daß der „weiße Elefant“ nur einen weißen Fleck auf der Stirn zu haben braucht, um heilig zu sein.

Der Elefant ist ein teures Haustier, er tut zwar die Arbeit von 20—30 Kulis, ist aber auch 3000—4000 Rupien wert.

Das Abrichten dauert etwa drei Monate. Frau Helfer schreibt, der Elefant pflanze sich in der Gefangenschaft nicht fort, uns wurde das Gegenteil gesagt.

Versprochenermaßen machte ich heute mit Miß Pond um sechs Uhr früh eine allerliebste Morgenfahrt durch die Parkanlagen um die Seen. Sie zeigte mir auf zwei kleinen Hügeln einige offene Aussichtstempel, in einem wird getantz, in dem andern ist an Gesellschafts-Abenden das Büfett aufgeschlagen, und auf dem Hügel gegenüber sitzt die Kapelle und spielt, es muß wunderhübsch sein; wenn man schon im feurigen Ofen tanzen will und muß, ist dies noch die beste Art. Der Rasen wird zweimal täglich gesprengt und geschoren und ist frisch und grün. In vierzehn Tagen etwa fängt die Regenzeit an und dann regnet der Regen jeglichen Tag, sechs Monate lang, und der Mensch geht gar nicht aus. Das Notwendigste wird im Gherry besorgt.

Ich begleitete dann Lilly Pond nach Hause, und da es erst halb zehn war, so bat ich, ein Bad nehmen zu dürfen; während ich mich nach Herzenslust kühlte, erschollen holde Klänge und sie spielte mit Gefühl und Pedal „les cloches du monastère“. Dann erschien ich wieder und Mrs. Leith, die Dame, bei der sie wohnt, zeigte mir freundlicher Weise all' ihre Verwandten in der Photographie. Darauf hatten wir Frühstück, leicht und pikant, dann empfahl ich mich dankbar und dachte: „to Hus is best“, als ich wieder an Bord kam. Jürgen war an Land, aber Herr Pauly erzählte, eben wäre unser Doktor auf dem „Coriolan“ in die Luke gefallen, man hätte ihn in seinem Boot an den „Regulus“ gebracht und sie, Pauly und Jürgen, hätten ihn an Land geschafft. Er war nicht sehr hoch gefallen, zum Glück auf einen Haufen Segel, so daß er zwar einen Arm und ein Bein arg gequetscht, aber doch nichts gebrochen hatte. Gegen Abend fuhren wir hin, uns zu erkundigen. Wir wurden von einem niedlichen, halberwachsenen Mädchen mit schwarzen Augen empfangen, dann erschien ein älteres, dann noch eins mit lockigem, goldroten, langen Haar und grauen Augen. Es kam ein kleiner blonder Junge und ein etwa achtzehnjähriger mit liebenswürdigem, etwas schlaffem Ausdruck. Der Vater hätte viel Schmerzen, sagten sie. Jürgen ging zu ihm, dann kamen noch zwei Kapitäne, die auch von dem Unfall gehört hatten.

Währenddessen unterhielt ich mich mit den Kindern; es sind acht und die Mutter schon vor Jahren gestorben. Sie sprechen nur Englisch, verstehen aber Deutsch. Man sieht

ihnen das Mischblut an und ich kann mir denken, wie stolz die Blondgeratenen auf ihre Farbe sind. Lebhaft rieten sie mir, in das „Museum“ zu gehen, das eben jetzt hier zu sehen und ganz herrlich wäre. Der alte Kaiser „in his agony“^{*)}, man sähe, wie die Brust sich höbe, und Kaiser Friedrich, wie ihm die Aerzte die Kanüle einsetzten, schrecklich sähe es aus, und ein Panorama, der Untergang der „Viktoria“ in einem Zyklon. Ich sagte, das wäre ja eine wahre Schreckenskammer! Oh nein, es wären auch schöne Dinge da, z. B. eine Jungfrau, die einen Löwen so geliebt hätte und an ihrem Hochzeitstage hätte sie der Löwe aus Eifersucht zerrissen. Da läge sie wunderschön, tot und blutig in ihrem Kranz und Schleier und ihr Bräutigam schösse eben den Löwen tot. Und dann noch ein Jüngling zum Aufmachen, so daß man sein Herz und seine Lunge und alles sehen könne! —

27. April. Eine Menge buntes Volk treibt sich unten an dem Pier umher; gestern lief ein nacktes braunes Kindchen seiner Wärterin fort, lachte und wollte sich nicht fangen lassen. Ich warf ihm eine Handvoll Keks in einem Papier zu; gleich war ein ganzer Haufe ringsherum, und alles redete dem Kinde zu, es solle „Salaam“ machen; ein alter Kerl zeigte ihm immer wieder, wie es sein Händchen an die Stirn halten und sich verneigen müßte, aber das Kleine hatte keine Lust.

Neulich kam uns eine Prozession entgegen; wir hörten die Trommel schon von weitem, und ehe wir es uns versahen, waren wir mitten darin. Es war ein Begräbnis, der Sarg in dunkles Gelb gehüllt, war über und über mit einzelnen Rosen besteckt, sehr einfach und schön. Gewiß war es ein junges Mädchen, das man begrub.

28. April. Vorgefallen ist nicht viel, außer, daß die Post einkam und hatte keinen Brief für mich!

Wir sind die Ladung zum Teil los, wobei 2½ Kisten mit Dosen kondensierter Milch aufgebrochen und gestohlen sind, ob von den Stauern in London oder von den Kulis hier, kann man nicht wissen; aber Jürgen muß sie bezahlen. Ich weiß nicht, wieviel Hunderte solcher Kisten wir mit haben, gut, daß nicht noch mehr fehlen. Wir haben das Bremer Telegramm: „Occurring Dieckmann ginger.“ Das heißt aber nicht, daß wir uns gelegentlich von Dieckmann & Barkhausen, unseren Befrachtern, Ingwer schenken lassen sollen, sondern: „Inquire at Dieckmanns; Falmouth or Cork for orders.“ Also nach England geht es, aber wohin

*) Im Todeskampf.

von da? Hamburg, Bremen, Antwerpen, London, Liverpool, Havre, es steht uns ziemlich alles „da herum“ offen.

Wir waren noch einen Abend an Land, saßen erst mit einigen Kapitänen bei Evershed, schlenderten dann noch etwas herum und gerieten in eine enge Straße, wo Laternen und ein furchtbares Geschnarr von Instrumenten eine Menge heranlockte, die von allen Seiten gelaufen kam. Die Gasse war fast gesperrt durch ein kleines Theater oder vielmehr eine Plattform, auf der ein verummter Kerl tanzte in weiß und roter Maske, vier Fähnchen wie Flügel auf dem Rücken; er warf seine schwarz behosten Beine in die Luft, wie in einem Ballett, und eine Maske mit dreieckiger Fahne tanzte ihm nach und hielt die Fahne beständig als Heiligenschein hinter seinen Kopf. Das Interessante war das Publikum, meist Chinesen, die Kopf an Kopf die Straße füllten, ebenso in Haufen aus jedem Fenster sahen, alle mit dem Ausdruck vollster Bewunderung. Dicht neben uns guckte unter einem Dutzend anderer Köpfe ein ganz kleines Kind mit runden schwarzen Augen unverwandt auf das springende Ungeheuer. Es war nur bekleidet mit dem schwarzen Zöpfchen auf seinem rasierten kleinen Schädel.

Vier unserer Leute liegen, besonders der Koch macht uns Sorge. Alle hatten plötzlich Durchfall, Uebelkeit usw. Der Doktor schob es auf das schwere Gewitter mit der vorhergehenden Hitze und dem Schlafen auf Deck, allerdings unter Sonnensegel. Jürgen hatte angeordnet, daß sie hier noch das Londoner Wasser trinken sollten; es ist aber aus Versehen der Tank mit etwas Rangoonwasser aufgefüllt und davon genommen worden. Es kann indessen auch irgend eine andere Ursache zu Grunde liegen, da man nicht weiß, was für einen Unsinn sie gemacht haben mögen.

III.

Von Rangoon nach Falmouth.

8. Mai — 27. Oktober.

Bay von Bengalen, 17. Mai. Hier liegen wir wie in einem Hexenkessel und können nicht heraus; wir müssen durch den Kanal bei Atchin Head, nach Südwesten, und der Südwestmonsun hat eingesetzt, es steht uns also eine hohe schwere See entgegen, so daß wir gar keinen Weg machen können; dazu treibt uns Strom und Wind dem Osten zu, wo Inselgruppen vorgelagert sind. Am 8. Mai gingen wir fort, jetzt haben wir den 18. und es ist kein Ende abzusehen. Erst

ließ es sich gut an, wir ankerten nur einmal und kamen mit bedecktem Himmel und leichtem Wind einige Tage vorwärts, dann fing es aber an, hart zu wehen in plötzlichen, unregelmäßigen Böen, und die See wurde wild. „Einst saß ich mit Björn, dem Treuen, an dem Schachspiel mich zu freuen“, als es plötzlich anfang zu pfeifen und zu heulen. Jürgen stürzte nach oben, und ich stand in der Tür. Herrn Paulys Stimme übertönte den Sturm mit „hi — ha — hi p!“ und „o — lo — lup!“ Naturlaute, mit denen das Segelaufziehen vor sich geht; es dauerte keine Viertelstunde, so war es vorbei, und Herr Pauly erzählte, es wäre eine Wasserhose gewesen, die wohl hinten herumgegangen wäre; er hätte dicht neben dem Schiff das Wasser steigen und die wirbelnde Bewegung gesehen, aber dann nicht weiter verfolgen können. Fliegende Fische, das Schnaufen einiger Walfische und ein Schiff, wohl die „Josepha“, die zwei Tage vor uns ausging, ist alles, was wir an Lebendem bemerkt haben, es sei denn, daß man eine fortgewehrte Mütze dazu rechnen wolle. Die in Rangoon gekauften Hennen sind ein abscheuliches Gehühn, sie haben meine schöne gelbe Henne so zerhackt, daß sie hat geschlachtet werden müssen. Nicht nur tut es mir leid um das schöne Tier, unser Prachtstück, aber 28 Eier barg sie noch in sich. Der Steward hat Blutdurchfall, der gar nicht weichen will, und ißt, was er nicht soll. Es ist freilich viel verlangt, von einem hungrigen jungen Menschen, der alles unter sich hat, sich mit Haferschleim und Zwieback zu begnügen. Noch von Rangoon nachzuholen, so wurden wir durch den Dampfer von Mr. Pond herausgebracht, der mir zu meinem Schrecken das Zeug ungenäht wiederbrachte, das ich dem Schneider gegeben hatte; trotz aller Ermahnung von Miß Pond war es nicht einmal zugeschnitten. Ebenso wenig bekam Jürgen sechs bestellte weiße Röcke und ich das Holzpferd, das mir an Bord gebracht werden sollte. Doch war noch ein Schuster gekommen, mit einem Knoten in seinem langen dünnen Bart; er verlangte 1 Rupie Vorschuß und einen Probeschuh! Der brachte die Schuhe noch pünktlich am letzten Morgen, nicht hübsch, aber ganz gut sitzend. Als Lotsen hatten wir einen alten Engländer, John Brown, der sehr wenig umgänglich aussah; als wir aber abends vor Anker lagen und ins Plaudern kamen, taute er auf und war sehr amüsan. Jürgen fragte, ob Kapitän Calderoni schon fort wäre; das wäre ein so liebenswürdiger Mensch. „O yes, for an Italian he is nice enough!“*) Die Italiener wären alle

*) „O ja, für einen Italiener ist er ganz nett!“

„queer“.) Er hätte einmal bei Elephant Point ein italienisches Schiff auf den Strom gebracht und dabei an einer kritischen Stelle ein Manöver machen lassen, das der Kapitän nicht begriff und er ihm nicht erklären konnte, da der Italiener kein Englisch und er kein Italienisch verstand. Er hätte innerlich gelacht, wie sich der italienische Kapitän platt aufs Deck geworfen und mit Händen und Füßen verzweiflungsvoll um sich schlagend, weinend geschrien hätte: „rompi bastimento!“ — „rompi bastimento!“**), bis er plötzlich sah, wo es hinaus sollte, aufsprang und guter Dinge war.

Als der Dampfer kam, erschien auch Kapitän G. zum letzten Handschütteln, seine „Arethusa“ grüßte, und auf der „Eta“ stand Schulte und winkte ins Blaue, denn er ist kurz-sichtig; und so glitten wir den Strom hinunter und sahen bald nichts mehr von der Stadt, als die große Pagode in ihrer grünen Umgebung, dann wurden die Ufer flach und abends ankerten wir wieder draußen.

Endlich, endlich sahen wir nach endlosem Hin und Her Land, die riesige Gebirgskette von Nord-Sumatra, und wandten uns wieder nordwärts, bis wir nach zwei Tagen die Südseite der Nikobaren in Sicht bekamen. Heute ist nun der zweite Tag, daß wir wirklich „draußen“ sind. Die beständige Angst vor den heftigen Böen ist auch vorbei, die See wieder blau und leichte Brise. Eine arge Plage sind die Fliegen, die so ausdauernd sind, wie unsere Herbstfliegen und gar nicht abnehmen, denn sie kommen von den Kartoffeln, die immer nachfaulen; auch Mücken steigen beständig in Schwärmen aus den Wasserfässern, und das Schlimmste sind Myriaden kleiner Motten, die zwischen den Reissäcken brüten, abends in weißen Wolken auffliegen, zu Hunderten in der Waschsüssel ertrinken, überall sitzen, in alles kriechen, einem in Augen, Mund und Nase krabbeln. Eines unserer englischen Hühner nach dem andern geht den Weg des Currys; totgerupft und -gepickt von dem schändlichen indischen Gezücht.

9. Juni, Sonntag. Gestern passierten wir die Linie, ich zum dreizehnten Mal; wir haben nach heißen, stillen Tagen Regen und Brise, und also wieder frisches Wasser zum Waschen und Baden. Juranitsch fing ein krebsartiges, ganz durchsichtiges Insekt, dessen kleine grüne Augen die zwei einzigen dunkeln Punkte an dem ganzen Geschöpfchen waren, auch harpunierte er einen Delphin. Herr Pauly hat einmal

*) „Sonderbar“.

**) „Du schlägst das Schiff ein!“ — „Du zerbrichst das Schiff!“

als Junge die Milch eines solchen gekostet; der Steuermann, erzählte er, habe einige Tropfen aus der Warze eines frisch-gefangenen Fisches gedrückt und ihm gesagt, er solle es nur versuchen, er würde schwerlich zum zweiten Male Gelegenheit dazu haben.

16. Juni. Der Passat ist da; er kam mit Regen und sehr hoher See, so daß die ersten Tage sehr unbehaglich waren, jetzt ist es besser und schon so kühl, daß wir nachts Decken nehmen.

29. Juni. Wir hatten einen heftigen Schreck; wir saßen im Sonnenschein auf dem Hinterdeck, als es plötzlich hieß: „Mann über Bord!“ Die Leute stürmten nach hinten und warfen die Taue von der Nagelbank über Bord, der Mann am Ruder ließ das Rad fahren, sprang auf das obere Deck und riß die Rettungsboje los. Jürgen eilte an das Ruder, um das Schiff anzuhalten, als er den Mann wohlbehalten wieder über die Reeling steigen sah. Es war Juranitsch, der mit Guido vorn auf dem Bugspriet eine Ausbesserung vorgenommen hatte; eben lehnten sie sich nach hinten und zogen aus Leibeskräften, als das Schiff überholte, und beide fielen, Guido hielt sich noch, aber Juranitsch nahm das Bad. Zum Glück war die See fast glatt, das Schiff machte kaum anderthalb Meilen, es war heller lichter Tag, und er kann gut schwimmen. Die allgemeine Bestürzung und Jürgens heftiger Schreck schien mir fast außer Verhältnis, als ich es nachher bedachte. Jürgen sagte jedoch, man könne nie wissen, wie so etwas ausliefe; der Mann könne beim Stürzen sich verletzt haben, oder es hätte einer der Jungen sein können. Schwimmen können die Leute aus dem Binnenlande meistens, die von den Küsten nur selten.

15. Juli. Wir haben den 30. Grad passiert und fangen also an, um das Kap zu gehen, haben entweder Böen und heftigen Wind oder es ist flau, dabei die See sehr hoch; gestern lief sie in solchen Hügeln auf, daß man zu ihnen aufsehen mußte — eine Sekunde Stillstand, und solch ein Berg mußte über das Schiff brechen. Für etwa so groß wie die Wiese vor unseren Fenstern daheim und halb so hoch wie unser Haus halte ich solch einen Wasserberg, ebenso tief die Depression zwischen den Hügeln, und auf See unterschätzt man meist Entfernung und Größe.

21. Juli. Sonntag und gestern wie schöne Herbsttage bei uns. Die See hat sich gelegt und atmet nur noch leise, Albatrosse, Pastoren, Kaptauben und eine Walfischfamilie scherzt friedlich um uns her. Eine Mutter mit Baby, kaum 10 Fuß lang, ein großer Vater und ein Backfischchen von

vielleicht 15 Fuß Länge, spitze Schnauzen, weiße Unterkörper. Vorgestern sahen wir Land, aber es war bei der hohen Dünung nicht zu erkennen. Heute sehen wir eine hohe Kette und höhere Gipfel, ob es Kap Recife ist oder schon Kap Francis, wissen wir noch nicht. Ein Schweinchen ist geschlachtet, noch nie haben wir so gute Braten gehabt und so vortreffliche Sauce; an Bord ist sie sonst meistens lauter Fett, aber dieser Koch würde jedem Familientisch Ehre machen. Abend herrlich, jede lange Welle mit leuchtendem Saum, frischer kräftiger Wind von Land, das nachts an den weiten Moorbränden kenntlich ist. Die Sterne funkeln im hellsten Schein, gerade über uns steht das Kreuz und die Venus so groß und hell, daß sie das Meer erglänzen macht. Ein Leuchtturm zeigt alle 20 Sekunden sein helles Licht, es ist also Kap Francis. Gesegnet seien, die einen Leuchtturm bauen, und das sind meistens die Engländer. Binnenlands ahnt man nicht, was für ein Trost ein Leuchtturm ist. Nirgends ist mir das so zum Bewußtsein gekommen, als im Indischen Archipel, der so voll von Sandbänken, Inseln und Korallenfelsen ist; da fährt man getrost, wenn man von weitem das Lichtchen blinken sieht.

24. Juli. Das Barometer fiel, die See ging auf und die Segel wurden festgemacht. Gestern nachmittag kam urplötzlich der Sturm und eine schreckliche See, hohe Hügel, ganz besetzt mit Wellen, die der Sturm in Nebel zerpeitschte. Dreimal kam eine See über das Oberlicht fort, so daß das Wasser auf den Tisch und mich durchregnete. Jürgen stand in der hinteren Tür, als die See überbrach, etwas Schwarzes an ihm vorbeischoß und das Rad herumlieh; er stürzte an das Rad und hielt den Mann für verloren, als er glücklich wieder herankroch und sich nichts getan hatte. See und Wind haben sich nun gelegt, der letztere zu sehr, denn das Schiff hat keine Stütze und rollt entsetzlich. Die ganze Nacht lag ich mit dem Riemen in der Hand, der für solche Fälle am Bettpfosten hängt, um nicht beständig mich festklammern zu müssen. Ich bin froh, daß es wieder vorbei ist, aber auf wie lange?

Herr Pauly erzählte noch von Rangoon, daß er sich viel mit dem Beamten unterhalten hätte, der für die Lieferanten Tally*) nahm, während Herr Pauly die Säcke, die vorbeikamen, für das Schiff kontrollierte. Ich erinnerte mich des jungen Mannes, der hübsch und sehr dunkel war. Sie hatten

*) Tally nehmen — die Ladung zählen; je nachdem ist das fünfte, zehnte, hundertste Stück Tally.

einmal von Wahrsagern gesprochen und der junge Mann ihm erzählt, bei ihm wäre auch solch ein Kerl gewesen und hätte seiner jungen Frau gesagt, sie würde achtzig Jahre alt werden, und nach vier Wochen wäre sie tot gewesen, — aber der sollte sich nur wieder zeigen, er würde ihn so zurichten, daß er das Wiederkommen vergäbe. Erst achtzehn Jahre hätte die Frau gezählt, aber solch eine bekäme er nicht wieder. Jetzt sähe niemand nach ihm, wenn er krank wäre; „but she used to make custard for me.“*) Der arme junge Witwer, der nicht viel hat, kauft von seinem Wenigen „stinky water“**), trägt es abends zu dem Grabe und gießt es darauf aus, erzählten die anderen Beamten und setzten verächtlich hinzu: „Die Frau war viel zu gut für ihn, sie war beinahe ganz weiß.“

23. Juli. Großer Schrecken, die obere Marsrahe brach, d. h. die Kette, in der sie hing, und die schwere Rahe fiel in ihre Taue, die sie zum Glück hielten, doch knickte sie von ihrer eigenen Wucht. Es war die Marsrahe vom Fockmast, eine der wichtigsten, und hier in diesem unsicheren Wetter. Herunter mußte sie, so arg das Schiff auch rollte; den ganzen Vormittag wurden die Vorbereitungen dazu getroffen. Die Rahe mußte in der Mitte ausgehoben, aufgerichtet und niedergelassen werden, es waren bange Minuten, als die Mannschaft von unten und von oben hielt und der schwere Balken hin und her schwankte, wenn das Schiff überholte. Er brach nochmals, als er niedergelegt wurde, es ging indessen glücklich ab und niemand wurde verletzt. Mir schien es ein Meisterstück, die Herren sagten, es wäre nicht schlimm, wenn das Schiff ruhig läge. Zum Glück haben wir eine Reserve-Rahe, an der der Zimmermann arbeitet. Diese Rahe ist die mittelste von fünf, 63 Fuß 4 Zoll lang, englische, das ist 3 Fuß 4 Zoll länger als unser Haus auf der Gartenseite hoch ist. — Sonntag still und blau. Steuer- mann: „Hast du meine Stiefel wieder heruntergebracht?“ Leichtmatrose Heinrich: „Ja, nur die von Judenleder noch nicht“ (Juchten). — Neulich wird er gefragt, ob er nicht wüßte, was Blücher immer gesagt hätte? „Ach, der hat immer so viel gesagt, wie zum Beispiel: Varus, Varus, gib mir meine Kanonen wieder.“ Juranitsch nennt er immer: „Herr Urany“ und verlangte Rhinocerosöl zum Einnehmen.

1. August, und wir sind noch vor der Mitte der Südspitze ungefähr, haben Brise, haben Stillte, haben es blau, haben es grau, und ist noch kein Absehen. Die neue Rahe

*) „Aber sie machte mir Eiercrème.“

**) Stinkendes, d. h. (wohl)riechendes Wasser.

ist glücklich aufgebracht, nur der Matrose Georg hat sich dabei den Finger gequetscht. Er ist ein Pastorssohn aus der Nähe von Nordenham. Fast alle unsere Leute sind fils de famille und wollen wie ein Mann bei der Rückkehr auf die Steuermannsschule, ausgenommen natürlich Koch, Zimmermann und Segelmacher.

Noch ist Erwähnung zu tun, daß wir einen Pinguin in der Nähe hatten, mit dem Jürgen sich unterhielt, indem er den eigentümlichen Trompetenton des Vogels nachmachte, auf den der Pinguin nie verfehlte zu antworten. Ihr wißt, daß der Pinguin ein Vogel ist wie ein Fisch, denn fliegen kann er nicht, gehen schlecht. Monatelang lebt er im Meer, steckt nur den Hals heraus und schwimmt außerordentlich schnell unter Wasser. Wir sahen ihn deutlich ein langes Stück unter dem Bug hinschießen, er bewegt seine Flapper wie Flossen und sein schwarzer, glatter, aaliger Körper sah auch mehr aus wie ein beweglicher Fisch. Unglaublich fettgetränkt muß er sein, daß das Gefieder so wasserdicht ist, auch zieht man bekanntlich einen Docht durch den Pinguin und brennt ihn als Lampe — probatum est.

Wir sind nach stürmischen Tagen endlich um die afrikanische Südspitze gekommen und wieder im Atlantischen Ozean, aber erst auf dem 33. Grade. Vorgestern bei schönem, etwas diesigen Wetter sah man den Tafelberg und das Kap der guten Hoffnung, aber so leicht im Blau, daß man es immer von neuem suchen mußte, und so entfernt, daß man das Leuchtfeuer, das 38 Meilen weit scheint, nicht wahrnahm.

Man weiß doch nie, aus welcher Ecke eine Unannehmlichkeit auftauchen kann; stellt Euch vor, daß gestern der Steuermann die unerfreuliche Meldung machte, das Petroleum ginge zu Ende. In Rangoon hatten wir noch ein volles Faß. Was damit eigentlich vorgegangen ist, wird der, der es weiß, wohl nicht sagen, genug, wir müssen nun auf das äußerste sparen, was jetzt, wo die langen Abende beginnen, doppelt unbehaglich ist.

Ich ziehe für Esther ein Püppchen an, und da ich keine so kleinen Knöpfe habe, werden auf Juranitschs Rat Schrotkörner glatt geschlagen und überzogen.

Den 30. Grad haben wir glücklich passiert, und die guten Segel werden gegen die schlechteren vertauscht, was mir ein tröstliches Bewußtsein ist, denn in stürmischen Gegenden führt man immer die besten Segel. Die Schachfiguren sind aber noch fest eingebunden und mit einem Stift versehen; als Brett dient ein Stück bemaltes Segeltuch, in das sie eingedrückt werden.

22. August. Wir sind in der heißen Zone. Wie der Mensch schwach wird, wenn er nur ein Tier hat! Was würdet Ihr sagen, wenn Ihr sähet, wie die Katze Mimi bei Tisch zwischen uns sitzt und mir immer in die Tasse guckt, ob ich noch nicht bald fertig bin, weil sie das Letzte bekommt. Wenn ich ihr die Neige in das Näpfchen gieße, rührt sie es nicht an, aber aus dem Löffel nimmt sie Tee und Kaffee mit Gier, und als ich neulich ein Ei schlug und es mit Portwein nahm, glaubte sie steif und fest, es wäre Milch; umsonst war alle Vorstellung, es wäre „Baba“ für kleine Katzen; endlich hielt ich ihr einen Löffel voll hin, damit sie sich selbst überzeugete, aber sie leckte ihn aus, so schlecht es schmeckte und dachte:

„Laß deiner Liebe nichts entgehn,
Entschlüpfen deinem Munde nichts.“

Wir gehen jetzt nach stürmischen Tagen mit leichtem Passat fröhlich auf St. Helena zu.

27. August. Nördlich von St. Helena. Geranien, Levkoiën, Kalla, Reseda, Mandarinen und Bananen duften vor mir, verschiedene in einen Kasten gepflanzte Blumen stehen auf der Ingwerkiste und auf meinem Bort ein Pappkasten mit frischen, in Watte verpackten Eiern — alles Geschenke meiner neuen Freundin Lena George. Als wir — Ihr erinnert Euch — St. Helena das erste Mal passierten, schickten mir drei Damen, Töchter des Arztes in Jamestown, einen Korb mit Blumen durch das Boot, das uns Gemüse herausbrachte, „wie sie dies immer täten“; ich erwiderte die Freundlichkeit durch Neujahrskarten von Bremen aus, die ich, da mir die Namen nicht bekannt waren, adressierte: „To the three ladies, who are in the habit of sending flowers to the ships by the one-handed boatman.“*)

Hierauf erhielt ich voriges Jahr einen schriftlichen Gruß, und auch ich hatte jetzt ein kleines Billett in Bereitschaft. Sobald wir Jamestown gegenüber waren, sahen wir zwei Boote ankommen und unterschieden in dem einen einige weibliche Gestalten, in denen ich zu meinem Schrecken drei dicke garstige Mulattinnen in Matrosenhüten erkannte und fürchten mußte, daß diese meine unbekanntenen Freundinnen seien. Indessen bemerkte ich bald, daß es nur Händlerinnen mit Früchten und Gemüse waren und die dazu gehörigen Neger und Mulatten konnten auch nichts Feineres sein. Nach einer Weile meldete der erste Steuermann: „Ihre Freunde

*) An die drei Damen, die den Schiffen Blumen durch den einhändigen Bootsmann zu schicken pflegen.

kommen“, und richtig näherte sich ein Boot mit zwei wohlgekleideten Herren und einer hübschen jungen Dame, offenbar Octoroons. Die Herren hatten ihre licence (Erlaubnischein) und kamen an Bord, die junge Dame mußte unten bleiben, (wenn sie weiß gewesen wäre, hätte man wohl durch die Finger gesehen!). Ich stieg natürlich die Schiffsleiter hinunter in ihr Boot, blieb die ganze Zeit des Aufenthaltes bei ihr, und wir freundeten uns miteinander an. Sie hatten, sobald der „Regulus“ von der Station gemeldet war, alle diese netten Dinge für mich zurecht gemacht, und der Bruder brachte noch Zeitungen für Jürgen. Der andere Herr war von der Firma, an die der „Regulus“ gegebenenfalls gewiesen ist. Lena George ist in St. Helena geboren und hat es nie verlassen. Sie sagte, es sei wunderschön dort zu leben, sie besäßen ein kleines Landhaus auf dem Berge, und wenn es unten zu heiß würde, wäre es oben immer kühl und herrlich; Blumen hätten sie in Fülle, ebenso Früchte und Gemüse, vortreffliches Wasser (sie brachte mir auch Farrenkraut von dem Quell in ihrem Garten), wenig schwere Regen und so gut wie keinen Nebel. Die Landschaft wäre wundervoll, die Fahrt das Hochtal entlang nach Napoleons Grabstätte unvergleichbar und nie zu vergessen. Von Vögeln hätten sie eine Menge der reizenden kleinen Javasperlinge mit rosa Schnäbeln, und was sie red-birds nannte, kleine, ganz rote Vögel, die allerliebste zwitscherten, ebenso Kanarienvögel — genug, man begreift nicht, was Napoleon eigentlich gegen das Klima und die Gegend hatte — vollends als Korse. Der Aufenthalt war noch viel zu gut für ihn, und hat er etwa gefragt, wie anderen das russische Klima gefiele?!

Inzwischen handelten die Matrosen mit den Bootsleuten und bezahlten in alten Röcken und entbehrlichen Gegenständen, Jürgen kaufte große Kohlköpfe, Bananen und Makrelen, Birnen, die groß, grün und hart sind, und eine Menge pelziger Fruchtrauben, die sie plums nannten, mit Pflaumen aber nur Form und Größe gemein hatten. Die großen Einkäufe beglich Jürgen in Gold, die kleinen in Zigarren — auch Mr. George ließ sich zu meiner Freude ein Kistchen Rangoon-Zigarren gefallen — und als ich den Frauen, die mir allerhand anboten, zurief, ich hätte kein kleines Geld, schriean sie aus einem Munde: „but trade, m'm!“*) — Miß George wurde auch bald zutraulich, und als die Erinnerung an ihre verstorbene Mutter, nach der ich ge-

*) „Aber handeln Sie doch!“ d. h. tauschen.

fragt hatte, ihr das Herz aufschloß, erzählte sie mir ihr trauriges Schicksal. Vor zwei Jahren hätte sie Hochzeit machen sollen und alles wäre bereit, der Tag bestimmt gewesen, da bekam ihr Bräutigam den Typhus und starb. „Such a brave, good fellow!“ und er wäre erst einundzwanzig Jahre gewesen, sie zwei Jahre jünger. Wirklich sah man ihr an, daß sie schon Schweres durchgemacht hatte, und es tut mir so leid um das arme Kind. Eine ältere Schwester hat sich eben nach Kapstadt verheiratet, eine jüngere ist Braut. Als sie fort waren, Lena mit Kuß und wehendem Tuch, und ich nun erst in Ruhe alle meine Schätze ansah und plums aß, hatte ich das Gefühl, aus einem Strudel rauschender Vergnügen aufzutauchen, und wir waren so müde, daß wir nach Tisch ein paar Stunden schliefen. Nach dem Kaffee ließen wir uns aus reinem Vergnügen ein paar Eier kochen!

Es hat doch einen besonderen Reiz, eine Gegend wie d e r zu sehen. Der Tag war bedeckt, mit Sonnenblicken von Zeit zu Zeit; die Felsen sahen öder, starrer und zerklüfteter aus als je, dazwischen leuchteten die Fleckchen Grün im Innern und auf den Abhängen und Kuppen. Wieder sah ich den eingestürzten Krater, die weißen Vögel um die grauen Felsen flattern, die Landhäuschen in ihrer grünen Umgebung auf den Höhen, die kleine Stadt mit dem grauen Kirchturm in der Schlucht, die Zickzackwege und unten die tief ausgewaschenen Höhlen und hörte das dumpfe Brausen der Brandung. Das Meer war indigoblau und trotz der Landnähe so hell, daß man die Boote klar bis zum Kiel sehen konnte.

Hoffentlich bekommt Ihr unsere Briefe. Frankieren konnten wir sie nicht; Ihr müßt schon die 40 Pfg. an mich wenden.

7. September. Eine Minute nördlich von der Linie, die ich somit zum vierzehnten Male gekreuzt habe, und wir sind glücklich wieder auf unserer heimatlichen Halbkugel. Das Kreuz steht auch schon tief am Horizont. Vorgestern weckte uns der erste Steuermann um vier Uhr mit der Meldung einer totalen Mondfinsternis. Sie war um so totaler, als einige Wolken ihr noch sehr wirksam nachhelfen. Die Luft war mild. Noch haben wir Wind und bis jetzt von der Hitze nicht viel gespürt. Mein kleiner Garten steht nicht besonders; eine Gänseblume und das Unbekannte sind eingegangen, dagegen hält sich ein kleines Schiefblatt und ein Nelkenstückchen. Wie indessen alles auf der Welt, so hat auch dieser kleine Garten seine Schattenseite, denn er braucht Wasser, und damit sind wir knapp gekommen. Der

Koch soll es verschwendet haben; genug, plötzlich hieß es, das Wasser müsse auf das äußerste zu Rat gehalten werden. Nie hätte ich geglaubt, mit so wenig auskommen zu können. Natürlich haben wir Seewasser in der Wanne, aber für mein Gesicht brauche ich doch ein paar süße Tropfen und ich bin es allein, die sich das gestattet, und davon spare ich mir noch einen Fingerhut voll für die Blumen ab. Neulich zog eine dicke Wolke über uns hin; ich setzte den Garten auf Deck; es fiel ein Tröpfchen oder zwei, dann ging die Wolke vorüber. Nun getrösten wir uns der tropischen Güsse.

Wir lesen jetzt ein interessantes Buch: „Voyages of Great Navigators“*), das uns der Zimmermann geliehen hat. Leider fehlt Anfang und Ende, da es aber die Entdeckungsfahrten von Columbus an beschreibt, schadet es nicht so viel. Mit Ueberraschung ersah ich daraus, daß die Abweichungen des Kompasses schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt waren. Ich fragte, wie sich die Nadel denn am Pol — dem magnetischen natürlich — verhielte, denn da sie fest wäre, könnte sie doch nicht auf dem Kopfe stehen, wie sie von Rechts wegen müßte?! — Jürgen sagte, sie würde ganz wild, schwanke auf und nieder und flöge herum und wäre natürlich nichts mehr nütze.

10. September. Jürgen schießt einen Fregattvogel, ein herrliches Tier. Er maß drei Fuß von Flügel- zu Flügelspitze. Oben ist er braun gezeichnet, sonst weiß und schwarz. Einige der großen schwarzen Schwungfedern zogen wir aus. Er fiel mir fast auf den Kopf; ich sah ihn gerade noch zur Zeit stürzen.

12. September. O wie verschieden sind doch die Freuden der Menschen! — Jürgen und ich stehlen uns von Zeit zu Zeit in die Kammer und waschen uns, nur um zu „schlamm-pampen“, wie Seidels Freund „Hühnchen“ sagen würde, denn es hat geregnet, und sogar die Wanne ist mit frischem Wasser gefüllt. Schon einmal vor einigen Tagen sah es verheißungsvoll aus, und die Vorbereitungen, die daraufhin gemacht wurden, waren großartig: Segel gekürzt, Fässer aufgestellt, Decks sorgfältig abgekehrt, Wache auf Deck geblieben, Oelzeug zur Hand — es fielen ein paar Tropfen. „Regen! Regen!“ hörte ich vorn jauchzen, und einige Matrosen tanzten; aber dann fielen „etwa vier Tropfen auf den Mann“, und mehr werden meine Blumen, die ich heraufgestellt hatte, auch nicht bekommen haben. Seitdem hat es zweimal geregnet und heute wieder und wir haben Wasser genug.

*) „Die Reisen der großen Seefahrer.“

Eine Menge Walfische sahen wir gestern. Gegen Abend roch ich Rauch. Da ich mich nun immer vor Feuer ängstige und es aus der Kambüse nicht mehr kommen konnte, ging ich riechend umher; der zweite Steuermann roch nichts, stand auch zu luvat.*) Zehn Minuten später passierte uns ein Dampfer.

12. Oktober. Solch ein unausstehliches Wetter, wie dieses, gibt es nicht leicht wieder! Wir schlachteten gestern den kleinen Eber, da ist ja ein Schweinesturm unvermeidlich, aber so arg brauchte er doch nicht zu sein. Das Schiff liegt dermaßen über, daß ich in der Koje die See beständig vor den Fensterluken auf- und abtauchen sehe und ohne mich anzustemmen überhaupt nicht liegen kann. Weder Jürgen noch ich brachten es heute nacht zum Schlaf. Es kommt so viel Wasser über, wie selten, erst immer ein Stoß, wie von einem Sturmbock, dann die See; das Wasser fließt über das Kajütsdeck und regnet durch das Oberlicht. Der Segelmacher liegt mit Gelenkschmerzen und geschwollenen braunroten Flecken; Salicylpulver schlägt nicht an. Wir haben ihn zu uns in die Proviantkammer genommen. Auch der Koch hat sich gelegt und um Kamillentee gebeten zum Schwitzen.

Es ist kaltfeucht und unbehaglich überall; man sitzt im Halbdunkel, denn das Oberlicht ist der überkommenden Seen wegen verhängt.

15. Oktober. Der vortreffliche Koch hat sich schlimm entpuppt und hat wieder von dem guten Wasser so viel verbraucht, daß wir den rostigen Rest nehmen müssen. Juranitsch zitterte vor Aerger, als er den Befund des Wassertanks meldete. Auf dem „Dr. Sigel“ hätte es dieser Koch auch schon so gemacht, die Vorräte verbraucht und sich dann krank in das Bett gelegt. Bei einem Matrosen zeigen sich Anfänge von Skorbut.

Nie haben wir das Ende der Reise so ersehnt, wie diesmal.

16. Oktober. Hohe See, die vorn in weißem Schaum über das Schiff bricht, das bockt und stößt, wie ein störrischer Gaul. Den Segelmacher kann man nur mit Mühe bewegen, etwas zu sich zu nehmen. Der Skorbut verbreitet sich; vier der Leute klagen; einer verliert einen Zahn. Wir tun, was wir können, und geben den Kranken Himbeeressig, Sauerkraut, Obst, aber es ist nicht viel, und Milch, Kakao, Keks gehen zu Ende. Jürgen sagte zum Segelmacher, er solle doch um guten Wind bitten, er habe ja die Zeit dazu.

*) Von luvwärts.

„Ach“, sagte der gute Mann, „das heww ich all daun, aber es hilft ja nicht!“

20. Oktober. Endlich besserer Wind; als mir Jürgen sagte, wenn er anhielte, könnten wir in drei Tagen in Falmouth sein, fiel mir das Herz vor die Füße. Noch drei Tage! Und der Segelmacher hat Blutdurchfall, nimmt kaum noch etwas zu sich und sieht sehr, sehr schlecht aus.

26. Oktober. Gott sei Dank, das Feuer von Bishop Rock. Der Wind schralte weg, brachte uns aber doch glücklich bis Falmouth, und fast unmittelbar nach dem Einlaufen kam der Doktor an Bord, besichtigte die Kranken und erklärte das Leiden des Segelmachers beim ersten Blick ebenfalls für Skorbut. Wie oft hatten wir das Medizinbuch zu Rat gezogen! Darin sind die Symptome immer so klar und einfach angegeben, ist aber jemand krank, so paßt das Krankheitsbild selten in die Beschreibung.

Ein Boot brachte Gemüse und Obst; Jürgen schickte gleich der Mannschaft einen Korb Aepfel und schälte einen für den Segelmacher, und der todkranke Mann, der seit Tagen nichts mehr gemocht hatte, aß den ganzen Apfel auf. Jürgen traf sogleich Anstalten, den Segelmacher an Land zu schaffen; es war schrecklich, wie sie den Kranken, dem jede Berührung empfindlich war, auf Deck brachten und auf einer Tragbahre in das Boot hinunterließen; er bebte vor Frost und mußte im offenen Boote liegen, da die Trage nicht durch die enge Kajütstür zu bringen war. Die Kameraden und ich sahen ihm traurig über die Verschanzung nach; man glaubte kaum, daß er das Hospital lebend erreichen würde. Jürgen brachte ihn fort, und da er unbequem zu liegen schien, wollte er ihm den Kopf anders betten. „Lat sin, Kaptein“, sagte der arme Mensch, „ich will den ‚Regulus‘ noch einmal sehen.“

Den Tag darauf besuchten wir ihn in dem kleinen Krankenhouse, wo er wohlverpflegt in einem großen hellen Zimmer lag. Als er kam, hatte man ihn mit heißen Flaschen erwärmt und ihm Milch gegeben; er hatte noch wenig Hoffnung, aber Jürgen sagte ihm beim Abschied: er solle guten Mutes sein, in sechs Wochen würde er wieder auf dem „Regulus“ sitzen und sein Marssegel zu Ende flicken — wie es dann auch wirklich geschah; ein gleichfalls am Skorbut erkrankter junger Mann aber, der in dem Bett neben ihm lag, war gestorben. Unsere übrigen Kranken erholten sich schnell und wir erreichten Hamburg im besten Wohlsein.

Fünfte Fahrt.

Hamburg — Rangoon — Hamburg.

6. Januar — 13. Oktober.

Es lohnt sich, Skadr, es lohnt sich!
C. d. B.-R.

I.

Von Hamburg nach Rangoon.

6. Januar — 3. April.

6. Januar, Atlantischer Ozean. Zwei Tage waren wir bei ziemlich rauhem grauen Wetter in der Nordsee und als wir uns noch mitten darin glaubten, wurden wir abends durch ein englisches Küstenfeuer überrascht; gegen Morgen passierten wir glücklich East Goodwin und kamen am Abend an den Forelandfeuern, an Dover und Folkestone programmäßig vorbei. Es war nicht neblig, aber doch so wenig sichtig, daß wir das Feuer der gefährlichen Varne und das große Licht von Calais, das einen sonst stundenlang begleitet, überhaupt nicht gewahrten. Dungeness kam in Sicht, die Luft war aber so diesig, daß man das Funkenfeuer am Fuße des großen Feuers nicht in Blinken, sondern stetig sah. Plötzlich meldete Herr Pauly, das Feuer von Dungeness schiene rot. Mit dem Rufe „Ro'r dal!“ war Jürgen oben, und während das Schiff drehte, verifizierte er das Licht — es scheint nämlich nur rot, wenn man zu weit nördlich kommt, wodurch die Schiffer vor den Sandbänken gewarnt werden. Das Schiff lief volle Fahrt und so war Gottlob die Gefahr vorüber, ehe sie einem zum Bewußtsein kam. Der Segelmacher ist von seinem Skorbut noch nicht ganz hergestellt; er geht aber wieder mit dem „Regulus“, weil er meint, da er sich seine Krankheit auf demselben geholt hätte, würde man hier wohl auf ihn Rücksicht nehmen, und darin hat er sich auch nicht getäuscht.

Am Weihnachtsabend hatten wir gutes Wetter, obwohl das Barometer so gesunken war, daß wir auf Sturm vorbereitet waren. Die Mannschaft aber steckte ihr frisches Tannenbäumchen an und ließ uns, als es brannte, hinüberbitten. Wir brachten ihnen Pfefferkuchen, sie sangen Weihnachtslieder und Jürgen braute ihnen einen Grog.

Erst jetzt fängt man an, in das alte Gleis zu kommen — wie greulich alles bei der Abreise herumstand und lag, habt Ihr ja gesehen, und in diesem Zustand blieb es noch lange; alle Kräfte mußten eingesetzt werden, um oben alles festzumachen und in Ordnung zu bringen, und so konnte man unten vor Kisten und Kasten nicht treten. Es regnete und nebelte, die Männer kamen mit nassen Stiefeln und triefenden Kleidern und trugen den Schmutz von Deck herunter; es war dumpfig und feucht überall. Auf meinen Koffern lagen Haufen von Sachen; noch ist nicht alles Nötige ausgepackt, denn dazu gehört vor allem, daß man Raum habe, die Dinge wieder fortzutun. Bis jetzt hängt noch eine Garnitur Würste über dem Kleiderkoffer in der Proviantstube und diese ist verschlossen und das Schloß schwer zu öffnen. Wie oft dachte ich: „Da sitzen sie nun alle in ihren reinlichen, warmen Häusern und sind noch unwirsch, wenn irgend etwas in dem Haushalt nicht ganz klappt!“ —

Noch am Abend vor der Abfahrt von Hamburg hatten wir die Freude, Herrn König wiederzusehen, der jetzt dritter Steuermann auf einem großen Dampfer ist und zwischen Hamburg und Australien fährt. Seit drei Jahren hat er kein schlechtes Wetter gehabt, so günstig liegt die Fahrt.

Am 25. Dezember holten wir unseren Baum aus der Zinndose und die Schachtel mit den Lichtern und Lametta und feierten unser Weihnachtsfest. Das Jahr schloß mit einem furchtbaren Schreck und großem Glück; das „Vorgeschirr“ wurde aufgesetzt, wobei eine Stange brach und Herr Pauly, der sie hielt, über Bord fiel. Im Fallen schrie er: „Ro'r dall“ was man hinten nicht hörte, aber Jürgen gab den Befehl bei dem ersten Ruf: „Mann über Bord!“ — Herr Pauly war längsseite, er mußte auf das Schiff zuschwimmen, das nach Lee setzte; es hatte nicht viel Fahrt, aber das Wasser ist noch kalt und Herr Pauly hatte die schweren Seestiefel an und Talg an den Händen, so daß das zugewarfene Tau ihm immer wieder entglitt. Ich sah schon den Augenblick, wo Jürgen sich ihm nachwerfen würde; man machte endlich einen Knoten in das Tau und er kam an Bord. Das kalte Bad hat ihm nichts geschadet, aber es waren schlimme Minuten gewesen für uns alle und noch bei

Tisch zitterten ihm die Hände. Am Neujahrmorgen brach eine Kette und die Vormarsrahe fiel herunter, knickte aber nicht und tat keinen Schaden, nur daß die Leute den Feiertag über arbeiten mußten. Sie hatten am Sylvester musiziert und uns ein Hoch gebracht. Der kleine Leichtmatrose, der sich mir vorstellte: „Ich bin der kleine Brosse“, Sohn des Kapitäns der „Weser“, bläst die Querpfeife mit Ernst und Eifer, und auf meine Bitte um ein Solo trug er uns treuherzig vor: „Seht den kleinen Hampelmann!“ — Der eine der neuen Schiffsjungen ist Alexander Schulte, der Sohn unseres alten Freundes, ein schlanker Knabe mit blühender Farbe, der mich zutraulich anlacht, der zweite ist der Sohn eines Bureau-Vorstehers in Osnabrück.

7. Januar. Nach einer Reihe von kurzen Strichen haben wir gestern einen langen von 190 Meilen in die Karte gezeichnet, die Azoren passiert und sind etwa auf der Breite von Gibraltar. Es ist auch mild und schön, doch kommt ziemlich viel Wasser über. Das neue Hündchen entwickelt sich täglich mehr und fängt an zu begreifen, daß meine Schuhe kein Spielzeug sind, so sehr sie sich auch dazu eignen. Daß man aber im Leben auch Brot essen muß und es nicht immer nur Käserinde und Fleisch gibt, sieht es noch nicht ein. Gefällig nimmt es einem das Brot aus der Hand, leckt die etwaige Butter ab, wirft es unter die Bank und erhebt ein klägliches Gewinsel nach mehr. Als wir es bekamen, war es ein kleiner schwarzer Muff auf vier Beinen, aber jetzt kommt das Spitzchen schon hervor. Wie gut ist es, wenn das Häkchen sich bei Zeiten krümmt! Kein Schwanken, Stampfen oder Rollen macht ihm Eindruck; es läuft dann schief wie ein alter Seemann und springt etwas schwankend, während Mohr zitterte und vor Angst schwitzte.

23. Januar. Heute passierte ich die Linie zum fünfzehnten Male. Die drei Jungen wurden rite getauft, Puls gefühlt, Medizin gegeben, d. h. Seewasser in den Mund gegossen, mit Teer bestrichen, barbiert und endlich in die Waschbalje geduckt. Neptun und Amphitrite kamen mit einer Hofdame, dem Schreiber, Hartschieren usw. Eben, als der Spaß im besten Zuge war, biß ein Hai und wurde zerstückt.

1. Februar. Trinidad kam in Sicht, eine kleine Felseninsel von etwa 6—8 Meilen Umfang, 2020 Fuß hoch, mit zackigen Gipfeln, an den Seiten zwei erstaunliche Felsen, eine Pyramide wie der Zuckerhut in Rio und ein Kegel, der sich, einem riesigen Daumen gleich, 850 Fuß hoch aus der See steckt. Wenn man näher kommt, sieht man, daß die

Berge zur Insel gehören, aber wenn sie frei und hoch aus dem Meere aufsteigen, ist es ein großartiger Anblick.

Auf der Ostseite liegt ein Felsentor, 200 Fuß hoch und 50 Fuß breit, durch welches man einen herrlichen Blick auf eine Bucht zwischen grünen Tälern und Bergen haben soll; wir gingen an der Westküste vorbei. Es war der heißeste Tag, den wir bis jetzt gehabt haben, und sehr schwül, denn wir hatten Stillte, was in dieser Gegend selten ist, dafür gestern tüchtige Brise mit Böen; wir fegten mit neun Meilen „längs“. Am Nachmittag sahen wir einen Entgegenkommer, der den Wind noch günstiger hatte als wir und wohl seine zehn Meilen machte. So rannten beide Schiffe einander entgegen in voller Fahrt, und selten habe ich etwas Schöneres gesehen, als das wuchtige Heranstürmen des großen Schiffes, das fast verschwand unter seinen vollen Segeln und an uns vorbeischoß wie ein Pfeil. Die Leute schwangen die Mützen, ich mein Taschentuch, sie winkten drüben, und fort waren sie.

4. Februar. Heute schon das vierte Ei. Der Koch bekommt einen Schnaps, wenn er eins bringt, denn es ist erstaunlich, wie ein rechtzeitiger Schluck das Legen befördert.

22. Februar. Es ist schon wieder kühl; ich trage mein wärmstes Kleid und Gummistiefel, denen nicht am Ladentisch gesungen wurde, daß sie auf dem 40. Grad südlicher Breite in Seewasser patschen würden. Wir sind bald wieder südlich vom Kap, das Wetter ist grau, kein Walfisch, noch sonst etwas zu sehen; von Vögeln nur ein paar Seeschwalben und einige spärliche Albatrosse. Abends durchqueren wir Patagonien mit Lady F. Dixie und Grönland mit Nansen. Dieser ist brennend interessant, und ich hoffe zu Gott, daß er auch von seiner jetzigen Reise glücklich wieder heimkommt mit dem Nordpol unter dem Arm.

28. Februar. Mondfinsternis, die wir nicht sehen, denn der Himmel war bezogen. Wir hatten vierundzwanzig Stunden Gegenstrom und schlimme See. Das Salz ist schlecht gestaut; trotz Jürgens immer wiederholter Anweisung liegt es festgeballt in der Mitte des Schiffs, wie ein stählernes Plättchen so hart und schwer, und das Schiff rollt infolgedessen entsetzlich.

Gestern wurden die Segel etwas umgestellt, die Dünung war sehr hoch, aber Jürgen und ich gingen trotzdem etwas auf Deck. Ob das Schiff nun anders lag oder eine besonders hohe Welle kam — gleichviel — es rollte plötzlich so heftig von einer Seite zur andern, daß die Verschanzung fast mit dem Wasser gleich war und wir uns nur eben festhalten

konnten. Der unglückliche Steward hatte zum Abendbrot gedeckt, und ohne mich rühren zu können, hörte ich, wie unten das ganze Geschirr mit jedem Rollen auf eine Seite fegte und über die Tischlehne fort im Schwung zerkrachte. Endlich arbeitete ich mich hinunter, aber „zu spät! Du rettetest den Freund nicht mehr!“ Nur die Zucker- und Butterdose schurrten noch auf dem Tisch, Teller, Schüsseln, Gabeln, Messer lagen zum Knäul geballt an den Seiten, die Sauce strömte vom Tisch auf die Bank, von der Bank auf die Erde, und auf den Scherben lagen links drei Heringe und rechts einer, die Scheiben Speck noch in Reihe unter dem Tisch, Zwiebelscheibchen mischten sich mit Brotstücken, und zwischen dem allen stand der Spitz, so erschrocken und verwirrt, daß er den Segen, der sich so unverhofft über ihn ergoß, noch gar nicht zu berühren wagte. Ich rettete vor allem den Speck, aber noch den ganzen Abend hörte man das Hündchen Zucker knurpsen, den es in den Ecken und unter dem Sofa finden mochte. Als der arme Steward wiederkam mit Tee und Pellkartoffeln, siehe! da war alles wüst, wenn auch nicht leer — er mußte ein neues Abendbrot improvisieren, während der dräuende Jupiter tonans wartend am Tische saß. Woher die nachher aufgetragenen Heringe kamen, habe ich nicht gefragt, aber wir dachten wie mittags bei der angebrannten Bohnensuppe: „Wie glücklich wäre Nansen gewesen, hätte er sie gehabt!“

Die Nacht war unbehaglich mit dem unregelmäßigen Hin- und Herfliegen; Jürgen kam erst um vier Uhr zu Bett.

3. März. Ein paar Tage guter Wind und hohe See. Es ist grausig-herrlich, wenn die Wasserhügel sich hoch neben dem Schiff türmen, die grün durchleuchtete Wasserwand einen Augenblick zu stehen scheint und dann in weißen Schaumwirbeln überschlägt. Der Himmel ist dunkelblau mit Wolken, die indigofarbene Streifen über das Meer werfen, darüber ziehen die Albatrosse ihre Kreise und schweben dem Sturm entgegen, ohne eine Feder zu rühren. Im Kielwasser spielen die niedlichen Seeschwalben, und Schwärme grauer Eisvögel, manchmal zu Hunderten, ziehen vorüber. Dieses ist die Gegend der veränderlichen Winde und Böen. Das Barometer steigt und sinkt, der Sturm nimmt ab und zu, die Segel werden abwechselnd geborgen und gesetzt. Gestern ein riesiger Walfisch.

Der zweite Steuermann höflich: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich meine Mütze nicht abnehme, meine Hände sind schwarz.“ Ich: „Wenn's Herz nur schwarz ist!“ Steuermann feurig: „Das ist es! — das ist es!“ —

Der Nansen ist leider schon zu Ende. Ich kann indessen nicht verschweigen, daß neulich einem der Herren übel war und er gestand, er habe die Beschreibung der Eskimo-Leckerbissen nüchtern gelesen!!

An den Regentagen las mir Jürgen vor, während ich eine Falbel an ein leichtes Kleid nähte,

„Car les vanités légères

Nous bercent en cheveux blancs“*)

sagte Voltaire, der es wußte.

5. März. Das Spitzchen ist krank, obwohl das Wetter so gesund ist, wie es sein kann, nicht zu kalt, nicht zu warm, nicht stürmisch und doch meistens Brise. Gestern schien es besser, lief wieder mit geringeltem Schwänzchen und bellte die Leute herzhaft an, aber heute ist es wieder kränker.

19. März. Leider hat sich Hamburg als Lieferant für Schiffsgut nicht mit Ruhm bedeckt; alle Augenblicke ist etwas nicht in Ordnung mit dem neuen Eisen- und Tauwerk. Gestern brach die neue Royal-Rahe mitten durch. Das Schiff schlingert allerdings stark. Jürgen und ich hörten beide wiederholt etwas klirren, als wir spazieren gingen, konnten aber nicht ausfindig machen, wo der Lärm herkam, bis es der zweite Steuermann plötzlich entdeckte. Die Rahe ist heute, während das Schiff heftig rollte, in zwei Stücken heruntergegeben, das eine mit dem Segel daran, in einer Höhe von 160 Fuß etwa. Es sah so graulich aus, die beiden Männer oben zwischen Mast und Wanten um das hin- und herschlagende Stück klettern zu sehen, um es zu leiten, daß ich den Anblick nicht lange ertrug. Das Holz der Rahe ist innen morsch, — es ist schlimmer, als wollte man schlechte Balken zu einem Hausbau liefern.

28. März. Unser armes Spitzchen starb. Ich möchte gar keinen Hund wieder haben, man gewöhnt sich so sehr an ein Tier an Bord. Es lag zuletzt meist oben im Kompaßhäuschen, ich habe gesehen, wie sich der Mann am Steuer die Jacke auszog, um es weicher zu betten. Kaum war das Tierchen fort, so erschien herzlos und indelikat die Katze und benahm sich, als wäre sie nun an seine Stelle gerückt, trank sein Näpfchen leer, setzte sich neben mich und purrte.

Der Passat ist böig und unruhig, die See ziemlich hoch, schlägt viel über und gibt dem Schiff Stöße in die Seite. Immerfort Regenschauer und Schwüle, in drei Tagen war ich aus dicker Wolle in die Waschkleider gejagt.

*) „Denn die kleinen Eitelkeiten
Wiegen uns in weißem Haar“.

Einige fliegende Fische, kein Vogel mehr. Die gebrochene Rahe, der der Zimmermann ein neues Mittelstück kunstreich eingefügt hatte, wurde gestern aufgebracht; kaum war sie oben, so knickte sie an einer anderen Stelle; das Holz ist nichts wert; es ist eine wahre Schande, ein Schiff so schlecht zu bedienen. Nun liegt sie unten und kann nicht ersetzt werden.

„Frauchen! Schnell! Die Seeschlange ist längsseite!“ — Eilig schlüpfte ich in den Morgenmantel, denn wenn auch nur ein Baumstamm zu sehen ist, will man es sich doch nicht entgehen lassen — da war es der erste April! — — —

Uns beschäftigt nämlich eben ein Buch *Mystical Monsters**) von Charles Gould, worin er zu beweisen sucht, daß die Seeschlange keineswegs die „Seeschlange“ ist, sondern ein wirkliches, noch jetzt vorkommendes Tier, das besonders in Norwegen öfter gesehen werde. Hans Egede hat es auf seiner Reise nach Grönland getroffen und gezeichnet; die letzten „beglaubigten“ Nachrichten sind von 1846—50—80, von ganzen Besatzungen bezeugt. „Glaubst Du denn“, sagte Jürgen, „wenn wir die Mannschaft zusammenriefen und den Leuten sagten: es gilt einen Spaß und nachher gibt es einen Schnaps, daß sie ihre Unterschrift verweigern würden?!“ — „Nur Heini nicht, der nimmt es ernst mit seinem Wort“, sagte Herr Pauly. Der Verfasser behauptet, wenn man in Norwegen einen Fischer nach der Seeschlange frage, so mache er ein Gesicht, als bezweifelte man die Existenz des Herings, und es wäre beachtenswert, daß der Glaube an ein solches Meerungeheuer auch unter den Malaien herrsche. Diese Behauptung habe ich später geprüft, indem ich die Abbildungen der Seeschlange von Hans Egede und andern, die sie gesehen und aus dem Gedächtnis gezeichnet haben wollten, so hielt, daß der malaiische Lotse sie sehen mußte. Er kam auch gleich, besah die Zeichnungen lange und sagte: „Never see such a thing.“**) Wenn er auch nur von Hörensagen etwas davon gewußt hätte, würde er es sicher bemerkt haben, denn er war einer der sieben Brüder Ismael, die alle Lotsen sind, sehr intelligent und Seeleute von Kindesbeinen an.

Uebrigens erklärten Jürgen und beide Steuerleute einstimmig, wenn sie die Seeschlange auch noch so genau sähen, würden sie sich hüten, es zu sagen. Einem armen Kapitän, der versicherte, sie erblickt zu haben, gab der Reeder die

*) Sagenhafte Ungeheuer.

**) „Nie so etwas gesehen!“

freundliche Mahnung mit auf den Weg: er hoffe, auf der neuen Reise werde er die Seeschlange nicht wieder sehen!

Zufällig fanden wir selbst eines der ältesten beglaubigten Zeugnisse über ein unbekanntes Meeresungetüm in des Procopius von Cäsarea „Geschichte seiner Zeit“, 547 n. Chr., das uns ein theologischer Vetter freundlich mitgab: „Jetzt wurde auch das Seeungeheuer, welches die Byzantier Porphyron nannten, gefangen. Dies Seeungeheuer hatte länger als fünfzig Jahre Byzanz und die Orte um dasselbe in Unruhe versetzt, jedoch nicht hintereinander fort, sondern, wann sich's so traf, eine lange Zeit dazwischen aussetzend. Es hatte viele Fahrzeuge versenkt, auf vielen andern die Schiffer bestürzt gemacht und durch gewaltiges Andringen in die weiteste Entfernung gejagt. Es hatte sich's daher Kaiser Justinianus angelegen sein lassen, dies Tier zu überwältigen, allein er konnte seinen Wunsch auf keine Weise ausführen. Wie es nun aber jetzt sich fügte, daß es gefangen wurde, will ich mitteilen.

„Es herrschte gerade eine große Windstille auf dem Meere, und eine gewaltige Menge von Delphinen strömte nahe an der Mündung des Schwarzen Meeres zusammen. Diese, plötzlich das Seeungeheuer erblickend, nahmen die Flucht, wie jeder etwa konnte, die meisten aber kamen in die Gegend der Mündung des Sangarius. Manche von ihnen erhaschte das Seeungeheuer und konnte sie sogleich verschlucken. Allein entweder von Hunger oder eigensinniger Hitze getrieben, setzte es das Verfolgen fort, bis es unvermerkt sich ganz nahe an das Land hinausstürzte. Dort geriet es in einen sehr tiefen Schlamm, brauchte seine Gewalt und rührte alles auf, um von da aufs schnellste wieder los zu kommen, konnte aber durchaus nicht dieser Untiefe ent-rinnen, sondern sank nur noch tiefer in den Morast ein. Als dies allen herumwohnenden Leuten zu Ohren kam, eilten sie sogleich schnellen Laufes zu demselben, hieben von allen Seiten unausgesetzt mit Aexten auf dasselbe ein, töteten es aber keineswegs, sondern schleppten es mit starken Seilen fort. Nachdem sie es auf Wagen gestellt hatten, fanden sie, daß es in der Länge dreißig Ellen betrug, zehn aber breit war. Da zertrennten sie es in gewisse Teile und manche aßen davon sogleich, andere aber beschlossen, den auf sie ge-fallenen Teil einzusalzen.“*)

15. April. In der Badestube + 29° R., das Seewasser + 26° R. Dabei zum Teil Stillte und ein Scheuern, Malen,

*) Gotische Denkwürdigkeiten. 4. Band. Drittes Buch. 29. Kapitel.

Streichen, Oelen, daß man seines Lebens nirgends froh werden kann. Ich bin wie ein Schießhund hinter den Jungen her, die immer ohne Hut laufen. Alex sagte mir, als ich ihn bat, ein Tuch über den Nacken zu binden: „O, ich bin schon so verbrannt!“ Als ob ich um seine Schönheit besorgt wäre! Jürgen hat schon wieder „roten Hund“, der sehr quälend ist.

Inzwischen haben wir Barren Island passiert, und diesmal gegen alle Erwartung auf der Westseite, an der das Weltwunder liegt. „Aber wie's geht“, infolge der Gewohnheit der Sonne, im Osten aufzugehen, lag die Westseite der Insel im Schatten und man sah nur ihre Silhouette. Ein Berg von auffallend regelmäßiger Bildung war nicht zu entdecken. Da erschien, als wir weiterrückten, ein scharf gezeichneter zweispitziger Gipfel, und als die Sonne stieg, lag plötzlich die beschriebene Szenerie klar vor unseren Augen — die kleine Bucht mit schmalem Eingang, ein von Wald überkleideter Kranz von Bergen mit steilen Abstürzen nach innen und in deren Mitte der Vulkan, regelmäßig wie eine Pyramide; wir konnten auf einer Seite die Basis sehen, die sich schwarz und rund abhob von einem maigrünen Untergrund, der ihn umgab wie ein breiter heller Gürtel. Der Gipfel hatte sich wieder in eine Spitze zurecht geschoben und die Insel erzählte ihre geologische Geschichte dem blödesten Auge, denn der Dreiviertelkreis der Abstürze war offenbar ein in sich zusammengebrochener Vulkan, und Jahrhunderte müssen an den Schründen und Schroffen gewittert haben, ehe sich eine so dichte Vegetation bilden konnte; in diesem Kessel brach sich die Lava Bahn durch den alten Schlot und warf nun reinlich und ungestört den neuen Krater auf.

Leider war weder eine Rauchsäule noch abends ein Feuerschein zu sehen, wie es manchmal der Fall sein soll. Hoffentlich weiß Georg v. Liebig, daß seine begeisterte Schilderung wörtlich in der englischen Segelanweisung steht und der vorüberfahrende Schiffer mit seinen Augen sieht, was er sehen soll — denn wüßte man es nicht, so würde man es durch den blauen Nebel und das Flimmern der Sonne auf dem Wasser schwerlich bemerken. Ich habe lange nichts von dem alten Freunde gehört, sonst nähme ich in Rangoon eine Postkarte und schriebe ihm, daß ich seiner hier gedachte; es hätte ihn gemahnt

„Wohl an die alte Zeit
Und an das ferne Land.“

18. April. Wir machen neun Meilen, zu viel des Guten, denn wir haben das Feuerschiff von Krishna-Shoal passiert, und wenn wir in den Feuerkreis von China Bakeer kommen.

müssen wir Anker auswerfen. Aber welche Luft! Der eigentümliche indische Sandelgeruch, stoßweise mit Orangenduft vermischt. Hättet Ihr doch etwas davon! Aber bei Euch ist es April, „Kalkulators ziehen in die Baumblüte“, auf den Wiesen stehen die Schlüsselblumen, die Wälder voll Anemonen, Kuckucksblumen und Veilchen. Ich habe Sehnsucht nach deutschem Frühling, denn hier ist es spät im Jahr, die heißeste Zeit, und wir leiden mehr von der Hitze als früher.

Am 19. April waren wir auf dem Strom. Der Lotse kam an Bord und gab uns die ersten Nachrichten aus der Welt, vom Buren-Einfall und dem Telegramm des Kaisers, daß Nansen den Nordpol wirklich entdeckt hätte, aber sicher wäre es noch nicht, und daß eine neue Photographie erfunden wäre, die durch Bretter ginge und vermittels welcher man den Leuten das Geld in der Tasche und Dinge in einem geschlossenen Raume photographieren könne. Wir konnten uns nicht enthalten zu fragen: Wohl in Amerika?! — Als wir hörten, die Entdeckung rühre von einem deutschen Professor her, schwiegen wir vorsichtig.

Während wir solchergestalt die nötigste Zivilisation einsogen, um uns anständigerweise sehen lassen zu können, wurden wir den Fluß hinaufgeschleppt und sahen all die bekannten Dinge wieder, die grünen Ufer, die sandigen Strecken, Elephant-Point mit den Palmen, endlich die große Pagode selbst im Nebel, die Reismühlen mit ihren Schornsteinen. Daß die Umgebungen der Stadt reizlos sind, muß ihnen ihr bester Freund lassen und dazu eine Glut — 28 ° + R. Indessen fühlt man doch Freude und Dank, daß das Ziel erreicht ist und als ich den Elefanten wiedersah in dem mir noch erinnerlichen Schuppen, war mir, als sähe ich einen alten Bekannten. Es war Sonntag und keine Briefe zu bekommen, aber doch schon ein süßes Bewußtsein, sie in erreichbarer Nähe, sozusagen unter der Hand zu haben. Je weiter wir kamen, um so öfter kamen Sampans und Segelboote längsseite, denen dunkle Ehrenmänner in gestickten und goldenen Kappchen, rosa Jacken und bunten Sarongs entstiegen, die Jürgen mit ihren Karten und Zeugnissen umwarben. Darunter eins: „Hierdurch bescheinige ich, daß ich von Cassim Brothers nichts bezogen habe, obschon sie mich während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes unausgesetzt belästigt haben.“ Ich bedauerte ihn, als ich hinunterkam und ihn in den Schlingen all dieser schwarzen Circen erblickte. Ein junger Inder, wahrscheinlich im Dienst eines Chinesen, bot ihm „500 rupees down“, nur für den Vorzug, Dubasch zu sein und hatte noch neben-

bei die niedrigsten Preise. Als Jürgen ihn höflich an die Luft setzte, kam er zu mir und flüsterte mir zu, der Kapitän dächte gewiß, er würde nicht zahlen. Ich sagte, der Kapitän kenne Rangoon und wüßte, was er täte — „but mama speak to captain! give mama present!“*) — (Ich habe eine Dame einen Diamantring tragen sehen, den sie auf diese Art erhalten hatte!)

Wir waren noch nicht zur Stelle, als ich schon mit einem Schneider versehen war, der triumphierend zu Jürgen sagte: „Mem Sahib makee dress!“**), weil ich ihm einen Kleiderrock zu ändern anvertraute. Zuletzt wimmelte das ganze Deck wie ein Jahrmarkt von bekannten und unbekanntem Gesichtern; Sampannen, Händler aller Art machten mir Salaam und riefen: „Mama know me!“***) Die beseligten Gesichter der drei Jungen, die zum ersten Male alle die schwarzen Leute, ihre Gebärden und ihre Zudringlichkeit sahen, machten mir noch besonders Spaß.

21. April. Endlich kam Jürgen mit den Briefen vom Konsulat. Die ganze Mannschaft scharte sich um ihn und nahm ihr Teil in Empfang. Unter Briefen und Zeitungen erhielten wir zwei Broschüren, die erste: „Röntgen'sche X-Strahlen von Müller.“ Also ist doch etwas an der Entdeckung! — Zweite Broschüre: „X-Strahlen, faßlich dargestellt von Wunschmann.“ Wir guckten neugierig hinein, sahen die beigegebenen Photographien, blickten uns schließlich an und sagten: „Herr Pastor, es sind doch Pferde drin“ — wie der Bauer von der Eisenbahn, die ihm der Pfarrer umsonst zu erklären versuchte.

23. April. Die „Röntgen-Photographien“ machten übrigens nicht nur bei uns Epoche; Jürgen nahm sie mit auf das Konsulat, wo die Herren noch keine gesehen hatten und der Doktor erbat sich eine der Broschüren.

Wir waren heute früh bei Mrs. Leith, und die Puppe, die ich für die kleine Dolly angezogen hatte, erwies sich als wohl angebracht, denn es traf sich, daß eben alle ihre Puppen zerbrochen waren, außer einer großen, die sie als „Preis“ im Zirkus bekommen hatte, ein fürchterliches Ding, das nicht einmal schlafen kann und bei dieser Hitze in dicke weiße Wolle gekleidet ist. Und wofür war der Preis ausgesetzt? — Für den elegantesten Anzug! Mrs. Leith zeigte mir das betreffende Kleid aus weißer, mit bunten Streifen durchzogener Seide und Spitzen.

*) „Aber Mama mit Kapitän sprechen — Mama Geschenk bringen!“

**) „Für Herr Mama Kleid machen!“

***) „Mama kennt mich!“

Sie behielten uns zum Frühstück, dann gingen wir zum Konsul, um eine Vollmacht ausstellen zu lassen; Herr Horst begleitete uns zu dem Notar, vor dem die Unterschriften gegeben werden mußten, um uns zu rekognoszieren. Der Notar, ein altes farbiges Männchen, machte Schwierigkeiten mit dem J in Herrn Horsts Unterschrift, ob es für James oder John stünde?

Gestern abend ist das Schiff mit Not, Angst und Mühe an die Pier gelegt. Heute morgen kam bereits der kleine Italiener, „Pipo“, mit einem Heer von Kulis, und bis drei Uhr nachmittags war alles Stückgut gelöscht, wir gingen auf den Strom zurück und können ohne Sampan nicht an Land.

II.

Rangoon.

25. April — 23. Mai.

25. April. Nach dem Stein, der einem immer nach Abgang der Post von der Seele fällt, besonders der Mühlstein: „Brief an den Reeder“ — stellt man das Tintenfaß meist befriedigt in den Tischkasten, wo es wohnt, um es nach einer halben Stunde wieder herauszunehmen und eiligst Nachträge und Vergessenes zu Papier zu bringen. — Nun also: noch ist kein Regen gewesen und es ist überwältigend heiß. Wir haben Eis natürlich, es ist sehr billig, wenn man sich ein Eisbuch für 1 R. mit Coupons für zwei und vier Pfund kauft. Man gibt dann abends dem Sampanmann einen Abschnitt mit und er bringt morgens das Eis. Wir fuhren deshalb an die Diamond-Iceworks, die großartig sind; durch die verschiedenen Türen sah man in lange Nebensäle mit Dampftrieb. Auch Soda- und Selterwasser, Limonade usw. wird hier gefertigt, und wir sahen auf drei großen Bütten eine Reihe Kulis hocken und langsam und stetig Flaschen spülen; plötzlich explodierte draußen eine Flasche, ich sah die Stücke fliegen und gleich darauf kam ein Kuli gestürzt, der mit Geistesgegenwart sein großes Auge offen hielt. Ein paar andere spritzten es in geschäftsmäßiger Weise aus, und es gelang nach einer Weile, einen ziemlich großen Glassplitter zu entfernen. Es schien kein seltenes Vorkommnis und hielt mich ab, die Eiswerke eingehender zu besichtigen. Am Abend erhielt der Sampanjunge seine zwei Abschnitte, und am Morgen brachte er statt acht Pfund Eis nur vier Pfund. Zu allem, was Jürgen sagte, grinste er und sagte: „yessee!“; als Jürgen fragte, ob er ein Papier verloren

hätte? Lächeln und „yessee!“ Nun bekam er es in einem geschlossenen Briefumschlag, konnte also schwerlich eins verloren haben. Die acht Pfund sollen bis zum Abend halten und Bierflaschen und Limonade in einer Kiste mit Eis und Sägespänen kühl gestellt werden, noch mit einem Reissack und einer Matte zugedeckt.

Jetzt haben wir die Freude, daß das Deck kalfatert wird; der Pechgeruch ist mir freilich angenehm und gegen Lärm bin ich nicht sehr empfindlich, aber erfreulicher ist es doch, wenn man sein eigenes Wort hören kann. Der Unternehmer ist ein Kuli mit schönem Munde, der mich gleich beim Kommen begrüßte. Ich fragte, wer er wäre, da ich ihn erkannte und mich nicht besinnen konnte. „Das ist ja der Mann, der voriges Mal das Deck kalfaterte,“ sagte Herr Pauly. „Yes! yes! me kalfater! me kalfater!“ Sie flechten gern deutsche Worte ein. „Who are you?“*) fragte ich ein schwarzes Gesicht, das sich bescheiden im Vorraum herumdrückt. „Me Sneider.“ Dieser Schneider erweitert nun die Kragen an Jürgens Röcken, denn, ach, alle Dinge dehnen sich in der Hitze aus, und leider gehört Jürgen zu denen, die sich nicht wieder zusammenziehen. Jetzt wird Salz gelöscht, ein Leichter ist längsseite, und unser Dubasch, der kleine Italiener Guiseppa Martino, genannt Pipò, stellt eine Rotte Kulis, die auf dem weißen Haufen stehen wie auf frisch gefallenem Schnee. Heute machten sie ein furchtbares Geschrei; durch irgend eine Ungeschicklichkeit wäre das Boot, das sie übersetzte, beinahe beim Anlegen gekentert, und der braune Mistri (Vormann), der schon oben war, geriet in Wut, brüllte, ballte die Hände, und jeder, der heraufkam, bekam sein Teil und schrie zurück. Ich saß in der Morgenkühe auf Deck mit „Trilby“ auf den Knien und hatte meine Freude, wie einer von den schönen malerischen Kerlen nach dem anderen heraufstieg, mit den feinen, langen, braunen Beinen, den schmalen beweglichen Händen und Füßen, die Leiber ein glänzendes Braun mit ausgearbeiteten, leicht spielenden Muskeln, bunten geschürzten Sarongs, Turbanen und Kopftüchern; junge geschmeidige Burschen und alte Grauköpfe mit ehrwürdigen Bärten; prachtvolle Zähne, manche haben affenartig vorgebaute Münder, aber viele gute Züge, reine ägyptische Profile, und wie nun im Verdruß ihre Augen wild wurden und sie im Vorüberschreiten sich zurückwandten, um zu drohen und zu schelten! . . . Ich weiß jetzt auch, worin sich der braune Fuß von dem weißen unter-

*) „Wer bist Du?“

scheidet. Abgesehen davon, daß sie nie einen Stiefel getragen haben und die Zehen lang und beweglich sind und fein geformt wie die Hände, ist der Raum zwischen Knöchel und Sohle bei ihnen bedeutend länger als bei uns.

Freilich, soviel ich bis jetzt sah, sind die Männer weit- aus das schönere Geschlecht. Wie sich mein Schönheits- ideal verändert hat, kam mir, ich erröte, es zu schreiben, und vor mir selbst, es zu denken, bei meinem letzten Aufenthalte in Berlin im Antikensaal zum Bewußtsein. Die so vereh- ren und geliebten Götter waren nicht mehr so schlank und fein von Proportion wie sonst, obgleich bei mir die „alten Griechen nie aus der Mode gekommen sind“. —

Gestern abend war das birmanische Fest des Voll- monds auf der Pagode, aber wir gingen nicht hin, wir saßen auf Deck, den Landwind zu genießen; er war aber heiß wie aus dem Backofen, ein wahrer Samum. Am Morgen, es war Sonntag, sind wir mit unseren drei Kleinen, den zwei Schiffsjungen und dem kleinen Leichtmatrosen Heini, der auch erst fünfzehn Jahre ist, auf die Pagode gefahren. Sie hatten sich so fein gemacht, wie sie konnten; die beiden Kapitänssöhne in weißen Anzügen, der kleine Osnabrücker in seinem Sonntagszeug. Wir fuhren in zwei Gherries hin. Der Weg ist schön, und je näher man der Pagode kommt, um so mehr Eingeborenen begegnet man mit Kränzen und Blumen. In der Pagode war das gewöhnliche Treiben; die Jungen erschreckten sich vor den Aussätzigen, die rechts und links auf den Treppen kauern. Die vielen bunten Tempel imponierten ihnen sehr und sie hielten die große Glocke für massiv, weil sie so dick ist, daß sie die Höhlung nicht gleich fassen konnten. Die große Pagode selbst wurde eben frisch vergoldet, und man sah die Leute auf den unteren Absätzen ohne Sicherheitsvorrichtung stehen, wodurch man auch plötzlich gewahr wurde, w i e hoch sie ist, so klein erschienen die Menschen darauf. Auf der Pagode hörten wir sagen, einer der Arbeiter wäre abgestürzt. Dann ging es in den zoologisch-botanischen Garten; der weiße Elefant war noch da, dem wir Bananen gaben, wofür er Salaam machte. Er macht auch Salaam, d. h. berührt die Erde mit der Stirn, um zu bitten, und wenn man ihm Geld gibt, reicht er es dem Mann, der in der Nähe Bananen feil hat; gibt man ihm nichts, so schreit er hinter einem her, daß man sich schämt.

Unseren Freund, den Gibbon, fanden wir noch, aber leider an der Kette. Das arme Tier war ganz traurig und ging nur ein paar Mal aufrecht. Nun wir ihn in der Nähe

besahen, fiel uns die wunderbare Menschenähnlichkeit noch viel mehr auf; er erinnerte mich lebhaft an die braunen Gliederpuppen — mannequins — zu 10 Mk., die in allen Kunstgeschäften zu haben sind. Gerade so groß und so gebaut muß sein Skelett sein; der kleine Kopf, der lange, schmale, nackte Hals, die proportionierten Beine und die Haltung geben ihm das Menschliche, auch das Ohr ist flach und klein, nur der lange Arm und der Bau der Hände und Füße und des Gesichts zeigen den Affen, obwohl der Fuß Hacken und Sohlen hat. Er ist weich, kurz und schwarz behaart. Gegen die Birmanen fauchte er, sie necken und quälen ihn, gegen uns aber war er zutraulich, untersuchte Jürgens Taschen, da er aber nur Uhr und Taschenbuch fand, ließ er es drin. Dann legte er seinen Arm freundlich den Jungen auf die Schulter und teilte ganz zart Jürgens Bart an verschiedenen Stellen, doch auch ohne den gehofften Erfolg, und wir schieden unter gegenseitigem Bedauern. An einem der Affenkäfige spielte sich inzwischen eine tragikomische Szene ab; ein Birmane war zu nahe hinzugetreten und ein Affe hatte ihm sein schönes, neues, hellrosa brochiertes Kopftuch genommen; umsonst stachen die Birmanen mit einer langen Stange durch das Gitter, die anderen Affen fletschten die Zähne, der Uebeltäter saß hoch beglückt auf der obersten Stange, schwang seine kostbare Beute und zerriß sie mit den Zähnen. Man hielt ihm eine Banane hin, aber „so dumm war er nicht“. Endlich kam ein Wärter mit Schlüssel, Stock und Amtsmiene und holte das Tuch, und der arme Birmane zeigte mit betrübtem Gesicht einen großen Riß in der Mitte.

Neulich hatte ich Besuch vom Dobi, dem Waschmann, der mir seine Frau, Schwester und zwei Kinder brachte, alle im höchsten Staat. Die Madame Dobi, ein sehr hübsches, scheues Frauchen, stand bescheiden an der Wand und war nicht zu bewegen, sich zu setzen; aber reizend lebendig war das acht Monate alte Baby, Mahamma mit Namen, schokoladefarbig, mit niedlichem Näschen und Mündchen, und die Augen noch größer, als sie von Natur waren, durch darunter gestrichene schwarze Farbe. Ein buntseidenes Hemdchen hatte es an, das die Tante sorglich hinten und vorn in die Höhe hielt, um das silberne Band zur Geltung zu bringen, das es mit vielen Zierraten und Glöckchen vorn um seine kleinen braunen Hüften trug. Arm- und Fußringe, Halsbänder und Amulette hatte es auch; mit zwei Jahren bekommt es eine goldene Rosette in sein Näschen. Hinten im Nacken war das Kleidchen mit einem grünseidenen Keil verziert. Die

junge Frau hatte auch einen seidenen Sarong und unter ihrer weißen Jacke ein fest anschließendes grünseidenes Leibchen, so kurz, daß zwischen Leibchen und Rock eine Handbreit braune Haut zu sehen war. Die Schwester war zwar auch schön angezogen, aber erschrecklich häßlich, und die älteste kleine Nichte eiferte ihr nach.

29. April. Wir waren endlich gestern beim Konsul, nachdem wir noch Heinrich, den einen Matrosen, im Hospital besucht und ihn gut aussehend und zufrieden gefunden hatten. Alles wäre reinlich und die Pflege sorgfältig, sagte er, nur das Essen sehr knapp. Auf dem Konsulat hatten wir ziemlich lange zu warten bis der Konsul kam, ein älterer Herr, der mir eine kleine Figur aus Ton zeigte, die ein einheimischer Künstler in Delhi macht, und zwar immer dieselbe. Sie stellt eine junge, anmutige Frau dar, mit ihrem aussätzigen Mann auf den Schultern, der bettelnd die dünnen Arme ausstreckt. Es ist, abgesehen von dem Vorwurf, ganz reizend und ergreifend, charakteristisch ist auch, daß sie sich den Mann fest angebunden hat, leichteren Tragens halber. Ich hätte es gern gehabt, und wenn ich es noch länger bewundert hätte, würde es mir der Konsul wahrscheinlich geschenkt haben; ich sah ihn schon mit sich selbst kämpfen, da lenkte ich ab.

Um an Bord zu kommen, muß uns der Sampanjunge eine gute halbe Stunde durch den Sonnenbrand stromaufwärts rudern, eine furchtbare Anstrengung, denn noch 100 Meilen weiter den Strom hinauf hat man mit Ebbe und Flut zu rechnen. Die Strömung ist so stark, daß der Sampan ganz am Ufer, wo man öfter gegen Steine stößt, bis weit über den Platz, wo das Schiff liegt, aufrudern muß, dann schießt man wieder hinunter, und mit bewundernswerter Sicherheit läßt er am Schiff den Sampan drehen und bringt ihn an die Treppe. Es ist ein schwacher Junge, der öfter hustet; er tat einen Freudensprung, als Jürgen ihn als Sampanmann nahm, aber es ist ein so saures Stück Arbeit, daß wir, als wir vorgestern abend bei Vollmond noch eine Fahrt in die Gartenanlagen an den Seen gemacht hatten, es nachher beide bereuten und uns vornahmen, nicht wieder ohne Not an Land zu gehen. Sonst macht mir die Fahrt durch die Stadt immer Vergnügen; man sieht sich nie satt an den bunten Bildern. Neulich saß im Schatten eines Portals eine wegmüde alte Frau, mit ernstem Ausdruck, gelbem Gesicht, grauem Haar und staubigen Füßen, ganz in ein langes Stück gelbes Zeug gehüllt, von dem sie einen Zipfel über den Kopf gezogen hatte; de la Roche hätte sie gemalt

haben können und „harmony in yellow“ hätte man es zu meiner Zeit genannt. Dann sah ich wieder in einer Gruppe ein ganz junges Mädchen, das mit niedergeschlagenen Augen an dem Pfosten einer Haustür lehnte. Durch die dunklen Flecken, die sie unter die Augen malen, bekommen die Gesichter einen solchen Reiz und solch eine Sanftmut, daß ich das Köpfchen noch immer vor mir sehe.

1. Mai. Depesche des Reeders: „Nach Hause!“, d. h. Europa, den Hafen wissen wir noch nicht.

Die Post kommt ein! Es werden bestimmte Flaggen aufgezogen, wenn der Dampfer avisiert ist; sobald er Elephant-Point passiert, fällt ein Schuß, und zwei Schüsse zeigen an, daß die Post im Postamt abgegeben ist. Dann zucken Hunderte von Herzen in Hoffnung und Sorge, der Kapitän läßt sich während der ärgsten Mittagsglut an Land setzen, kommt zurück, tritt an das Bett, wo die Frau leichten Gewandes mit einem großen Bambusfächer liegt und schwingt triumphierend den ersehnten Schatz.

Der arme Kapitän eines deutschen Schiffes, der durch allerhand Mißgeschick seit vier Monaten hier liegt und voraussichtlich bis August bleiben muß, bekommt gar keine Briefe, weil die Seinen immerfort denken, er müsse unterwegs sein und es lohne sich nicht mehr zu schreiben. Daher prägt es als goldene Regel tief in Eure Herzen: man schreibe, bis man hört, daß das Schiff gesegelt ist. Die letzten Briefe sind nicht verloren, sondern werden nachgeschickt.

2. Mai. Gestern abend Gewitter, schön, aber kurz; in der Badestube 30° R.; dabei geht der neue junge preventing officer gestern zum Ball und heute zum Fußballspielen. „O Traum der Jugend, o goldener Stern“; wer von uns würde jetzt tanzen und springen mögen!

3. Mai. Es bratet ruhig weiter, wir gehen kaum noch von Bord; selbst Jürgen nur in Geschäften; gestern aber kam der Steuermann vom „Phöbus“ mit seinem Segelboot und holte ihn zur Jagd ab. In fünf Minuten war er fertig. Einige Flaschen Bier und zwei Flinten wurden ins Boot gelegt, und ohne Rock, ohne Schuh ging es fort. Mir war es gar nicht recht, ich ängstigte mich die ganze Zeit, doch kam er abends wohlbehalten mit zwei Enten zurück. Sie waren bis an eine Schlickbank hinuntergesegelt und hatten versucht, dort zu schießen, denn es wimmelte von Vögeln, aber sie sanken bis an die Hüften in den Schlick und waren froh, als sie wieder heraus waren. Ganz dicht am Ufer war es noch gegangen, da versanken sie nur bis an die Knie. Die

Enten hatte Jürgen nur durch Zufall getroffen; sie saßen ein Stück auseinander, er zielte in die Mitte und beide fielen — Schrot natürlich.

Der Missionar, der die Schiffe besucht, hat uns eine Broschüre über die Pagode geliehen, die vor wenigen Wochen erschießen und schon vergriffen ist. Sehr interessant und ergreifend wird darin geschildert, wie verzweifelt sich die Birmanen gegen die Engländer gewehrt haben. 500 Erbsklaven sind zum Tempeldienst bestimmt, und der Machthaber, der sie zu anderen Zwecken braucht, muß zur Strafe fünf Zyklen lang als weiße Ameise auf dem Pagodahügel leben. Ueberhaupt rechnen sie beständig mit Trill- und Billionen. Als vor etwa 8000 Jahren der sechste, gegenwärtige Buddha geboren wurde, geschah es auf einstimmigen Beschluß der damaligen Brahmanen und Nats, und zwar durch eine bestimmte Königin, deren Name zu lang ist, um ihn zu behalten.

Gestern abend, 7. Mai, heftiges Gewitter, die Blitze fuhren in Garbenbündeln auseinander, es war manchmal taghell, aber Regen leider nur wenig. Wir wollten eben an Land fahren, als das Wetter losbrach.

Heute früh, $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, Besuch von dem Lotsen Kapt. Pond mit seinen Töchtern Lilly und Lena; gut, daß ich schon auf war, Jürgen schlief noch.

Heftiger Streit mit dem Doktor über Heine. „Wenn der deutsche Michel einmal aufwacht, mögen sich die Völker in acht nehmen,“ sagt er irgendwo“ — ruft der Doktor. „In der Vorrede zu Atta Troll,“ sagt der zweite Steuermann schlagfertig. Der Doktor kommt alle Morgen, streitet sich mit Jürgen, trinkt ein Glas und geht. „Keiner siegte, keiner wich,“ kann man meistens sagen. Er ist jetzt erfüllt von der Philosophie des Unbewußten von Hartmann! — Unser preventing officer ist ein Halbblut und leidet an Welt-schmerz. Gestern wollte er nicht zu Tisch kommen — es wäre gräßlich, sein Leben lang Tally von Reissäcken und Salzkörben zu nehmen, und eine Kugel wäre das beste. Abends schmeckte es ihm wieder, er nahm sein Banjo und bis spät abends hörte man ihn quinkeln. Die Kulis im Leichter nebenan hatten ein kleines Fest, und ich beobachtete einen Jungen von etwa fünfzehn Jahren, der sehr geschickt den Koch machte. In einem großen Kessel kochte er eine braune Sauce aus Tamarinde; sie soll so sauer sein, daß sauer schon nicht mehr das Wort dafür ist. Dahinein kommt ein großer Haufen winziger Fische, einige Hände voll kleine Schoten spanischen Pfeffers, der viel schärfer als die großen

sein und Blasen ziehen soll, wie spanische Fliege; — dazu etwa zwei Dutzend Mangos mit Schale und Kern, etwas Salz, — es war die reine Bouillabaisse, und jedesmal rührte der kleine Koch das Gericht mit der Hand um. Abends ging dann das Traktament vor sich. Alles kauerte rundum auf den Hacken, ein großer Kessel Reis war auch gekocht, und mit der Hand wurde erst Reis in Schüsseln gefüllt und dann zwei Hände voll von der Herrlichkeit aus dem kleineren Kessel darauf getan, und es war wirklich nett, wie sie ein Schüsselchen davon den Leuten auf dem anderen Leichter hinüberreichten und diese sich ehrlich darein teilten. Wie verschieden sind doch die Freuden der Menschen; dem einen dreht sich der Magen um, wenn er die Leckerbissen des anderen nur ansieht.

8. Mai. Um doch nicht immer an Bord zu bleiben, fuhr ich mit Jürgen an das Ufer der Dalla-Seite, wo er in der Eisengießerei zu tun hatte. Es guckt nämlich hinter der Gießerei die Spitze einer Pagode hervor, und ich hatte immer Lust gehabt, sie einmal anzusehen, ging deshalb, während Jürgen seine Aufträge gab, gemächlich über einen langen Hof und kam an eine Art Bureau, wo mich ein brauner Beamter ehrerbietig fragte, wo ich hin wollte? „An die Pagode draußen.“ „Alone?!“*) Ich sagte: „The Captain is coming.“**) „Oh“, und eilfertig nahm er sein Schlüsselbund, öffnete einen Privatausgang, ich sagte zu einer braunen Ayah (Eia sprechen sie es aus), die dort, in ein weißes Gewand gehüllt, mit feinen goldenen Ketten um den Hals und Rosetten in der Nase, einige weiße Kinder hütete: wenn der Kapitän käme, möchte sie ihm Bescheid sagen. Dann folgte ich meinem Schließer, der mich über einen eingefriedigten weiten Hof führte, wo eine Menge Arbeiterhütten zwischen Bäumen standen, Kulis und Birmanen und Kinder wimmelten und vor den Häusern nach der Tagesarbeit sich badeten, indem sie sich mit einem Gefäß aus einem großen Wasserkübel übergossen. Dann schloß er wieder eine Tür auf und ich befand mich auf einem großen Tempelplatz, der, rings von einer Mauer umgeben, etwa 13—14 Morgen groß war, mit herrlichen Bäumen, weidenden Kühen und Ziegen. Mehrere lange Gebäude, u. a. ein neues, wundervoll geschnitztes, das mir eine Art Priesterseminar zu sein schien, denn ich sah Pongees in ihren gelben Gewändern, die singend lasen, an den Fenstern und in den Türen. — Ein alter Beter

*) Allein?

**) Der Kapitän wird gleich folgen.

oder Bettler saß unter einem Baum, auf dessen Ummauerung er allerhand Kram ausgelegt hatte, und hob flehend die Hände, ob zu mir oder einer sonstigen Gottheit, konnte ich nicht unterscheiden. Die Pagode selbst war frisch getüncht und vergoldet und trug eine rote Glaskugel auf der Spitze; in dem Kapellchen davor saß ein Buddha auf einem Altar, ein alter Mann fegte das Tempelchen aus und eine alte Frau kniete im Vorraum und betete mit einer dicken Zigarre im Munde. Beide luden mich heftig ein, näher zu treten, sprachen aber kein Englisch, und ein Dutzend frischgewaschener hübscher Kinder, die mich hüpfend und jubelnd umgaben, wiederholten unter Lachen, was ich sagte: „yes! yes! „beautiful!“ Ich sagte: „Gaudama!“*) auf den Buddha zeigend, was mit Freudenrufen aufgenommen wurde. Der Altar war mit abgerissenen Blumen wie mit einem Teppich verziert, darunter Passionsblumen. Ich ging nun weiter, geführt von sämtlichen Kindern, die mir in einem Schrein einen schön eingelegten Buddha wiesen, und mir zeigten, wie ich beten, die Hände falten und die Schuhe ausziehen sollte, was ich aber freundlich lächelnd ablehnte, und ein älteres Kind belehrte die anderen offenbar, das täten Weiße nicht. Da Jürgen sich noch nicht zeigte, ging ich zurück, etwas in Angst vor den Pariahunden, die überall herumlungerten und bellten, aber ein vorübergehender Mann hob gefällig einen Stein auf und warf ihn dem nächsten Hund gütig an das Bein, so daß ich unbelästigt weiter konnte. Es muß sehr selten sein, daß Fremde hierher kommen; nirgends als hier ist es mir passiert, daß Leute hinter mir her lachten, und da ich nichts Außergewöhnliches an mir hatte, so muß es den chinesischen Schuhen gegolten haben, die die Europäerin wohl sonst nicht trägt. Jürgen traf ich an der Hauswartwohnung, wo noch die Ayah mit den weißen Kindern stand, die sie die Hand geben und „Tata“**) sagen hieß. Wir saßen noch eine Weile im Schatten des großen Baumes, bis der Sampan mit dem Zimmermann und den Eisenstücken ankam.

13. Mai. Einige sanfte Morgenregen haben die Luft angenehm gekühlt und es ist so erträglich, daß wir heute den ganzen Vormittag in der Stadt waren. Zuerst machten wir unseren Besuch beim Doktor, von dem wir eine gedruckte Einladung zu Freitagabend um ½9 Uhr erhalten haben, „at nome“ und unten diskret „dancing“.***) Dann machten wir

*) Volkstümlicher Name für Buddha.

**) Kinderenglisch für Lebewohl.

***) „Es wird getanzt.“

Geschäftsgänge; die Stadt entzückte mich mehr als je, jetzt, wo nach dem Regen alle Bäume frisch und kräftig grün sind und die flume of the forest im herrlichsten Rot förmlich strahlt.

Jürgen sitzt bereits den Reislieferanten auf dem Nacken, die ihn mit den Leichtern sitzen lassen. Dann hat man die Kulis an Bord, das Salz, das unten mit Pickäxten losgebroschen wird, so fest sackt es zusammen, liegt auf Deck und man kann es nicht los werden, oder der Leichter mit Reis bleibt aus, den man nötig braucht, denn es muß soviel Ladung eingenommen werden, daß das Schiff stehen kann, so daß man Reis in das Schiff nimmt, ehe alles Salz heraus ist. Neulich streikten plötzlich die Kulis; sie hatten erfahren, daß die im Raum Arbeitenden voll ausgezahlt waren, während sie oben nicht alles bekommen hatten, was ihnen zukam. Der Stauer, der kleine Italiener Martino, hatte dem Mistri das Geld gegeben und dieser einen Teil zurückbehalten. Die armen Leute, die täglich ihren Leib der Arbeit hingeben, gerieten in begreifliche Wut, warfen ihre Salzkörbe hin, schrieten, schalten, drohten mit und ohne Faust, rollten die Augen und wiesen die blanken Zähne. Ein alter Kerl mit gelb und schwarz getupftem Kopftuch faßte seinen Blechtopf, in dem sie ihr bißchen Essen her und bißchen (gestohlenen) Salz forttragen, und wandte sich nach der Treppe mit lautem hindostanischen oder tamilischen: „Folgt mir, Kameraden!“ C'était superbe, aber es folgte keiner, und mitten in den Tumult stürzte sich der kleine Italiener, stampfte und schrie, drohte und verhiß, packte den einen und den anderen bei der Schulter und stieß ihn an seinen Platz, und so, widerwillig, grollend und finster, nahmen sie die Arbeit wieder auf. Wir haben die Sache gar nicht genau verstanden, besonders nicht, weshalb der kleine Martino statt der Kulis nicht den Mistri anfuhr. Später hörten wir, dieser wäre unten im Raum ordentlich verprügelt worden; anzumerken war ihm nichts, er brüllte und trieb die Arbeiter nach wie vor. Martino, der nicht größer ist als ich, läßt es sich sauer werden; wenn die Arbeit stockt, verlangt er mit lautem Ruf einen Stock und schwingt ihn drohend unter furchtbarem Geschrei. Er ist ein gutmütiger, magerer, abgejagter kleiner Mann, der mir alle Morgen eine gefüllte, duftende Jasminblüte aus seinem Garten bringt. Sein Englisch ist mit Italienisch untermischt, und sein Stampfen und Drohen macht einen ganz geschäftsmäßigen Eindruck. Ich glaube, er liebt uns, weil er bei uns nur Mr. Martino genannt wird und niemals „Pipo“.

Sonntags war ich bei Miß Pond; sie und ihre Schwester holten mich in ihrem Gherrie von der Pier ab und schenkten mir zur Eröffnung der Freundseligkeiten einen herrlichen Rosenstrauß, der erst heute dem Zahn der Zeit und Hitze erliegt. Dann fuhren sie mich rund um den See spazieren, wir gingen auch etwas und saßen auf einer Bank am Wasser im Schatten, wohin uns einige chinesische Familien folgten, die Papa Chinesen mit Filzhüten führten die kleineren Kinder, eine chinesische Mama in schwarzem Wachstaft erklärten die Miß Ponds für eine Dame, obwohl sie keine verkrüppelten Füße hatte, was hier nicht geschehen und selbst in China abkommen soll. Sie trug ein kleines Baby in hellrosa Kleidchen; ich erlaubte mir, es bewundernd anzusehen und sein Füßchen zu streicheln, was die Mutter mit liebenswürdigem Stolze aufnahm.

Ponds wohnen jetzt in einer Pension, wo sie zwei große Stuben haben und natürlich ihren eigenen Boy, der auf einer Galerie neben des Vaters Stube sich aufhalten soll, wie sie sagten. Erst boten sie mir ein Bad an, das ich dankbar annahm und das hier überall darin besteht, daß man in einem Kämmerlein mit abgeschrägtem Fußboden sich aus einem großen Kübel mit einem Schöpftopf übergießt. Jürgen hatte in Singapore diese Einrichtung nicht ganz begriffen, und Kapitän Busch konnte damals nicht genug beschreiben, wie er sich in dem Kübel ausnahm, in den er sich in aller Unschuld gezwängt hatte. Nach dem Bade kam endlich das Frühstück, es war schon zehn Uhr. Im Speisezimmer hatte jede Familie oder Gruppe ihren eigenen Tisch und wurde von ihrem eigenen Boy bedient. Danach gingen wir wieder in ihre Zimmer hinauf, und nun wurde ich freundlich eingeladen, mich auszuziehen, was ich mit Freuden tat und mich mit Fächer und Tausend und einer Nacht auf einen langen Stuhl legte und Sindbads Reisen las, bis der Schlaf mich überfiel. Miß Pond lag mit Buch und Fächer ebenfalls auf ihrem Bett; dazwischen plauderten wir vertraulich; ich erfuhr ihre kleinen Herzensgeheimnisse und ihre Ansichten über die Frauenfrage, die Ehe im allgemeinen und schließlich noch im besonderen, und gab ihr nützliche Winke aus dem reichen Schatz meiner Erfahrung. Um zwei Uhr klopfte es, und Lena Pond, die angezogen war, ging und nahm dem Boy ein Teebrett mit Butterbrot, Tee, Marmelade, Ei, Milch und Früchten ab. Wir setzten uns an einen kleinen Tisch auf niedrige Stühle, ganz wie wir waren, und aßen und tranken nach Herzenslust. Um vier Uhr fuhr ich wieder davon, von beiden niedlichen Mädchen an die Werft be-

gleitet. Mir war zu Mute, als sei ich verweist gewesen und es müßte währenddessen alles Mögliche an Bord vorgefallen sein, was zum Glück nicht der Fall gewesen war.

Es ist wirklich rührend von zwei jungen Mädchen, in dieser liebenswürdigen Art eine fremde, so viel ältere Frau bei sich aufzunehmen.

23. Mai. Freitag waren wir bei dem Doktor zum „at home“. Man war nach Tisch gebeten, um ¼9 Uhr; im Nebenzimmer standen Limonade, Tee und kleine Kuchen, Soda und Whisky für die Herren, etwas Eis wurde herumgegeben. Es waren fast nur junge Leute, wenige Eltern und fast alle Gäste gemischten Bluts. Die Töchter, hübsch und niedrig angezogen, gaben sich große Mühe, ebenso die Söhne. Zwei Damen spielten ein sehr in die Ohren fallendes vierhändiges Stück, eine Dame sang etwas schrill durch die Nase, ein Herr trug in tiefstem Grabeston ein Lied von Katie oder Nancy vor — dann faßten die Herren die Stühle und Tische, die in der Mitte standen, rückten sie auf die Veranda, Lucie F. setzte sich an das Pianino und begann einen Walzer. Es wurden englische Walzer getanzt mit ungemainer Ruhe und Grandezza; es sah sehr gut aus. Dann spielte ein Herr eine Quadrille à la cour — aber wie ward mir, als ich alle die bekannten Touren mit eingelegten Walzern und Galopps tanzen sah; mit dem größten Feuer und der größten Sicherheit fing jeder Herr seine Dame im gegebenen Augenblick, drehte sie drei- bis viermal rechts und links oder sie machten kleine Sprünge geradeaus und zwei Dreher, — ebenso tanzten sie die Française mit allerhand komplizierten Figuren und eingelegten Touren; bei uns wäre das ganz einfach unmöglich. — Die Damen, zum Teil sehr wenig hübsch, mit tiefausgeschnittenen Kleidern, kokettierten in der Art, wie es in Großmamas Jugend Sitte war und noch jetzt die Amerikanerinnen tun. Ein „älteres junges Mädchen“, Mischblut, „klein und mager, blaß und braun“, redete mich an und unterhielt mich sehr angenehm; sie erzählte, sie wäre vier Jahre in der Nähe von Madras gewesen, wo ihr Vater, früher Seekapitän und zur Polizei übergegangen, die Bewachung des Ex-Königs Theebaw (Tibaut) gehabt hätte. Der König wäre ein Vollblut-Birmane, liebenswürdig im Verkehr, hatte zwei Schwestern zu Frauen mit einer Menge Hofdamen. Ihr Vater habe ihm vorgestellt, daß es doch gut wäre, wenn seine Kinder englisch lernten, und so hätte ihre Schwester ihnen Unterricht gegeben. Wenn der König hätte ausgehen oder den Palast verlassen wollen, mußte er bei ihrem Vater anfragen, und drei- bis viermal in der Woche hätten sie mit

ihnen ausfahren müssen. Unglaublich viel Diamanten, Rubine usw. hätten die Damen gehabt, prachtvoll gestickte Samtjacken und seidene Kleider, und die kleinen Kinder Diamantenkämmchen in den Haaren. Es war sehr amüsant, sie erzählen zu hören und mir auffallend, daß man diesen König von Polizei bewachen ließ und nicht von Militär, wie es bei uns geschehen wäre. Wir gingen gegen 12 Uhr fort, ohne Sir Roger de Coverley abzuwarten. Einen neuen Tanz sah ich, „Banjo“, der unserer Mazurka ähnelt. Ich war begierig, ihn zu sehen und fragte Maggie F., wann er an der Reihe wäre? — worauf sie ihre Schwester fragte: „Is the next dance the banyo? Mrs. Rosenberger is dying to see it danced!“*) —

25. Mai. Im Zoologischen Garten sind jetzt zwei ganz junge, neu eingefangene Elefanten, ganz schrecklich an einem Vorder- und Hinterbein festgebunden, so daß sie nur einen Schritt machen können. Die armen Tiere sind so wild und verzweifelt, daß sie den gefangenen Fuß blutig gescheuert haben, und der kehrende Kuli schlug den kleinen mit dem Besen, wofür Jürgen ihn schalt und drohte, er würde ihn anzeigen, worauf der Kuli geschmeidig wurde und wir die Elefanten mit Bananen fütterten.

Es war reizend, durch die Stadt zu schlendern. Ein birmanisch-chinesisches Elternpaar spielte auf der Straße mit einem reizenden braunen Kindchen, das schrie; als ich es ansah, lachte es und langte nach mir, ich nahm es und es krähte auf das niedrigste, krallte sich fest in mein Kleid und griff nach den Federn auf meinem Hut.

Das war meine letzte Ausfahrt in Rangoon.

III.

Von Rangoon nach Hamburg.

6. Juni — 13. Oktober.

Indischer Ozean. Eben sind wir unter dem Drucke von Erkrankungen. Ich war selbst in letzter Zeit nicht wohl, der Doktor nannte es einen leichten Anfall von Influenza und dafür sprach auch — hinterher — die große Faulenzia, die gar nicht weichen wollte. Dann kam Herr Pauly an die Reihe, der schon die ganze Zeit in Rangoon nichts gegessen und sich geschleppt hatte — Fieber und Zerschlagen-

*) „Ist der nächste Tanz der Banjo? Frau R. stirbt vor Verlangen, ihn zu sehen.“

heit, keinen Appetit. Kaum ging es ihm besser, so legte sich der Steward mit Fieber, Gliederschmerzen und Uebelkeit. Er liegt noch, bei ihm soll es Rezidive sein, er hat ein schweres Klimafieber gehabt und neigt zu solchen Rückfällen. Aber warum legt sich der Matrose Hein mit Fieber und, nun er sich erholt, Fritz? Jürgen sagt, es sei noch Folge der Hitze und des Wechsels zwischen Glut und Nässe, da sie im Regen arbeiten müssen und die Kleider nicht wechseln können. Der Passat würde für uns alle das beste Heilmittel sein, aber wir haben noch vier bis fünf Grad bis dahin zu machen und der Südwestmonsun ist so flau und puffig, daß wir kreuzen müssen und noch nicht einmal von Sumatra frei sind. Die Fahrt bis Atchinhead war schon lang; das Wetter, das wir stürmisch erwarteten, war herrlich, aber leider nicht nützlich, und es dauerte fast vierzehn Tage, bis wir die Bergriesen von Sumatra, Pulo Brasse und Pulo Whey aus den Augen verloren und über Pulo Rondo hinaus waren. Der Wind kam von Land und zum Abschied roch ich noch einmal die würzige indische Luft. Die Hühner tun zuweilen, als hätten sie gelegt, in den letzten Tagen hatte ich wirklich ein paar Eier, die den Kranken zu gute kamen. Ihrethalben wünschte ich, es wären mehr. In der Pantry haben wir nun Heini, den kleinen Leichtmatrosen, der schon vorige Reise zwei Monate Steward gewesen ist, ein allerliebster kleiner Kerl, der alles nett und flink macht, so daß es ein Vergnügen ist, ihn um sich zu haben.

1. Juli. Vorgestern erst haben wir die Linie passiert (ich zum siebzehnten Male). Es geht langsam, als hätten wir eine Schnecke vorgespannt. Die Hitze hat etwas nachgelassen, aber die Erkrankungen dauern fort, immer mit denselben Symptomen, und die Leute erholen sich schwer. Ich muß mich jetzt mit Milch und Kakao einschränken, sonst ist es eines schönen Tages damit zu Ende, und man weiß nicht, was einem noch bevorsteht. Der Koch lag, der Segelmacher hat sich gestern gelegt, Fritz sieht noch aus wie der Kalk an der Wand. Der kleine Heini erkrankte, den wir zwei Tage in die Kajüte nahmen; jetzt ist er wieder im Dienst, aber mit dem einen Schweden, Karl, einem besonders netten Menschen, geht es schlecht, und wir haben ihn heute nach hinten genommen und in die Proviantstube gebettet. Er soll gestern nichts gegessen und abends über Hunger geklagt haben, und ich konnte die halbe Nacht vor Angst nicht schlafen, daß ihm das Schaden getan hätte, denn er phantasierte und hatte heftiges Fieber. Das „Nichts“ erwies sich aber als echt seemännisch; er hatte einen großen Topf mit

Milch und einen mit Haferschleim leer getrunken, und „davon kann man doch nicht bestehen“. Heute ist er besser und hat mit wehmütigem Gesicht zwei Becher Zwiebacksuppe mit Rotwein zu sich genommen; zum Glück verträgt er Chinin, das die Leute ungern nehmen und einige ausbrechen, wogegen Magentropfen mit Wein sehr beliebt sind. Wie oft haben wir die guten alten Hausmittel vermißt, die jetzt, wo die Medizinkiste nach neuesten, streng wissenschaftlichen Grundsätzen gefüllt wird, nicht mehr geführt werden. Sie taten keinen Schaden, und wenn sie nicht halfen, so hatten sie doch den großen Nutzen, die Kranken zu beruhigen und hinzuhalten, bis die Symptome des Leidens sich deutlicher zeigten. Der Mann klagt und verlangt vom Kapitän Medizin; umsonst erklärt man ihm, daß man ihm schaden könnte, wenn man ihm gäbe, was nicht für seinen Zustand paßt — mißmutig und enttäuscht geht er fort, während er mit einem unschädlichen Mittel getröstet und beruhigt wäre. Des Krankseins ungewohnt, ist der Matrose leicht niedergedrückt, und große kräftige Männer weinen, wenn man sie nach ihrem Befinden fragt. Im medizinischen Kursus der Schifferschule bemerkt der vortragende Arzt: „Ist der Mann intelligent, so kann er angeben, wo er Schmerzen hat. Oftmals aber gibt er auf die Frage, was ihm weh tut? kläglich zur Antwort: „Alles!“ Dazu hatten wir noch eines Tages den Schreck, daß Herrn Pauly ein Draht in das offene Auge schlug; das Auge war innen rot, doch schon nach vier Tagen nahm er das Tuch ab, ich wollte ihm ein schwarzes Schürzchen für das Auge machen, aber das wollte er nicht und jetzt ist es bis auf gelegentliches Doppelsehen wieder gut.

Wir haben in Rangoon gleich in den ersten Tagen Wasser eingenommen und dort die ganze Zeit davon gebraucht, so daß das Wasser wohl keine Schuld an diesem Fieber haben kann. Eine rechte Plage sind die Moskitos, die zu Tausenden aus den Wasserfässern steigen. Motten flogen herum wie Schnee, es war nicht zu ertragen; ich hatte dem einen Kranken ein Moskitonetz gemacht, unseres war ganz zerfleddert, und in Rangoon, wo es nicht nötig war, nicht ersetzt worden, ich stückte nun die alten zusammen, so gut es ging, setzte unten Verbandmull an und an den Seiten mein blaues Spitzenkleid. Als nun Herr Pauly das kranke Auge hatte, mußte ich für die Steuerleute auch ein Netz eruieren und nahm dazu einen grauen durchsichtigen Kleiderrock. Dann bat mich Herr Pauly, ihm die kleinen Vorhänge zu ändern, die seine Mutter für die Fensterchen der Kammer zu groß gemacht hatte, Jürgen hatte allerhand

Wünsche, und ich mußte an diejenigen denken, die so gar nicht begreifen können, was ich eigentlich an Bord täte! Die ganze Zeit über hatten wir viel Spaß an einem ganz neuen Spielzeug. Ein dänisches Schiff, das von Mozambique kam, hatte ein dortiges Tierchen, eine Manguste, mitgebracht und unseren Leuten geschenkt. Sie nannten es Mango. Bei Tage lief es frei, und da es das unverschämteste kleine Tier war, das es je gegeben hat, so war es in der Kajüte ebenso zu Hause wie im Logis. Es war etwa so groß wie eine mäßige Ratte, mit grau und braun gestreiftem Fell, kleinen, runden, unbehaarten, anliegenden Ohren, spitzem, unbehaarten, schwarzen Kopf, das Auge braun mit geschlitzter Pupille; kein Nagetier, sondern Insektenfresser mit ganz kleinem, aber scharfem Gebiß. Hühnerknochen fraß es ganz und gar auf. Schwarze, kahle Grabefüßchen mit gewölbten langen Krallen hatte es, eine lange, bewegliche Zunge, wie der Ameisenbär, langen, behaarten Schwanz mit Puschel, rostrot Schnäuzchen. Von Bewegung glich es einem kleinen Hunde; es war rein lächerlich, Jürgen ehrbar hin- und hergehen zu sehen und dieses kleine Tier immer hinter ihm her; ebenso lief es dem Steuermann nach und sah neugierig und verständnisvoll zu, wie er Taue festmachte oder sonst hantierte. Wir nannten es das Zirptier, weil es fast beständig ein Zirpen ausstieß, wie etwa zehn Grillen zusammen. War es zufrieden, fraß es, so knuckste es die ganze Zeit wohlgefällig, gab man ihm aber etwas, so stieß es ein markerschütterndes Geschrei aus, als würde es gespießt; wenn z. B. Jürgen ihm eine Fliege gefangen hatte, fuhr es mit einem so wilden: „Hojottehoh!“ darauf los, daß ich ihm nie etwas gab, weil ich mich immer wieder davor fürchtete. Beißen tat es nur, wenn es gereizt wurde. Durch Jürgens Haut kam es nicht, Heini aber biß es blutig. Und tapfer war es; machte jemand Miene, ihm seinen Knochen zu nehmen, so fuhr es ohne Ansehen der Person auf ihn los; und sprang in die Höhe, als wollte es ihm an die Gurgel fahren. Bei Tisch mußte es eingesperrt werden, denn es raste über Schüssel und Teller und holte sich mit unglaublicher Schnelligkeit das beste Stück. Einmal saßen Jürgen und ich beim Frühstück und hatten zwei große Schinkenschnitten vor uns; das Zirptier auf den Tisch, faßte im Umsehen das größte und fort damit, und wenn man ihm etwas abjagen wollte, hielt es sein Stück unter wütendem Geschrei fest. Ein anderes Mal war es mit einem Satz in der Suppenterrine, in die Jürgen eben (es war Hühnersuppe mit Makkaroni) Spargel, Schoten und Extrakt getan hatte, um ihr

aufzuhelfen, denn die Terrine ist so groß wie eine Kinderbadewanne und der Koch dehnt das Huhn, als etwas Gutes, nach Möglichkeit aus. Ich schrie vor Angst, es möchte sich verbrennen, und Jürgen schlug danach, aber es fischte nach Fleisch und als es glücklich heraus war, sprang es nochmals hinein! — — — Jürgen fragte ganz ängstlich, ob ich die Suppe essen würde?! Aber, wie Nansen so schön sagt, „wer Reinlichkeit nicht entbehren kann, taugt eben nicht zum arktischen Reisenden“, und Spargel, Schoten und Extrakt waren doch nun einmal daran! Wollte das Tierchen trinken, so sprang es auf unseren Krug, fand es da nichts, auf den Waschtisch, von da auf die Kommode, dann auf das Bort mit der Karaffe und den Gläsern, warf die Zahnbürsten heraus und tauchte nach ein paar Tropfen Wasser. Einmal hatte es glücklich den Stöpsel aus der Karaffe gestoßen und auf die Erde geworfen und hielt ihn wohl für Wasser, weil er kalt und durchsichtig war, und leckte daran. Als ich ihn aufnehmen wollte, fuhr es auf mich los und biß mich in die große Zehe, daß ich es durch den Schuh fühlte. Eines Tages stahl es meinen silbernen Fingerhut und lief damit davon; der Segelmacher fing es und nahm ihm die Beute ab, unter heftigem Protest und schrecklichem Geschrei — von seiten des Zirptieres, denn der Segelmacher ist ein ernster, stiller und bedachtsamer Mann. Es war offenbar an Graben in Ritzen und Löchern gewöhnt, denn in jedes Loch mußte es hinein. Es versuchte, sich in die Trompete zu zwängen, es probierte das Tintenfaß, Jürgens Nase und Ohren, kroch in sein Hemd, untersuchte die dortigen Verhältnisse und schrie erbost und sträubte sich verzweiflungsvoll, wenn es in solchen Entdeckungsreisen gestört wurde. Den Bart krabbelte es ihm mit Sorgfalt, Geschick und Schnelligkeit auseinander und versuchte die Lippen aufzumachen, denn es hatte wohl dahinter eine lockende Höhle wahrgenommen, die ihm groß genug zum Hineinkriechen dünken mochte. Eine lange Weile konnte es warm und wohligh auf seinem Halse liegen, bis es plötzlich seinen Vorteil zu solchen Angriffen ersah. Eier, die es gern fraß, rollte es gegen die Wand, um sie zu zerbrechen. Es schlief vorn in einem kleinen Käfig, und wenn es dunkel wurde, zog es sich von selbst zurück. Genug, man gewöhnt sich an ein solches Tierchen, und alle hatten ihre Freude daran. Herr Pauly sagte eines Tages, man müßte eigentlich die Klüsen zumachen, damit es nicht zu Schaden käme. Länger als bis an das Kap dachten wir es nicht zu behalten, da es die Kälte schwerlich vertragen hätte, aber mitbringen wollten wir es lebend oder tot, um

es wenigstens zoologisch bestimmen zu lassen. Wir überlegten mehrfach, wem wir es geben wollten, wenn es uns gelänge, es lebend mitzubringen, und wir schwankten zwischen einem zoologischen Garten, der es mit Freuden genommen hätte, und unserem alten Freunde, Dr. D. v. S., und sagten oft zueinander, das wäre so recht ein Haustier für ihn. Da kam eines Tages, als wir auf Deck saßen, der zweite Steuermann mit der Meldung: „Der Mango ist über Bord!“ Eine Reihe Leute stand schon am Heck; hätten sie es nur gleich gesagt, es wäre noch zu retten gewesen. Jürgen tat das Aeußerste und ließ beidrehen; man kam ihm näher, ich sah noch einmal sein Köpfchen und sein Schwänzchen, aber dann nicht mehr, und so mußte das arme Tierchen elend umkommen bei dem schönsten und ruhigsten Wetter. Ich freute mich nur, daß es den Tag vorher eine herrliche Mahlzeit von Hühnerknochen gehabt und ich ihm am Morgen noch Wasser gegeben hatte, als es danach suchte. — Das ist die Geschichte von unserem armen Zirptier, sein bewegtes Leben und sein klägliches Ende. Nachmals fanden wir seinen größeren indischen Vetter im Junglebook von Kipling beschrieben, auch im Brehm ist die größere Art als Mangusta oder Mungo aufgeführt, aber nicht der unsere, obwohl die Familienähnlichkeit zweifellos ist.

6. Juli. Wir haben noch nicht die Breite der Sundastraße erreicht und viel Regen, viel Fläue, viel Motten. Die Erkrankungen dauern fort; ich hoffte, sie würden bei dem kühleren Wetter aufhören, aber heute hat sich Franz mit Kopfschmerz und Fieber gelegt. Karl liegt noch hinten bei uns und erholt sich langsam mit Rückfällen. Ich kochte ihm Zwiebacksuppe und Arrowroot, das mit etwas Wein, Zitronensäure und Zucker schmackhaft gemacht wird. Sie sind wie die Kinder und nehmen nur, was süß schmeckt. Sollen sie z. B. Chinin einnehmen, so bleibt Jürgen dabei, bis sie es wirklich binnen haben. Heute abend verlangte Karl Kamillentee zum Schwitzen — auch da hinein mußte Zucker! Es mag aber auch Instinkt sein; so überraschte ich mich selbst dadurch, daß ich den Rest Arrowroot aus dem Kochtopf aß, was mir doch zu Hause nicht eingefallen wäre.

11. Juli. Passat, und so frisch, daß das Schiff in der hohen Dünung stampft und rollt, als wehte halber Sturm. Es ist merklich kühler, anstatt aber besser zu werden, geht das Fieber seinen Weg. Vorgestern legte sich Guido, abends der kleine Georg, gestern noch einer, heute abend Jan, der schon die vierte Reise mit uns macht, und der nette Hein-

rich, der früher hier Steward war, klagt auch schon über Kopfschmerz. Man begreift nicht, was es sein kann — man möchte an Sumpffieber denken, obwohl es bei keinem mit den Symptomen desselben im Medizinbuch ganz übereinstimmt. Jetzt sind nur vier bis fünf Mann auf jeder Wache und es liegen acht. Verschont geblieben sind bis jetzt Jürgen, der zweite Steuermann, der kleine Alex und der Zimmermann, aber sie werden wohl auch noch daran glauben müssen. Da es Karl besser ging, wurde er entlassen, und wir nahmen Christian nach hinten, weil er behauptete, Influenza zu haben, und wir ihn der Ansteckung wegen von den andern trennen wollten. Heute nacht hörte ich plötzlich ein wimmerndes Schreien; ich wecke Jürgen, der hingeht; das greuliche Geschrei geht aber weiter, untermischt mit Schimpfen und Schelten. Kein Zweifel, der Mann delirierte. Unter Gemurmel und Schreien von Christian geht Jürgen hin und her, endlich kommt er zurück; es war keine Idee von Delirium, Christian wollte nur Wasser und hatte heftig räsoniert, wir hätten ihn nach hinten genommen, um ihn verrotten zu lassen, er hätte nicht einmal Licht — das haben sie vorn auch nicht — und nichts zu trinken. Dabei hatte er Milch, Arrowroot und Tee gehabt und alles ausgetrunken — und niemand hätte sein Schreien gehört. Der zweite Steuermann hatte es aber wohl gehört und ihn gefragt, was er wolle. Schrie der Unhold: „Wasser!“ Frug der Steuermann, wo sein Krüglein wäre, daß er's füllen könne? Aber diese Umständlichkeit stieß Christian den Boden aus und nun begann er das Gebrüll. Ich hatte Angst, daß er etwa gar in unsere Kammer tappen möchte, allein nach einer Weile erscholl in der Tür die Meldung: „Kapitän! Krischan ist nach vorn gegangen. Er sagt, er will achtern nicht bleiben.“ Wir waren es sehr zufrieden. — Vorgestern kam eine Bark in Signalnähe; es war der „Wappäus“, mit dessen Kapitän, damals Steuermann, Jürgen in Rangoon auf die Jagd gefahren war. Sie sind zehn Tage nach uns ausgegangen.

4. August. Ich rieche Land; die ganze Nacht weht von Nord ein warmer, steifer Wind, und der Geruch war ganz auffallend, selbst Pauly hatte es bemerkt. Gewöhnlich rieche ich den Duft allein, und dann soll es immer Jürgens Zigarre gewesen sein. Sehr hohe See, die beständig überkommt. Die Wellentäler sind so tief, daß mich manchmal Grauen erfaßt, in der Erwartung, da hinunter zu gleiten, und ich denke oft an den Rückertschen Vogel: „So mit einem Mal — aus der Höh' ins Tal! Ei, was ist das ein

herrliches Leben!“ Das ist es auch, trotz allem. Wir laufen auf der Breite von Natal auf Afrika zu, waren vorgestern auf dem 30. Grad und haben also unsere Kapumsegelung begonnen. Wir lesen jetzt Sybels „Gründung des Deutschen Reichs“ mit solchem Interesse, daß Jürgen es vormittags, nachmittags und abends verlangt, obwohl wir uns sonst nur nach dem Abendbrot vorlesen. Herr Pauly ist ein steifnackiger Bremer, und das Zusammenleben mit uns breiterherzigen, vorurteilslosen, national gesinnten, rechtlich denkenden und persönlich so liebenswürdigen Preußen hat noch wenig gefruchtet. So gibt es politische Parteien selbst auf dem „Regulus“, nach deutscher Art und Unart, wie Sybel sagt.

11. August. Das Käplein zeigt uns etwas die Zähne; ohne zu steifen Wind kam eine furchtbare See auf. Abends, als ich meiner Gewohnheit nach noch einmal hinaussah, graulte ich mich beinahe. Der Himmel war sternhell, die See dunkel und oben auf der Dunkelheit hier und da große selbstleuchtende Käpfe in solcher Höhe und Nähe, daß ich zu ihnen aufsehen mußte. Auch ließ Jürgen wenden und nach Norden gehen. Am nächsten Abend waren wir aus der schweren See heraus und sahen Land zwischen Nebel und Wolkenbänken. Gestern klares Wetter, guter Wind, Schwärme von Vögeln, darunter einige Albatrosse und Massen der reizenden Kaptauben. Eine weite Strecke felsige Küste, landeinwärts Bergkuppen. Der Flügel wird heruntergenommen, der schon lange sehr zerfleddert ist, und ich nähe in Hast einen neuen, es kommt aber mehr Wind auf und er kann heute nicht mehr aufgebracht werden.

Alex, der hübsche, bräunliche Schiffsjunge kommt: „Bitte, Kapitän, schneiden Sie mir die Haare ab.“ Gegenfrage: was ihm einfiel? Erklärung: „Ick hew en Loch in Kopp kregen.“ Man hatte Kohlen herauf geholt und es war ihm ein Stück auf den Kopf gefallen. Wir wuschen ihn, schnitten ihm eine kleine Tonsur und ließen ihn befriedigt laufen. — — Abends läßt Fritz um ein Morphiumpulver bitten, weil er Zahnweh hätte, — sonst ist jetzt endlich alles wieder gesund, nur Herr Pauly ist noch nicht recht imstande und tut dem Schweinchen, das wir geschlachtet, die Ehre nicht an, die es verdient.

15. August. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten; der zweite Steuermann schreitet schnell über das Deck, gleitet und schlägt mit dem Hüftknochen auf den eisernen Poller, indessen hat er weder den Knochen noch den Poller gebrochen und hinkt nur an einem

Stock, den er gegen das Gleiten mit ausgefranstem Segeltuch unwickelt hat, was etwas an einen Tambour-Major erinnert. Und nun haben wir noch den Verlust unserer vortrefflichen Katze zu beklagen, die wir seit fünf Jahren hatten, eine echte See- und sehr gute Schaben-Katze, die sich vor nassen Füßen nicht scheute. Wir hielten als die einzigen weiblichen Wesen sehr zusammen, und nun ist sie über Bord gegangen, wahrscheinlich bei einem plötzlichen Ueberholen des Schiffes, denn sie saß gern auf der Reling und sah den Vögeln zu. Bei den Kaptauen denke ich immer an Esther und Hildchen, wie entzückt sie sein würden, wenn sie die niedlichen weichen Tierchen mit geschubberten Flügeln, schwarzen Köpfchen und glänzenden Augen so nahe um sich sähen. Inzwischen sind wir erstaunlich glatt um Südafrika herumgekommen. Wir passierten heute das Kap Agulhas und sahen sein Feuer, eben jetzt haben wir Hangclip vor uns, voraus sah man das Kap höchstselbst und weit dahinter den Tafelberg in eigener flacher Gestalt. Gestern abend solch ein Meerleuchten, wie ich noch keines sah. Milliarden von Sternchen im Wasser und jeder Fisch glich einer leuchtenden Schlange.

Am 17. August sahen wir den ganzen Tag die hohen Bergzüge der afrikanischen Südspitze und den Tafelberg dahinter, im Vordergrund Kap Hoffnung. Dieses ist der letzte Ausläufer der Halbinsel, die den Tafelberg von Falsebay scheidet, ein Sporn, der sich nach Südosten biegt und einen dicken weißen Leuchtturm trägt, den wir durch das Glas sahen. Die wirklich südlichste Spitze Afrikas ist Kap Agulhas, und wir sind also wieder im Atlantischen Ozean und gehen auf St. Helena zu. Die stürmische Region liegt hinter uns, und wir haben es so gut getroffen, wie wir nicht zu hoffen wagten, denn hier ist es Winter. Merkwürdig, wie eigentümlich der Landgeruch ist. Der Wind stand von Norden auf unser Fenster, und ich lag lange wach und roch; es erinnert an Goldlack — ganz anders als Indien und England.

Es ist Erwähnung zu tun, daß vorgestern ein großer Zug Butzköpfe uns überholte; es war prachtvoll. Als ich die ersten mächtigen Tiere sah, dachte ich, es wären Wal-fische; sie sind ja auch Wale ihres Zeichens und haben ein weites Kopfloch und einen starken Strahl; von Bewegung aber sind sie Schweinsfische und schwimmen, als wenn sie sich überkugeln; glänzend schwarz tauchen ihre mächtigen Rücken und massigen dicken Köpfe auf, und weithin sah man sie schon unter dem Wasser bernsteinfarben schimmern und immer zu zweien; es war offenbar ein enormer

Hochzeitszug, der mit einzelnen Nachzüglern endete; einige kleine waren dabei, noch ganz hellbraun, die dicht unter ihren Müttern schwammen. Wohl an zwei Stunden standen wir oben und sahen ihnen zu.

Ferner ist zu melden, daß der Passat, der hier schon wehen sollte und bereits einen Anlauf nahm, sehr matt ist und wir nur langsam Weg machen. Jürgen ist so desperat, daß er den Wind, der nicht da ist, gar nicht sehen mag und sich hinunter setzt. Das Wetter ist einfach wonnig, blau, mild und ein leichtes Lüftchen umspielt uns. Eine Menge Quallen, die wie Ammonshörner aussahen, weiß und gerollt; im Kätscher waren es lange Würmer, oben hatten sie weiße Luftblasen, der eigentliche Leib darunter irisierte rötlich und bläulich und der Kopf steckte unbegreiflicherweise in einer viel zu kleinen Muschel, aus der er von Zeit zu Zeit schwarz mit weißen unangenehmen Freßwerkzeugen hervorsah. Das merkwürdigste war, daß das Tier, wenn es gereizt wurde, einen nelkenroten Tropfen fallen ließ, der das Wasser färbte. Sonst waren hauptsächlich eine kleine Sorte Portuguese men of war zu sehen, die in Mengen vorbeisegelten, darunter machte ein graues Ding sonderbare Bewegungen. Jürgen zog es auf und fand, daß es eine Schnecke war mit lila Gehäuse, an der ein kleiner blauer Krebs sich offenbar nicht sehr liebenswürdig machte. Bei der Berührung sonderte die Schnecke einen dunkellila Saft in Menge ab und ehe ich es aussprach, nahm es Jürgen mir von den Lippen, daß es der echte antike Purpur wäre. Wir holten Watte und wischten sie ab und ließen sie in den Spiritus beißen, wo sie fortfuhr, Ströme Purpurs von sich zu geben. Jürgen hatte an der mexikanischen Küste gesehen, daß die Einwohner ihre Tücher violett und rot mit Purpurschnecken färbten und sagte, wenn wir unsere Watte nicht so hastig, sondern mit Wasser vermischt gefärbt hätten, wäre sie auch rötlich geworden, ging und tauchte sie noch nachträglich ins Waschbecken. Da ging es jedoch wie mit den schwarzseidenen Strümpfen, die grün aus der Wäsche kamen — die Watte ergrünte im Seifenwasser und da sie obendrein noch karbolisiert war, so war das Experiment in keinem Sinne rein. Eine zweite solche Schnecke fingen wir natürlich nicht. Indessen schwammen kleine Stücke weißen Mooses vorbei — wir fischten einiges, und es waren die entzückendsten kleinen Geschöpfe, wie die zierlichsten Posamentier-Ornamente, mit einem Leibchen gleich geschmolzenem Silber mit zwei blauen Streifen und einem schwarzen Kopfstück; von jeder Seite gingen hellblaue spitze

Fransen strahlenförmig flach aus, ebenso vom Schwanz; Ihr könnt Euch nichts so Reizendes denken, wie dieses Tierchen — unten war es ganz weiß, und wenn man es berührte, schlug es seine sämtlichen kleinen Fühler zusammen und krepelte sich gänzlich um.

28. August. Frischer Passat und schöne Sonne. Ich trage dem Steward auf, die Betten zu sonnen, und er schafft Matratzen und Untersatz nach oben und benutzt die Gelegenheit zu einem tüchtigen Reinemachen — ich ärgerte mich noch, daß er mir nicht half, die Sachen aus dem Koffer zu sonnen — gut, daß ich nichts sagte, denn in einer Ecke, wo sich Staub und Spinnweben angehäuft hatten, fand er meine kleine, seit Rangoon als verloren beweinte Brosche, die mir Jürgen in Singapore einmal mitbrachte. Der Verlust war mir so empfindlich, daß ich es Euch nicht schrieb und mich also eben in der Lage jenes Mannes befinde, der seinen Freund schriftlich fragte, ob er seinen Hausschlüssel nicht bei ihm gelassen hätte und schloß: „ich mache den Brief noch einmal auf, um Dir zu sagen, daß ich ihn eben in meiner Rocktasche glücklich gefunden habe“ — und es durch Eilboten noch selbigen Abend bestellen ließ.

28. August. Goethes Geburtstag; wir aßen ihm zu Ehren eine Ananas und ich dachte dabei an unsere alten Freunde Reils, die zu Schillers Geburtstag Schokolade tranken und Maria Stuart lasen. Da sage man noch, die Deutschen hätten keine Pietät für ihre großen Männer!

4. September. Auf der Linie. Ihr brennt gewiß darauf, zu hören, wie unser Besuch auf St. Helena abgelaufen ist. „Ach, es wär' so schön gewesen, doch es hat nicht sollen sein“ — wir liefen St. Helena programmäßig um 8 Uhr morgens an, und das Wetter war ganz genügend, aber ich wachte mit Kopfschmerz auf; gut, daß ich meine kleinen Geschenke für Lena vorher zurecht gelegt hatte, denn die Migräne war sehr schlimm. Nur einmal schleppte ich mich hinauf und warf einen Blick auf Jamestown. Der Agent der Herren Salomon Hogg & Co. erschien pflichtgemäß und ging mit den Aufträgen an Land, und am Nachmittag kam das Boot zurück und brachte Lena und ihren Bruder mit. Sie saß an meinem Bett, und ich unterhielt mich mit ihr, so gut es ging. Sie sah sehr gut aus und vertraute mir nach einigen Augenblicken, daß sie sich über den Tod ihres Bräutigams nun ganz beruhigt hätte. „Ach so“, dachte ich, und richtig schlüpfte ihr nach einer Weile ein junger Mann über die Lippen, Freund des Verstorbenen, der auf die Nach-

richt von dessen Tode aus Neuseeland zurückkehrte und in seines Vaters Geschäft in St. Helena eintrat. Da ihre Schwester vor zwei Monaten geheiratet hat, so warten sie noch ein Weilchen, um den alten Vater nicht auf einmal ganz allein zu lassen. Alles ist demnach gut und schön. Dann legte sie mir allerhand Schönes auf das Bett; Farrenkraut, das bei ihnen angepflanzt ist und sich sehr vermehren soll, das bei uns alle Gärtner haben und ich in Rio de Janeiro wild wachsen sah, zwei Gläser mit selbstgemachtem Jam, einen großen ausgestopften Fasan, wie sie auf der Insel wild, aber selten vorkommen. Da dort die meisten Pflanzen eingeführt sind, u. a. der englische Ginster weite Strecken überzieht, so schließe ich daraus, daß man den Fasan und den Ginster zusammenhängend importiert hat. Dann brachte sie noch Eier und einen ganzen Korb voll Blumen, Heliotrop, Fuchsien, Levkoien und Kamillen, hatte mir auch einen Kuchen gebacken, ihn aber leider, da das Schiff länger ausblieb, als sie dachten, selber aufgegessen. Jürgen verehrte dem Bruder Zigarren und Lena einen Pott Ingwer, nebst dem feinen Kompliment, das sie sehr wohl aussähe und er bedauere, schon verheiratet zu sein, was ihr hoffentlich gefiel. Nach fünf Tagen erreichten wir Ascension ebenfalls bei guter Zeit und es war so wild und schön wie immer. Auch der zweite Steuermann war ganz überrascht und unter dem Eindruck der landschaftlichen Größe. Die einsame Palme war noch da und sah im Winde aus wie ein umgekehrter Regenschirm. Wenn ich nur begriffe, wie sie in diese meilenweite Einöde zwischen die Klippen gekommen ist. Gewöhnlich sind die Vögel so rücksichtsvoll, unzugängliche Kuppen und Türme freundlich mit Vegetationskeimen zu bedenken, das ist aber bei einer Kokosnuß ein ausgeschlossener Weg. Ich sitze oben auf Deck und schreibe, wie ihr leider seht, auf den Knien mit dem Stylus; es ist zu schön, um unten zu sitzen, denn oben weht ein kühles Lüftchen und die Sonne scheint; im Zenit steht sie jetzt und es wird warm, obwohl noch nicht so, wie man es auf dem Aequator erwarten sollte. Einen wunderschönen Albicour haben wir gefangen und es waren noch mehrere zu sehen, die ganze Schwärme fliegender Fische aufjagten. Auch Quallen segelten vorbei. Ich passierte die Linie zum achtzehnten Male, was stolz klingt.

Das Schiffchen, das Jürgen aus einem Block zurecht hieb, wird jetzt vom Segelmacher aufgefixt, Jürgen dreht selbst die kleinen Taue und es scheint sehr gut zu segeln und sitzt nicht zu tief im Wasser. Es steht steif und wird

nicht zierlich, aber tüchtig, und wir wollen es nicht verschenken, sondern selbst damit spielen, wenn wir zu Hause sitzen und unsere Seefahrenden Tage vorüber sind. Es ist eben furchtbares Reinemachen, das ganze Schiff wird tagelang mit Korallenstein abgeschrappt, das Deck und alles Holzwerk abgekratzt; unten wirtschaftet der Steward in allen Räumen und malt, meine Sachen liegen aufgeschichtet in der Kajüte, auf den Kartenkisten und auf dem Boden. Ihr bemerkt, daß sie auf dem Boden liegen; wenn ich sage auf der Erde, berichtet Jürge n jedesmal, diese sei hundert und so und so viel Faden entfernt unter uns.

Wir hatten vorgestern Spargel, und da ich noch ein Ei besaß, machte ich eine holländische Sauce und heute, zu Ehren der Milchdosen, die mir Jürge n in St. Helena gekauft hat, Schokoladen-Crème zu Mittag.

18. September. Es ist weniger heiß, als erschrecklich schwül. Jürge n war tagelang ganz unruhig und kam endlich damit heraus, daß wir Regen haben müßten, um die Fässer zu füllen; wir wären in der Regenregion. Es kam dann auch mit Macht, und es war keine Freude, unten unter zugedektem Oberlicht zu sitzen, während Jürge n oben mit bloßen Füßen in wollenem Hemd und weißen Hosen spazieren ging; er kam des Tages drei- bis viermal gänzlich durchnäßt herunter, den schönen Regen preisend. Ist es da ein Wunder, wenn er Rheumatismus in den Füßen hat und schrecklich hustet? Jetzt sind die Fässer und auch das Bad gefüllt, und nun der Mohr seine Pflicht getan hat, könnte er gehen.

Jürge n seufzt wieder. „Hast Du noch nicht genug Regen?“ „Ja, aber nun möchte ich, daß der Passat käme!“

3. Oktober. Er kam und war ganz herrlich blau und frisch. Leider geht die — Reinlichkeit ihren Gang im Wettgesang weiter; jetzt ist die Kammer der Steuerleute gemalt und sie kampieren in der Proviantstube neben uns, so daß wir weder abends noch bei Tage vorlesen können, da sie umschichtig alle vier Stunden schlafen und nur morgens 1½ Stunden beide Wachen auf Deck sind.

Vorgestern zog Jürge n mit der Angel den Kopf eines großen Tintenfisches auf. Der Leib war knapp abgebissen, die Fangarme mit den greulichen Saugwarzen saßen noch daran, der schwarze Schnabel lag ziemlich verdeckt, aber die beiden enormen Augen, groß wie Ochsenaugen, mit bläulichgrauer Iris und glänzender Pupille standen gräß-

lich heraus. Wir haben ihn in Spiritus gesteckt. Unsere Hühner legen wieder; des Reinemachens und Malens wegen sind sie in einem Verschlage, zu dem Jürgen den Schlüssel hat, und beinahe täglich bringt er mir ein oder zwei Eier, die wir sonst nicht bekommen würden. Der schöne Passat ist fort und die gemäßigte Zone hat uns Böen und unruhige See gebracht. Man ist es gar nicht mehr gewöhnt, so geschüttelt zu werden. In wenigen Wochen können wir nun in Falmouth sein.

Das Schiffchen ist reizend geworden und sieht doch ganz zierlich aus, nun es gemalt ist und die kleinen Segel stehen. Die Taue laufen über wirkliche kleine „Jungfern“, kleine Blocks, und Jürgen schnitzt noch zwei kleine Rettungsringe und ein kleines Boot.

10. Oktober. Jürgen und ich lagen lange über der Reiling, denn die See war herrlich, dunkel, da der Himmel bewölkt war; der Wind jagte hohe Wellen seitwärts heran, von vorn kam hohe Dünung, über die der „Regulus“ steigen mußte. Wo sich die Kämme schnitten, warfen sie Schaumwolken in die Luft und der „Regulus“ schlug mit dem Kopf, daß der Gischt zu beiden Seiten aufwirbelte. Wir konnten uns nicht satt sehen an diesem Schaumspritzen der Freiheit — aber während ich dann ruhig unten saß, hätten wir ein furchtbares Unglück haben können; es kam mehr See auf, und der „Regulus“ tauchte plötzlich das ganze Bugspriet unter Wasser, während zwei Mann darauf saßen, wovon der eine nur dadurch gehalten wurde, daß ihm der Arm zwischen eine Kette und den Baum geriet; ein anderer hatte eine verbundene Backe und Watte im Ohr wegen heftiger Zahnschmerzen; für ihn war das Bad also auch kein Balsam.

Der Wind stand auf unserer Seite und ich roch nachts deutlich Veilchenduft. Ich kann mir kaum denken, daß er so weit fortgeführt werden kann, unser nächstes Land ist Flores, eine der kanarischen Inseln. Ich habe übrigens mehrmals auf offener See diesen Geruch wahrgenommen.

13. Oktober. Das Barometer fällt und fällt; es steht so tief wie selten und es stürmt schon seit 36 Stunden. Wo und wie soll es enden? Die See ist furchtbar, „eine barbarische See“, sagt Jürgen. Ich habe sie wilder gesehen; wie ein Rudel Leoparden überstürzten sich die Wellen damals bei den Scillys. Jetzt sieht sie wie eine Landschaft aus, eine Ebene mit wechselnden Bergen und Klippen, so großmächtig wogt es, und das arme Schiff liegt darin wie eine Nußschale. Die Seen kommen von Süden und setzen

uns nach Nord, sie schlagen mit der Wucht von Dampf-hämmern gegen die Seiten, man fühlt förmlich, wie sich der Tiger zum Sprung kauert und dann bricht das Wasser über das Deck. Der Sturm führt Dampf Wolken auf, die die Luft mit Salznebel füllen. Wenn ich eine Weile auf die See gesehen habe, muß ich hinunter, weil ich mich graule; aber man entgeht ihr nicht, selbst unten am Tisch sehe ich den Rand der grausigen See am unteren Fenster des Oberlichts, so legt sich das Schiff über. Auf dem Oberlicht liegt die Decke, der Seen und des Regens wegen, und doch tröpfelt es durch. Nach vorn bleibt die Tür geschlossen, alle Fenster sind zu, nur die hintere Tür ist offen. Man kann schlecht sitzen, schlecht lesen, nichts anderes tun, nicht einmal Schach spielen, trotzdem die Figuren mit Heftzwecken versehen sind. Bei jedem Schritt riskiert man, gegen die Wand geschleudert zu werden, aber der Diskomfort ist das Wenigste; nach soviel guten Tagen kann man ein paar schlechte in den Kauf nehmen, wenn man nicht in Angst sein müßte vor dem, was noch kommen kann. Mir tut der arme Ste ward leid, der das Essen durch das Wasser von der Kambüse herholen und gewärtig sein muß, daß ihm eine See die Schüsseln aus der Hand schlägt. „Gott besser's!“ pflegte unser alter Onkel zu seufzen. Jürgen droht, mich nicht wieder mitzunehmen, weil mir das Leben schlecht bekäme, denn er schiebt meine Kopfschmerzen auf die trotz aller Sorgfalt zu schwere Diät; das ist eine schreckliche Vorstellung.

15. Oktober. Das Barometer steigt, die Sonne kommt vor und die See ist wieder ein wenig ruhiger. Vorhin trieb ein langer Mast vorbei. Jürgen erkannte ihn dann aber für den Balken einer Deckladung, auch einige Planken trieben vorüber. Hoffentlich ist das arme Schiff noch am Leben. Hätte uns dieses Wetter im Kanal überfallen, so hätten wir durch den Südweststurm an die Küste getrieben werden können, sagt Jürgen. Dieses letzte Ende durch Kanal und Nordsee ist das schlimmste von allem.

Eben sagt Jürgen zu dem kleinen Alex: „Nun, homo silvestris, wie geht's?“ Der Junge bedenkt sich und antwortet forsch: „Homo silvestris necesse est!“ Da es Latein war, so mußte es wohl „navigare necesse est“ sein!

28. Oktober. Hier sind wir im Kanal, in den wir vorgestern mit fliegendem Sturm und haushohen Wellen einjagten, und wir kreuzen nun mit widrigem Winde nach Fal-mouth auf. (Es gibt notabene sehr kleine Häuser und sehr

große Wellen.) Es ist eine Geduldsprobe, der Ordre so nahe zu sein, ohne sie erreichen zu können. Jedenfalls setze ich, sobald wir ihn wissen, den Bestimmungsort hierunter:

H a m b u r g !

Die Fahrt durch die Nordsee war noch unruhig genug, und fast wären wir so nah am Ziel noch gescheitert. Wir sahen eines Abends bei hoher See und unsichtigem Wetter ein festes Feuer, das wir für das Licht eines Fischerfahrzeuges hielten, als wir plötzlich eine Heultonnenpassierten und mit Schrecken gewahrten, daß wir uns in gefährlicher Nähe von Helgoland befanden. Es ist unbegreiflich, daß ein so wichtiges Feuer wie dieses, in diesem Klima und in diesem Fahrwasser, nicht ausreichend gekennzeichnet ist, um ein unverkennbares und sicheres Seezeichen zu sein, sondern so kümmerlich, daß es mit der Laterne eines Fischers verwechselt werden kann.

Ein kleiner Dampfer, der uns seit Stunden umtanzte und umwarb, wurde nun angenommen und so erreichten wir ohne Unfall glücklich den Hafen.

Letzte Fahrt.

Hamburg — Rangoon — Bassein — Rotterdam.

10. Januar — 17. November.

„Schwer entsagt das Aug' der offenen Ferne,
Schwer das Ohr dem Meereswellenschlage —
Unter kält're Sonnen, blass're Sterne
Folget mir, glücksel'ge Wandertage,
Und umklingt mich dort wie eine Sage.“ —

C. F. Meyer.

I.

Von Hamburg nach Rangoon.

10. Januar — 9. Mai.

10. Januar. Am dritten Tage nach der Abfahrt von Hamburg waren wir bei Goodwin Sands, sahen abends das Licht von South Sand Head, das rote Feuer der Varne und das Feuer bei Dungeness, weiter aber keine, so wenig sichtbar war die Luft. Wir „fühlten“ uns also aus dem Kanal, sind nun eben außerhalb und es fängt an zu wehen. Etwas Unbehaglicheres als den Anfang der Reise kann es nicht leicht geben. Die Dunkelheit und eingeschlossene Luft in der Kajüte, der kleine fürchterliche Ofen, der glüht, daß man vor Kohlendunst und Schwefelgeruch sich auf Deck flüchtet, wo Schnee, Regen, Salz und Schmutz alles mit einer Art Schlamm überzogen haben, die herumstehenden Sachen überall, dazu die neue Mannschaft, die neuen Taue, die steif und gefroren sind, und alles, alles so schwarz von Kohlenstaub, daß die Leute aussehen, als hätten sie schwarzwollene Handschuhe an. Es ist viel schlimmer in Hamburg als in London-Docks; dort ist wenigstens die Umgebung auch verrußt und alles in demselben grauen Ton, aber in

Hamburg, in dem neuen hellen weiten Hafen, begreift man gar nicht, wie das Schiff in einen solchen Zustand geraten kann.

Der neue Steward ist ein Kind von fünfzehn Jahren mit Namen Paul, der von seinem Dienst nicht mehr Ahnung hat als ein Lama und dem man alles beibringen muß. Natürlich war er in den ersten Tagen seekrank. Dafür ist der Koch ein guter Griff gewesen. Er scheint reinlich und gibt sich Mühe. Er ist Däne und spricht schlecht deutsch. Dänen sind geborene Seeleute, und da ihr kleines Land nicht Schiffe genug für ihre seefahrende Mannschaft hat, trifft man sie viel, besonders auf deutschen und englischen Schiffen. Auch wir haben diesmal mehrere Dänen und Schweden, einen kleinen Bayern und einen Sachsen aus Nordhausen, ein ganz kleines blondes Bürschchen, das die erste Reise macht; doch soll er bereits neunzehn Jahre alt und schon in einer Brauerei gewesen sein. Von der vorigen Mannschaft ist nur unser Heini als Leichtmatrose wieder mit. Der zweite Steuermann ist der Sohn von einem Kapitän, mit dem Jürgen als zweiter Steuermann gefahren ist, ein tüchtiger Seemann und lieber Mensch.

24. Januar. Sehr schweres Wetter. Jürgen zu dem kleinen Bayern, den er auf dem Hinterdeck trifft: „Was machst du denn hier?“ Der Junge auf Herrn Pauly zeigend, der sich eben den Südwestern unterm Kinn festbindet: „Ich hob ihm nur seine Sturmhaubn brocht.“ Die Seefahrt behagt ihm aber nicht: „Koine zehn Pferd bringen mich wieder aufs Schiff.“

7. Februar. Heute passieren wir wohl die Linie, ich zum neunzehnten Male. Nach der Loggberechnung glaubten wir gestern schon so weit zu sein, allein wir mußten Gegenstrom gehabt haben, denn wir waren drei Meilen nach Norden zurückgetrieben. Neptun war indessen für den Nachmittag bereits angesagt. Wir hatten fast Stille und eine Brathitze, 27° R. Ich war froh, daß die Leute auf diese Art einen freien Nachmittag bekamen und dachte, sie würden bis gegen Abend warten, aber nein, gegen $\frac{1}{3}$ Uhr erschienen Neptun und Amphitrite. Neptun, in meinem Smyrna-Bademantel mit langem Wergbart, dem Dreizack und einem gespießten fliegenden Fisch daran, sah merkwürdig klassisch aus. Amphitrite in Kleid, Rock und Hut von mir, in ein Moskitonetz drapiert, mit Werglocken vorn, machte sich sehr hübsch und weiblich; es war der blonde Schwede Anton. Dieses Mal hatten wir vier Täuflinge, denen sie übel mitspielten, besonders das Untertauchen in die Balje war fast

zu arg. Ich ließ sie mir nachher kommen und gab ihnen eine Schüssel mit Pfefferkuchen und Apfelsinen zum Trost. Und nun ging das Spielen und Musizieren an; man sollte denken, daß Leute, die den ganzen Vormittag in einer solchen Glut gearbeitet haben, froh sein müßten, sich hinzulegen und zu ruhen, aber weit gefehlt. Erst gab es „Schinkenklopfen“, ein feines Spiel. Der eine birgt seinen Kopf im Schoße eines zweiten und dann kommt einer nach dem andern und schlägt ihn aus Leibeskräften auf den Körperteil, den die gütige Natur hierzu mit weisem Vorbedacht bereitet hat, und der Geschlagene muß raten, wer es war, was man gewöhnlich an dem überunschuldigen und unbefangenen Ausdruck sehen kann, mit dem der Betreffende irgendwo anders hinblickt, als wüßte er von gar nichts. Nachdem sie sich so weidlich zerklopft hatten, wurde ein Seil gespannt und zwei setzten sich darauf und schlugen mit einem Kopfkissen aufeinander los. Natürlich verloren sie beide das Gleichgewicht und hingen nach unten, stießen sich und faßten sich und zogen sich, bald war der eine oben, bald der andere, bis sie sich endlich außer Atem und kochgar auf den Boden fallen ließen. Davon konnten sie gar nicht genug bekommen; dann „rief Lyäos zum Reigen“, wobei sich der Segelmacher auf der Pauke hervortat.

Abends kam etwas Brise und es war herrlich kühl. Der Orion steht gerade über uns, auch das Kreuz ist heraus und die übrigen südlichen Sternbilder.

Wir haben verschiedentlich Sorge gehabt mit dem zweiten Steuermann, dem schwarzen Huhn und einem Matrosen, der einen Karbunkel am Arm hatte und geschnitten werden mußte, ebenso das Huhn, das einen schlimmen Fuß hatte. Es ist noch eins von unsern alten guten Hühnern. Der zweite Steuermann glaubte, sich bei den eisigen Nachtwachen auf der Elbe erkältet zu haben; eines seiner Augen tat ihm sehr weh, tränkte beständig und er hatte immer das Gefühl, als wäre etwas darin, während doch nichts zu sehen war. Eines Tages hatte er im Raume den angehäuften Schmutz herauf schaffen lassen, es stürmte wie gewöhnlich und er bekam eine Ladung Kehricht ins Auge, natürlich in das kranke. Die Tränen stürzten nun in Strömen und siehe da! als das Auge sich davon erholt hatte, war es ganz gut und also doch etwas darin gewesen.

15. Februar. Heute erzählte Herr Pauly sehr ergötzlich, wie er sich eines Sonntags, noch auf dem „Mazatlan“, fast allein an Bord befand, als drei elegante junge Damen auf das Schiff zukamen. In der Vorstellung, sie wünschten es

zu besehen, ging er ihnen artig entgegen und fragte nach ihrem Begehre; zu seinem Erstaunen sagten sie, sie hätten gehört, es wäre unter der Mannschaft ein Graf und da sie noch nie einen solchen zu Gesicht bekommen hätten, so kämen sie, ihn in Augenschein zu nehmen. Herr Pauly fühlte sich nicht bemüßigt, die Honneurs des gräflichen Schiffsjungen zu machen und sagte ihnen, sie möchten sich nach vorn bemühen, da wäre er. Es dauerte eine gute Weile, bis die drei Gänschen zurückkamen und mißvergnügt bemerkten, dort hätte nur ein junger Mensch mit einem Besen gestanden; den Grafen hätten sie nicht gefunden. — Wir schaukeln im blauen Passat und sind schon aus der heißen Zone heraus. Es ist schwül, ich räumte heute morgen einen Koffereinsatz auf und sank dann erschöpft in meinen Stuhl auf Deck, wie aus dem Wasser gezogen von der kleinen Anstrengung. In diesen Tagen fand große Wäsche statt und ich hatte gehörig auszubessern, muß Jürgens Hemden weiter machen, habe mir eine leichte weiße Mütze fabriziert, meinen Strumpfbeutel leer gestopft und Jürgens wollenes Zeug in Ordnung gebracht; nun kommen seine weißen Hosen und Röcke an die Reihe und dann erst geht es an meine Sachen. „Was machen Sie nur eigentlich den ganzen Tag auf dem Schiff?“ —

26. Februar. Wir laufen auf Tristan d'Acunha zu. Es ist merklich kühler, das Sonnensegel abgenommen und es gießt. Heute sahen wir schon zwei Albatrosse, aber auf der ganzen Reise noch nicht einen einzigen Walfisch.

Die Apfelsinen halten sich vorzüglich. Eines Nachmittags fehlte mein einziges silbernes Messer. Ich hatte es bei Tisch noch gebraucht. Nach tagelangem Suchen fand es sich unter den Latten in der Lotsenkammer, auf denen die Koffer stehen, wohin es das diebische Kätzchen geschleppt hatte. Auch hinter dem Kasten unter der Koje hatte es sich eine kleine Räuberhöhle angelegt, wo neben zwei großen alten Knochen ein „silbernes“ hony soit qui mal y pense lag, das mir abhanden gekommen war.

28. Februar. Wir haben Kap Agulhas, d. h. die Länge des Kaps, passiert und sind seit gestern in der indischen Karte. Es ist kühl und feucht, weht seit einigen Tagen tüchtig und die See war so hoch, wie ich sie selten sah. Es war grausig, bald rechts, bald links, bald vorn den großen hohen grauen Hügel auflaufen zu sehen, oben dicht besetzt von weiß schäumenden Kämmen, die sich überstürzten. Vollends, wenn sie von hinten kommen und man die Wassermasse ganz nah aufsteigen und unaufhaltsam auf sich zuschwellen

sieht, kann einen wohl Angst und Grauen überkommen. Jürgen sagte, wenn solche Wellen in der Nordsee wären, wo sie sich nicht ausbreiten können, würde kein Schiff darin leben, hier ist das Wellental so breit, daß das Schiff hinabgleiten und sich wieder heben kann. Am Tage geht es noch, aber nachts ertrage ich den Anblick nicht lange.

Gestern abend schoß das Schiff durch die hohe Dünung, rechts und links leuchtete die milchweiße Schaumwelle, die entfernteren Kämme leuchteten auf der dunklen Masse, und plötzlich stürzte mit Getöse eine Schaummasse über und bedeckte das Deck mit tausend Funken und Sternen. Es standen dunkle Wolken am Himmel, dazwischen funkelten die Sterne, links unten der Orion und rechts oben gerade in einer Wolkenöffnung strahlte herrlich und tröstlich das Kreuz. Ich stand oben in der Tür, hielt es aber nicht lange aus, obwohl es schön war.

Wir hatten nicht viel Vögel, aber in den letzten Tagen kamen Albatrosse, Seeschwälbchen und Eisvögel. Die Leute fingen vier Albatrosse zum Abendbrot, wir bekamen Steaks davon, die sehr gut waren. Gleich darauf kam der Sturm.

16. März. Sturm und hohe See. Das Schiff rollte so schlimm, daß selbst Herr Pauly mehrere Nächte nicht schlafen konnte, und es war ein Getöse und ein Geklapper, ganz schauerhaft. Das Schiff ist zu steif, sie haben es wieder schlecht gestaut, die Ladung liegt zu tief, sagt Jürgen, und das Salz backt hart zusammen und liegt unten wie ein riesiges Plätteisen.

Gestern war es, gottlob, besser und heute ebenfalls; man lebt förmlich auf.

Mir geht es, wie Ihr seht, mit der Angst bei schwerem Sturm, wie den Menschen, die in einer von Erdbeben heimgesuchten Gegend leben. Die Länge trägt auch hier die Last. Ebenso muß man auch erst lernen, wann und wovor man sich zu fürchten hat. Auf meiner ersten, sehr stürmischen Reise nach England war ich vollkommen ruhig, weil ich meinte, es wäre ganz in der Ordnung, wie ein Würfel im Becher geschüttelt zu werden, im Indischen Ozean dagegen habe ich mich wochenlang vor Zyklonen geängstigt, die in der Gegend und zu der Jahreszeit, in der wir uns befanden, so gut wie gar nicht vorkommen. In London hatte man uns ein Doppelkissen aus Renntierhaar mitgegeben, das im Wasser besser noch als Kork tragen soll; ich habe es manches Mal daraufhin prüfend betrachtet und verstoßen die Knöpfe des Ueberzugs aufgemacht.

Schwerlich hätte ich in kritischen Augenblicken die Geistesgegenwart besessen, die manche andere Seemannsfrau gezeigt hat. So erzählte Herr Pauly, daß die Frau seines früheren Kapitäns, als sie bei ausgebrochenem Feuer meinte, man mache die Boote zurecht, um das Schiff zu verlassen, die Messingkapsel holte, die die Schiffspapiere enthält. Aehnliches berichtete Jürgens alter Freund Schulte von seiner Frau bei Gelegenheit eines Unfalls, in dem er als junger Kapitän sein erstes Schiff verlor. Das Wasser war ihnen durch langen Aufenthalt bei Kap Horn so knapp geworden, daß sie genötigt waren, die Falklandsinseln anzulaufen. Die See war stürmisch, die Luft neblig, und so geschah es, daß sie die Nähe des Landes nicht eher gewahr wurden, bis sie sich plötzlich mitten in der Brandung befanden und nur das nackte Leben retten konnten. Als die Boote niedergelassen wurden, erschien das arme Frauchen mit ihren liebsten Hochzeitsgeschenken im Arm und er mußte ihr sagen: „Nein, Kind, mitnehmen können wir nichts.“

Ein Schiff, das ein anderer von Jürgens Freunden führte, war so alt und morsch, daß auf der Rückreise beständig gepumpt werden mußte und schlechtes Wetter sie in die größte Gefahr brachte. Vor der Frau, die mit war, wurde der besorgliche Zustand des Schiffes nie erwähnt und sie blieb die ganze Reise über anscheinend in vollkommener Unbefangenheit; erst im Hafen gestand sie, alles ganz genau gewußt und nur nichts gesagt zu haben in der Sorge, ihr Mann möchte sie nicht wieder mitnehmen, wenn sie Angst und Unruhe verriete.

Ihr seht offenbar noch immer den Aufenthalt einer Frau an Bord für etwas Außergewöhnliches an, doch geschieht es viel öfter, als man binnenlands meint. Ich wenigstens habe viele Kapitäne gesprochen, die mir gesagt haben, in den ersten Jahren hätten sie auch die Frau mitgehabt, ihre Kinder wären auf See geboren und die Frau erst zurückgeblieben, als sie die Schule besuchen mußten.

Auf einem englischen Schiffe hatte der Kapitän nicht nur Frau und Kinder, sondern auch die Schwägerin mit. Ja, eine Gesellschaft in England macht es geradezu ihren Kapitänen zur Pflicht, sich, wenn irgend möglich, von der Frau begleiten zu lassen. Was sich dagegen sagen läßt, ist zu oft erörtert, um darauf zurückzukommen, nur der oft wiederholte Einwand, der Mann würde dadurch von seinem Geschäfte abgezogen, ist mir immer besonders ungereimt erschienen; wem würde wohl einfallen, beim Arzt, beim Rechtsgelehrten oder Baumeister in der Frau ein Hindernis des Be-

rufes zu erblicken? Leider verfehlte ich die Bekanntschaft einer seefahrenden Dame, die seit dreiundvierzig Jahren ihren Mann auf seinen Fahrten zwischen Stettin und Rotterdam begleitet. Diese kann ich selbst nicht genug bewundern und bedauern. Von den Freuden der Seefahrt kann sie wenig gehabt und eigentlich nur ihre Schattenseiten kennen gelernt haben. Wer aus dem freien, weiten Ozean kommt, scheut sich vor den engen heimischen Meeren mit ihren nahen Ufern, ihrem Nebel, der Gefahr der Zusammenstöße, den Unbilden des Klimas.

Diese Dame ist denn auch ganz Seemann geworden, erzählte man uns; keine Fracht dürfe ohne sie abgeschlossen werden, und wenn bei schlechtem Wetter der Kapitän mit seinem Podagra in der Koje liegt, nimmt sie selbst das Kommando an Deck.

Allen Respekt!

17. März. Jürgen fütterte die Albatrosse mit Stücken Speck. Der Flug dieser großen Vögel ist aber so wuchtig, daß sie im Schwunge nicht anhalten können, sondern erst engere und engere Kreise ziehen müssen, und ehe sie endlich hinunterschließen, stößt oft irgend ein kleinerer Vogel auf den guten Bissen und verschlingt ihn vor ihren Augen und Schnäbeln. Ein kleiner, schwarzer Vogel würgte fast alles herunter, nach dem Prinzip der englischen Jungen: „better to burst, than to give in“^{*)}.

Die Leute fingen einen großen, weißen Albatros, doch war er ertrunken, ehe sie ihn aufziehen konnten, denn sie schleppten ihn an der Leine durch das Wasser, und der Köder sperrte ihm den Schnabel auf. Der Segelmacher wollte ihn ausstopfen und zog ihn sehr geschickt ganz aus der Haut, tat aber doch zuletzt einen Fehlschnitt, der ihn verdarb. Es war ein wundervolles, dichtes, weißes Schwanenhemd, ganz in einem Stück.

Heute nachmittag auf Deck fiel mir eine sonderbare, eckige Lücke in den Wolken am Horizont auf, als ich gewohntermaßen nach Walfischen aussah. Da nach einiger Zeit der weiße Würfel unverändert blieb, wurde ich stutzig, holte den Gucker und richtig, es war ein Eisberg, der erste, den ich sah und der erste, den sogar Jürgen auf seinen indischen Reisen zu Gesicht bekam. Er muß riesig gewesen sein. Jürgen schätzte die Entfernung auf etwa dreizehn Meilen und seine Länge auf etwa eine Meile; er mußte viel höher sein,

*) „eher platzen, als nachlassen“.

als das Schiff. Durch das Glas sah man ihn deutlich; erst nach einigen Stunden hatten wir ihn passiert.

18. März. Das Schiff rollt noch ab und zu unangenehm genug, im ganzen ist es aber ruhiger und die See weniger hoch. Ich kann Euch nicht eindringlich genug erklären, daß hohe See im Ozean nicht Wellen gleicht, wie sie als Mäander auf Zeichnungen dargestellt werden, sondern daß es breite anschwellende Hügel sind, auf denen Wellen übereinander steigen und sich in breiteren oder schmälere Kämme überschlagen.

2. April. Ich bin auf dieser Reise wie „Abner, der Jude, der nichts gesehen hat“. Wir gingen diesmal zwischen den Inseln St. Paul und Amsterdam durch und beide hätten in Sicht sein müssen, denn sie können einander sehen, aber die Luft war diesig, und obwohl wir den ganzen Tag aus Leibeskräften spähten, bis man die Augen vor Blendung kaum aufhalten konnte und trotzdem nachts der hellste Mondschein war, wurden sie nicht erblickt. St. Paul ist klein, nur 400 Fuß hoch; aber Amsterdam hat 2700 Fuß Höhe.

Wir haben jetzt wieder feuchte Hitze, + 18° und leider beinahe Stille. Die See ist blau, und man sieht sie liegen, „wie einen ausgegoss'nen Schild.“

Großer Schrecken. Der kleine Walter klagt über Wanzen, und Wanzen auf einem Schiff sind unausrottbar, wenn sie erst überhand nehmen. Das ganze Logis der Leute wurde daher ausgeräumt, geschrappt, gewaschen, gebrüht, frisch gestrichen, und da sich dabei nicht der Schatten einer Wanze zeigte, so meint Jürgen, es würden wohl ein Paar der kleinen braunen Schaben in der Wärme wieder aufgelebt sein und der Junge sie für Wanzen angesehen haben. Nach zwei Tagen heftiger Reinlichkeit sinkt der „Regulus“ in den gewohnten Frieden zurück.

8. April. Stille; ich sitze auf Deck neben den Segelmachern und schreibe mit der Reisefeder. Wir warten brummend auf den Passat.

15. April. Gründonnerstag. Wir warten noch immer und brummen immer stärker. Stille und kleine Brise aus allen Himmelsgegenden, außer der rechten; dabei sinkt das Barometer beständig und steigt nur wenig, um dann tiefer zu sinken als vorher. Ein paar Mal sind schon die Royals festgemacht und die Bramsegel fortgenommen; die See lief einmal von allen Seiten auf, und die Wolken jagten in Lagen von verschiedenen Richtungen aneinander vorüber. 26° R. Die Katze und ich waren ganz matt und gewitterschwer; es

verzog sich aber und heute ist blaue See und eine nette Brise, aber aus Nordost. Die Erde dreht sich doch wie gewöhnlich, wo bleibt also der Passat?! Herr Pauly spricht schon von einem neuen Ausbruch des Krakatoa, um die atmosphärischen Störungen zu erklären. Gestern ließ sich ein großer Hai sehen; die Leute versuchten stundenlang, ihn mit Speck zu fangen, endlich biß er, aber die Angel riß aus und er verschwand nach dieser Lektion.

Vier Schiffe in Sicht, aber Entgegenkommer; sie suchen wohl alle den Passat, sonst würden sie nicht so weit aus ihrem Kurs gehen.

2. März. Ihr erinnert Euch, daß der Steward ein halbes Kind ist und keinen Schimmer von seiner Arbeit hatte; in diese hat er sich jetzt etwas gefunden. Daß die Reinlichkeit ihm noch sehr ungewohnt war und er immer wieder die Schmutzweimer stehen, Reste in allen Ecken ließ u. dergl. ist von einem Jungen nicht zu verwundern, hat man doch mit manchem Mädchen seine Not, aber neulich kam der Steuermann in den Schrank des Stewards und fand dort allerhand Konservendbüchsen, zum Teil halb ausgegessen und verdorben; von den Frucht Dosen waren überhaupt keine mehr da, so arg hat er gehaust. Natürlich bekam er, was sich gebührt. Es ist wirklich schon schlimm genug, eine ganz unzuverlässige und unzureichende Bedienung zu haben, und nun ist der Schlingel noch dazu ein Dieb, denn es fehlt auch anderes. Gewiß hat er schon allerhand auf der Zeche und man hat ihn zur See geschickt, weil man sonst nichts mit ihm anzufangen wußte. Es ist ein hübscher Junge mit weichen Zügen, aber Schläge muß er sehr gewöhnt sein. Der zweite Steuermann klagt, daß er sich mit dem größten Gleichmut prügeln läßt, sich schüttelt wie ein Pudel und alles genau ebenso macht wie zuvor.

Anstatt des Passats haben wir Stillte gehabt. Jetzt quälen wir uns mit ganz wenig Brise an Sumatra entlang. Heute nacht wachte ich mit der Vorstellung von Parma-Veilchen auf, und als ich zum Bewußtsein kam, strömte eben wieder ein würziger Lufthauch durch das Fensterchen. Es ist furchtbar heiß, 24 ° R., sowohl Wasser wie Luft, und dazu feuchte Hitze.

8. Mai. Ohne Passat gefunden zu haben, erreichen wir endlich Atchin Head und sehen die kleinen Inseln liegen, durch die man in die Bucht von Martaban einläuft. Während ich sie ansah, summte ich unbewußt vor mich hin, und als ich mich besann, war es:

„Flieget den hellen
Inseln entgegen!“

aber aus dem Radziwill'schen, nicht dem Lassen'schen Faust! — Dann sahen wir noch Barren Island und Narcondam von weitem und kamen endlich heute nacht bis China Bakeer, wo ein Leuchtturm steht und wir Anker warfen. Regen und Gewitter haben wir unablässig gehabt, und ich freute mich, daß nach dem „Mango - Schauer“ (dem ersten Regen) alles frisch und die erste Glut vorüber sein würde, wenn wir an Land kämen. Der Lotse, der heute an Bord kam, sagte jedoch, sie hätten in Rangoon eine Hitze wie noch nie und so gut wie noch gar keinen Regen gehabt; es wäre schrecklich.

Ich hoffte, am nächsten Morgen in Rangoon zu sein, überzog alle Kissen frisch, zog reine Vorhänge vor Spiegel und Fenster, legte Jürgens Anzug zurecht, damit er an Land könnte, schrieb die Wäsche für den Dobi auf usw., aber der Dampfer bleibt aus, der uns schleppen soll.

Endlich, Sonntag, 9. Mai, um 5 Uhr waren wir unterwegs; der Morgen war kühl und die Einfahrt schön, und so haben wir unser Ziel nun glücklich erreicht.

II.

Rangoon.

9. Mai — 29. Mai.

Rangoon, 13. Mai. Eben kommen wir aus dem Rangoon-Jail. Gefängnisse anzusehen gehört nicht zu meinen Liebhabereien, wir kamen auch ganz zufällig dazu. Von Zeit zu Zeit nämlich besucht uns ein kleiner dünner Schiffsmissionar, der kein Deutsch versteht und seine Energie deshalb auf Jürgen und mich beschränken muß, die darin besteht, daß er morgens kommt, sich hinsetzt, mit uns frühstückt und dann, mit Hinterlassung einiger christlicher Blätter, nach seinem Sonnenhut greift. Dieser wollte uns eine Güte antun und erbot sich, uns das Gefängnis zu zeigen, wozu man einen Paß haben und beim Fortgehen seinen Namen zeichnen muß. Weder Jürgen noch ich hatten eigentlich Lust, indessen wollten wir es ihm nicht abschlagen und unserer Bildung diese Begriffserweiterung zukommen lassen. Um dreiviertel auf zwei in brennender Sonne waren wir am Anlegeplatz. Unser Missionar stand schon da, wir nahmen ein Gherry mit einem wilden Schimmelpony, das uns mit Windeseile bis vor das Gefängnis brachte. Die hohe äußere Mauer ist

blaugrau gestrichen und darauf liegen, statt der bei uns üblichen Glasscherben und eisernen Zacken, lose aufeinander gesetzte Ziegel, so daß sie bei der Berührung fallen müssen. Wir wurden durch mehrere Gebäude geführt, die alle mit kleinen Höfen und Gängen voneinander getrennt sind, jede Tür fest verschlossen, die Gebäude alle in Pfahlwerk und durchsichtig, nur die Zellen für die Nacht in festen, und zwar sehr festen Mauern. An die Kasernenhaftigkeit unserer Gefängnisse gewöhnt, machten uns diese offenen Hallen, die mit Gewächsen und Bäumen bestandenen Plätze erst keinen traurigen Eindruck; die Gefangenen hatten zum Teil weiße spitze Mützen als Zeichen, daß sie sich gut geführt hätten, noch besseres Betragen wurde durch blaue Kappen ausgezeichnet und die allerbesten trugen einen blauen Turban. Die meisten sahen wohlgenährt und gut aus. Einige aber zeigten verbissene, hoffnungslose Gesichter. Jeder hatte einen weiten Ring am Fuß und einen anderen um den Hals mit einer Blechmarke, auf der seine Nummer, Dauer der Strafzeit und Verbrechen stand. In einem Saal wurden Degen für Soldaten und Polizisten geschmiedet. Einige Klängen mit feinen Arabesken und kleinen Elefanten in Silber eingelegt, ließen in Jürgens Brust eine ungestillte Sehnsucht zurück. Druckerei, Schriftgießerei, Sattler-, Schneider-, Schmiede-, und Drechslerwerkstatt sahen wir in Betrieb, wobei anstatt des Dampfes eine Tretmühle als hard labour*) in Tätigkeit war. Wir sahen auch Kokosfaser bearbeiten; fünf Kokosnußschalen den Tag hat der Mann in sechzehn Teile zu teilen und mit einem Hammer die Fasern breit zu schlagen, andere klopfen und zupfen sie. In zwei Sälen wurden die schönen birmanischen Korbflechteereien und Holzschnitzereien gemacht, und ein junger Mann mit unschuldigem Gesicht und weichen Zügen saß da und entwarf Zeichnungen in den schönsten Mustern, Götterbilder und Arabesken, zu Möbeln und Schmuckstücken, wirklich künstlerisch; Jürgen fragte, was er verbrochen hätte. „Show me your badge“,**) sagte der Beamte, der uns führte, er war wegen „Dacoity“ zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt!***) Also wegen Räuberei und Mord, „grausem Mord

*) Zwangsarbeit.

**) Zeige Deine Marke.

***) Die Dakoits waren einheimische Truppen des Königs Theebaw, die dieser bei seiner Thronsetzung einfach entließ und die sich als Räuberbanden über das Land ergossen und schrecklich hausten. Der Vorgang wird gewöhnlich als der Dakoit-Aufstand bezeichnet, was er streng genommen nicht ist.

im fürchterlichsten Grad!“ — Schrecklich waren uns zwei Verbrecher, die stumpf in ihren Käfigen lagen und gehängt werden sollten, — wir können den Eindruck noch gar nicht verwinden. 2573 Männer, meistens Birmanen, sind dort und 23 Frauen, die in einer hohen luftigen Halle Kokosfaser klopfen und zupften; unter ihnen ein niedliches Mädchen von vierzehn Jahren, lebenslänglich verurteilt, weil sie zwei Kinder ertränkt hatte; man hatte aber nachträglich Zweifel bekommen, ob es mit Vorbedacht geschehen wäre, hatte den Fall nochmals untersucht und sie auf ein Jahr herabgesetzt. Die Frauen sahen traurig und beschämt aus, das Mädchen sah gar nicht auf, ebenso wenig eine junge Frau, die ein mageres weinerliches Kindchen vor sich hielt, das stehen konnte, aber jämmerlich aussah; ich faßte sein Händchen, sprach mit ihm und bedauerte es, so daß sie wohl am Ton hören und mir ansehen konnte, daß es mich jammerte; sie sah nicht auf, aber Tränen rannen ihr über die Wangen. Ein anderes Kind schlief im Schoß seiner Mutter, während sie arbeitete.

Ich konnte diese Eindrücke gar nicht aus den Gedanken bringen und war froh, als wir wieder ins Freie kamen. Wenn man denkt, wie ungen der Birmane überhaupt arbeitet, so erscheint die Zwangsarbeit doppelt schlimm, sonst sollte man denken, wenigstens diejenigen, welche die schönen Schnitzereien machen, hätten es eigentlich noch tröstlich.

Nicht weit von uns liegt die „India“ aus Bremen, Kapitän G., ein sehr netter Schleswiger, der uns Besuch machte. Dann kam die „Bille“, aus Hamburg natürlich, die im November ausgegangen war, und über deren Ausbleiben man sich schon gesorgt hatte. Sie ist aber in einem jämmerlichen Zustand; wir hatten bei St. Paul und Amsterdam schlimmes Wetter, tiefen Barometerstand und See von allen Seiten, machten immer wieder Segel fest, kamen aber schließlich ohne Sturm davon. Es scheint nun, daß die arme „Bille“ den Orkan gehabt hat, dem wir entgangen sind. Sie hat ihren Klüverbaum und die Stengen des Fockmastes eingebüßt, das Tauwerk kappen müssen und sich so im Meerbusen von Bengalen gegen widrigen Wind hin und her gequält, bis sie endlich ankam und nun traurig anzusehen ist. Es ist des jungen Kapitäns erste Reise; er kam eines Abends und erzählte Jürgen all sein Unglück und erbat sich guten Rat, um seine Verluste möglichst einzuschränken. —

Uns ist es hier heimatlich, wir haben alle unsere alten Bekannten wieder; der kleine Italiener Martino, genannt Pipo, ist wieder Stauer, von den Kulis erkennen wir eine

Menge, der „Mistri“ kauert wieder auf dem Geländer und hängt seinen gelben Turban wie voriges Jahr auf den Pfeiler, der junge Sampanmann Abdul stellte sich ein, doch wäre er fast um seinen Posten gekommen, da er um zehn, als wir an Land wollten, nicht da war. Wir nahmen nun einen andern und trafen ihn unterwegs; Jürgen, ärgerlich, rief ihm zu, er brauchte überhaupt nicht wieder zu kommen. Als wir nun ausstiegen, trat Abdul heran, zog sein Beutelchen und bezahlte schweigend unseren Sampan; das rührte Jürgen, und es wurde nichts weiter darüber gesagt. Gestern, zu unserer großen Bestürzung, brach einer der Leute Blut, hatte heftige Schmerzen im Magen, Stiche in der Brust und Fieber. Die Doktorflagge wurde aufgezo-gen, aber der Doktor kam nicht, und ich lag die halbe Nacht und ängstigte mich, denn es geht eine böartige Ruhr herum. Heute früh war der Mann besser und der Doktor sagte, es sei Rheumatismus und er habe sich dazu den Magen verdorben, denn die Leute essen trotz aller Warnung Früchte in Mengen, besonders die Jungen. Die meisten haben Wunden und Geschwüre, die daher rühren, daß sie Moskitostiche aufkratzen und Salz in die offene Wunde kommt. Die Moskitos und Fliegen sind seit einigen Tagen unausstehlich, das bestellte Netz war zu knapp, so daß die Moskitos gemütlich von den Seiten hereinkamen. Der Schneider, nach vielem Mahnen, kommt endlich gestern mit zwei kurzen, schmalen Bahnen, während ich zwei lange, breite bestellt hatte und bringt sich, um die Naht zu nähen, einen Kuli mit. Ich ließ die zwei schmalen aneinander setzen und sagte, er solle schleunigst die andere Seite auch besorgen, aber noch hat er sie nicht gebracht und erholt sich erst von der Anstrengung, die letzte Naht nähen zu sehen. Es ist drückend heiß in unserer Kammer, Jürgen geht nachts hinauf und legt sich in seinen Stuhl, und wenn er sich keinen Rheumatismus, keinen Katarrh oder sonst etwas holt, will ich froh sein.

14. Mai. Unser Schicksal ist besiegelt, wir versiegeln nach Bassein, geben dort den Rest von unserem Salz ab und gehen dann mit Reis nach Haus.

Um Euch nun zu erzählen, „wat bi 'ner Aukschon rute kommen kann“, muß ich voranschicken, daß hier alle Monate eine Auktion von japanischen und chinesischen Sachen stattfindet, die hierher geschickt und von Händlern und Liebhabern aufgekauft werden. Der Doktor hatte uns einen Katalog gebracht, wir gingen hin und besahen die zum Teil sehr schönen Sachen, u. a. stand dort ein geschnitzter Schrank mit eingelassenen Abend- und Nachtlandschaften, auf

schwarzes Glas wundervoll gemalt, die Baumstämme und Häuser pastos aufgelegt; der Fusi-yama im Mondschein, ganz reizend. Ich fragte einen der Herren, für wieviel wohl ein solcher Schrank fortginge? Etwa 100 Rupien würde er wohl kosten, sagte dieser; er hat dann zweihundert gebracht.

Das war natürlich außer Frage, indessen war anderes vielleicht erreichbar. Am Tage der Auktion war ich früh auf, Jürgen aber hatte noch mit jemandem zu verhandeln und so wurde es gegen neun, als wir endlich aufbrachen und zu den Eisenwerken der Dampfschiffsgesellschaft fuhren, wo Jürgen erst etwas für das Schiff bestellen wollte. Er mußte ziemlich lange warten, und ich saß inzwischen unter dem großen Baum am Wasser. Endlich kam Jürgen, wir fuhren an Land und er ging noch in das Geschäft von Ten Tchaik; für die Vormittagsauktion war es nun zu spät und wir gingen zu Evershed, wo wir Kapitän G. trafen, mit dem Jürgen eine Partie Billard spielte. „Ihr Mann spielt wie ein junger Gott“, war mir freilich angenehm zu hören, aber die Partie dauerte weit über die Frühstücksstunde. Nachdem G. gesiegt hatte, Tiffin gegessen, der Kaffee genommen und die Nachtschizigarre geraucht war, fuhren wir endlich wirklich in die Auktion, die natürlich eben glücklich beendet war. Unter den Käufern, die umherstanden, war der japanische Händler Immam Raleigh, der uns mit Gewalt einem dicken Herrn vorstellte, von dem er versicherte, es wäre ein Deutscher. Jürgen und der Herr besahen und erinnerten sich und machten ihre Frauen miteinander bekannt. Die Deutsche, eine hübsche, junge Frau, die eben Tassen und Vasen in Körbe packte, schien erfreut, Landsleute zu sehen, und der Herr bat lebhaft, wir sollten sie in ihrem „place“*) besuchen. „Ja, gewiß, mit Vergnügen!“ Aber wann?! — Ich hätte gern Zeit gewonnen und über die Bekanntschaft erst Genaueres erfahren, indessen fehlte mir jede Ausflucht. Zehn Minuten, nachdem wir die Leute ins Auge gefaßt hatten, saß ich neben der jungen Frau im Gherry, Jürgen mit dem Mann in seinem Tomtom und fort ging's, „hast du nicht gesehen“. Die Fahrt war endlos, ich glaube anderthalb Stunden immer im Trab, aber geradezu herrlich; keine Ahnung hatte ich gehabt, daß Rangoon so lang und schön wäre.

Vom Schiff aus gesehen, liegt hinter der Stadt ein großer, dichter Wald. Durch diesen ging es und darin lag versteckt ein ganzer Stadtteil von Eingeborenen mit regem

*) Wohnplatz.

Verkehr und reicher Industrie; vor einem Hause standen z. B. große goldene Buddhas zum Verkauf, daneben ebensolche aus Ton, die noch nicht bemalt waren.

Die herrlichsten Bäume, Bambusgebüsche, 40—50 Fuß hoch, duftende Bäume und Sträucher, üppiges Gras, Palmen an jedem Haus; es war eine ganz wundervolle Fahrt. Währenddessen suchte ich mich zu orientieren und fand bald heraus, daß der Mann der Ingenieur einer amerikanischen Reismühle war. Sieben Jahre hatte er sie für ein deutsches Haus verwaltet und war mit derselben an die neue Firma übergegangen; die Frau war ihm gestorben, er war dann nach Quedlinburg zu seinen Eltern gereist, hatte seinen Kleinen bei ihnen gelassen und die Kränzchen-Freundin seiner ersten Frau geheiratet. Wir mußten über den Fluß, denn auf der Dallaseite lag die Reismühle und die Wohnung, ein kleines, sehr einfaches Haus, aber behaglich und geräumig genug für zwei Leute.

Die Frau kocht selbst, denn der Boy hatte sie bestohlen und war so unordentlich gewesen, daß sie sagte, sie hätte die halbe Mühe, seit er fort wäre.

Den kleinen Garten hatte Herr Schuck selbst angelegt, und etwas Weltabgeschiedeneres, als dieses kleine Heimwesen unter den Palmen am Strom, kann man sich nicht denken. Mir wurden einige noch junge Mahagonibäume gezeigt, die mit ihren hellgrünen Blättern der Akazie gleichen. Man fängt jetzt erst an, sie hier einzuführen. Sehr merkwürdig waren uns Nester von Webevögeln, die an den Palmen und Bananenbüschen hingen, und Herr und Frau Schuck erzählten uns, sie wären so allerliebste zu beobachten, daß sie sie nicht verjagten, obwohl sie die Palmen verdürben, denn sie wöben das Nest gleich aus den Fasern des Zweiges, an dem es hänge, und wirklich waren die Blätter ganz ausgefranst. Dabei wären sie diebisch, und wenn sich ein Pärchen einen recht langen schönen Faden ausgezogen hätte und verlasse das Nest nur auf einen Augenblick, so kämen die Nachbarn, stahlen den Faden und webten ihn hurtig in ihr eigenes Nest.

In der Hecke hatten sie Schneidervogelchen, noch kleiner als Goldhähnchen, mit dünnen Schnäbelchen, grau und braun gezeichnet, die an zwei Blattstielen reizende, nur zolllange Nestchen bauen. Dann zeigten sie uns eine ganz in einem Stück abgestreifte zarte Schlangenhaut von etwa sechs Fuß Länge, die sie im Garten gefunden hatten, erzählten, im Garten und Haus hätten sie viele Schlangen ge-

tötet, was ihrer Mutter in Quedlinburg Entsetzen eingeflößt hätte. Schlimmer als die Schlangen erschienen mir die großen Schaben, die in Massen von der Mühle herüberkommen, wo sie wimmeln und nachts nach dem Licht fliegen; jetzt waren „keine da“, aber ich sah verschiedene laufen, und als mich Frau Schuck in ihr Schlafzimmer führte, ging sie voran und stampfte mit dem Fuß, um sie zu verscheuchen, und doch sah ich sie noch in den Ecken sitzen.

Sie behielten uns freundlich zum Abendbrot, gaben mir noch ein Körbchen mit frischen Eiern mit und versprachen uns ihren Besuch zu Sonntag, was uns lieb war, denn dann ist Ruhe auf dem Schiff und auch der preventing officer ist an Land.

25. Mai. Auf Sonntag hatten sich ebenfalls zwei Kaufleute zu Schinken und Schwarzbrot angesagt, kamen auch um neun, nachdem sie Rad gefahren waren, und brachten einen gesunden jugendlichen Appetit mit. Als ich den einen nötigte, das letzte Stück Schinken zu nehmen, sagte ihm sein Gefährte: „Bitten Sie doch um ein Stück Papier und wickeln es ein!“ Schwarzbrot und Schinken ist hier als etwas Seltenes und Heimatliches sehr beliebt.

Dann kam Herr Eisenhardt, den Jürgen von früher her kannte, ein zäher, magerer, wetterharter Mann, der ein abenteuerreiches Leben hinter sich hat und jetzt ein Stelle bei einer Reisfirma bekleidet. Er hat lange Jahre weit den Fluß hinauf im Jungle gelebt, der einzige Weiße, und für eine Gesellschaft Teakholz hauen lassen. Die große Schwierigkeit dort war die Beschaffung von Arbeitskräften, denn die Einwohner, mit dem Wenigen, das sie zum Leben brauchen, reichlich versehen, hatten nicht den geringsten Grund, sich anzustrengen. Es galt daher zunächst, Bedürfnisse bei ihnen wachzurufen, und das erreichte er dadurch, daß er einigen Frauen roten Kattun und, was sie sehr zu schätzen wußten, Nadel und Faden schenkte. Da nun die anderen Frauen das auch gern gehabt hätten, so mußten sich die Männer zur Arbeit bequemen und erhielten dafür am Abend ein Stück Kattun, eine Nadel oder was ihnen sonst begehrenswert schien. So hat er Jahre lang in der Einsamkeit gelebt und ist daneben ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Er beschenkte uns mit allerhand erfreulichen Dingen, wie Bärenklauen, einem Lederriemen mit Zaubersprüchen, der kugelfest macht, usw., auch brachte er Jürgen Geweihe von dem birmanischen Hirsch, der von Anfang an Sechsender ist und alle Jahre das Geweih abwirft, worauf es größer und schwerer nachwächst.

Ich hatte am Sonntag alles für die Gäste so nett gemacht, wie ich konnte, denn auf der Reede ist alles etwas umständlich zu beschaffen. Bier, Wein und Limonade lag auf Eis; allein das deutsche Ehepaar blieb aus; weshalb, haben wir nie erfahren.

Gestern nahmen wir noch von der großen Pagode Abschied. Sie war so schön wie je, und wir kauften zwei kleine geschnitzte Zebus zum Andenken. Dann ging es zu Immam Raleigh, wo wir nicht fanden, was wir wollten, und eine kleine Vase, die mir gefiel, von vier Rupien auf sieben gestiegen war, seit ich sie gestern sah. Bei Klier, dem deutschen Photographen, suchten wir uns einige Ansichten von Rangoon aus, und als wir dort saßen und in wundervolle Ansichten von Mandalay vertieft waren, erschien eine chinesische Familie, um sich als Gruppe photographieren zu lassen. Der Großpapa Chinese, ein sehr nett und fein aussehender älterer Herr, kam mit Jürgen ins Gespräch, die Damen zogen sich in das anstoßende Kabinett zurück, um ihre Toilette zu ordnen, und da die Tür halb offen war, so drang ich unter dem Vorwand, das Baby zu bewundern, mit hinein. Der Vater, ein junger Chinese, hielt es und sagte, es sei 2 Monate 10 Tage alt; es war wirklich niedlich, aber ganz reizend das ältere Kind in kleinen gestickten Schuhen mit erhabenen Blumen, blauseidenen Höschen, buntem goldbesetzten Jäckchen, goldenen Arm- und Fußringen und einem netten, kleinen Zopf. Höchst amüsant waren die Frauen, die einfach in schwarztaftnen Jacken ankamen und von denen die jüngeren unter Kichern und Lachen sich in wahrhaft prachtvolle Hosen, Röcke und Jacken aus schwerer, goldbesetzter Seide warfen. Die älteren Damen behielten ihre schwarzen Anzüge bei; die eine trug einen Diamanten im Ring, der haselnußgroß war. Sie waren sehr liebenswürdig gegen mich und wir unterhielten uns, „jedes in seiner Sprache“, der Großvater aber war des Englischen mächtig und erzählte Jürgen, ein alter Chinese, fünfundsebzig Jahre alt, wäre jetzt in Europa gewesen, „see Bismarck“. — Jürgen sagte: „Wohl Li-Hung-Tschang?“ — „Jawohl, der wäre es!“ sehr erfreut; dann, ob wir Kinder hätten? Nein. — Schade, daß Jürgen nicht noch eine Frau nehmen könnte! Er selbst hätte auch nur eine, mehrere zankten sich so leicht. Kleine Füße kämen aus der Mode; seine Damen hätten keine.

25. Mai. Laut Verabredung fuhr ich heute mit dem zweiten Steuermann an Land zum Doktor, da sich die eine Tochter erboten hatte, mich in den Bazar zu begleiten, wo

ich allerhand einzukaufen wünschte und mich die landesüblichen Sachen immer aufs neue anziehen.

Solch eine Menge bunter Lungis (die Zeuge, die man als Rock trägt) und Kopftücher in durchsichtigen Stoffen und den verführerischsten Farben hingen an den Wänden, gemachte Blumen, Schalen und Töpfe aus Bronze standen da, so viele Früchte — genug, alles ist auf dem Bazar, was der Mensch hier braucht, und da immer alles Gleiche beieinander liegt, so ist der scheinbare Ueberfluß ganz überwältigend. Es war, ehe ich's vergesse, der Königin Geburtstag; die Schiffe hatten geflaggt und die Leute ergingen sich in den frischesten Gewändern; einen ganz kleinen, nackten, braunen Jungen sah ich mit einem Arm voll glühend roter Blumen laufen, der Flame of the Forest, die jetzt üppig blüht, es stand ihm reizend.

Jürgen hatte mich gewarnt, nicht zu viel auszugeben, und ich tat mein Möglichstes, aber birmanische Jäckchen, einen Sarong mit dem Hundezahnmuster, Puppen, Töpfe und dergleichen wollte ich doch haben, und als später Jürgen nach Hause kam, brachte er mir als seine Ersparnis ein Paar große wundervolle Vasen und ein Service kleiner reizender Tassen mit Zubehör als Geschenk von dem Besitzer eines chinesischen Ladens, seinem alten Freunde Hip-Long, der es ihm gab, als Jürgen von ihm Abschied nahm und ihm sagte, er käme niemals wieder!

Es ist Abend, die Sonne sinkt hinter dem Strom und alles steht auf Goldgrund; der Fluß ist stahlblau und golden, darauf gleiten und liegen die Boote, der Himmel steht in weichfarbigen Wolken, vom Ufer tönt das Rufen spielender Kinder; gegenüber zeichnet sich ein mächtiges Segelschiff mit seinen Masten, Rahen und Tauwerk gegen den Himmel ab, dahinter, leicht im Nebel, steht die große Pagode auf ihrem grünen Hügel und die goldene Krone glänzt in der Sonne, über die Dächer heben die Palmen ihre leichten Wipfel — und nun kommen die kleinen Fledermäuse und fliegen in Scharen um das Schiff. Von den Leichtern und vor den Hütten steigt der blaue Rauch vom Abendreis, mit Taktgesang und Ruderschlägen kommen Paddyboote mit der Flut herunter und die zerschlitzten Segel runden sich in der leichten Brise.

Kommen wir nach dem Abendbrot wieder hinauf, so glänzen Reihen von Lichtern am Strande und dann singen und spielen die Leute. — Der Abendfriede ist schön auf dem Strom.

26. Mai. Wir wollten, oder vielmehr Jürgen wollte Herrn Eisenhardt aufsuchen, der weit von hier in der Vorstadt Posoundong wohnt und, um noch etwas von Land und Leuten zu sehen, fuhr ich mit. Es war schon furchtbar heiß, als wir über den Fluß setzten; wir trafen ein gutes Gherry mit einem besonders empfindlichen Pferd, das die Fliegen sehr unruhig machten, so daß der Syce einen Kuli mit hatte, der das Pferd halten und die Fliegen scheuchen mußte. Der Weg führte durch eine mir noch unbekannte Gegend der Stadt; überall im Bau begriffene Gebäude und dazwischen Holzhütten; dann kam der Fluß, auch eine der Mündungen des Rangoon River; dort lagen ebenfalls Reismühlen, so weit das Auge sah, am Ufer entlang, Reisfelder, die jetzt noch grün sind, mit weidenden Rindern bedeckt; der Fluß war belebt mit Reisbooten und kleinen Dampfern, eine ganz neue, abgelegene Welt. Wir fuhren hin und her; kein Weißer war zu sehen, den man hätte nach dem Wege fragen können; endlich trat aus einer Gruppe ein Birmane, der englisch sprach und der einem Sampan Bescheid sagte, in den wir nun stiegen und ziemlich weit mit der Flut an eine Reismühle fuhren, die sich als die richtige herausstellte.

Jürgen sprang aus dem Sampan und ging hinauf, dann kam Eisenhardt selbst, um mich abzuholen. Man legte ein langes Brett die morastige Böschung hinunter, wobei die Kulis bei jedem Schritt bis über die Knöchel einsanken. Zwischen Eingeborenenhütten, sozusagen mitten im Sumpf, stand ein kleines Haus mit Wellblechdach, die Wände aus Matten, durch die jeder Luftzug strich, innen war daher alles verstaubt.

Ich merkte gleich, daß Herr Eisenhardt durch unseren Besuch sehr betroffen war; er stellte uns seine Frau vor, Halbblut, schon ältlich, mit hellen Augen, sehr kleiner Nase und großem Munde, die über ein etwas lange getragenes weißes Kleid eine reine Jacke gezogen hatte. Nach einiger Zeit erschien die Tochter, ein niedliches Mädchen von sechzehn Jahren mit schönen Augen, das sich offenbar schnell geputzt hatte. Eine solche Aermlichkeit hatte ich nicht erwartet, sie hatten nichts uns anzubieten als Kaffee. Die Tochter entfernte sich, um ihn zu kochen, und das Feuer, das sie unten in der Küche anzündete, füllte oben das Haus so mit Rauch, daß es mir in die Augen biß. Der Kaffee in zwei großen Tassen, die auf kleinen Tellern standen, mit dem Satz, Milch und Zucker darin, sah so wenig einladend aus, daß Jürgen sich nicht überwinden konnte, ihn zu trinken; ich tat es und er war dann ganz angenehm.

Fünf Hunde und zwei Katzen liefen zwischen uns herum; innen war der kleine Raum durch Vorhänge und defekte Wände abgeteilt.

Herr Eisenhardt fühlte sich die ganze Zeit über unbehaglich, Jürgen konnte auch nicht über den Eindruck fort, aber die Frau war von einer rührenden Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit, und so lebendig, herzlich und natürlich, als ob sie entweder nichts merkte oder so viel angeborenen Takt und Herzengüte hatte, daß die feinste Dame nicht hätte sicherer und artiger die Honneurs von einem Palast machen können. Sie zeigte uns birmanische Goldarbeit, ein wunderschönes Halsband aus Goldfiligran, offenbar ihr Prachtstück, erzählte von all ihren Tieren, und als wir endlich gingen, denn wir mußten länger als uns lieb war, auf das Gherry warten, zeigte sie uns noch eine Ziege, die täglich drei Flaschen Milch gäbe, ein Tier mit überlangen Ohren, das in der Küche wohnte, wo über einem Dreifuß der birmanische Reiskessel stand; neben dem Kochherd lag noch eine Ziege mit Zickchen in einem Verschlag und darüber hing der Speck, den sie von uns hatten, um noch von dem aufwirbelnden Rauch zu profitieren. Die Tochter lief und holte ein braunes und ein schwarzes Huhn, um es uns zu zeigen, und die Frau erzählte, der eine Hund, der Doppelzähne hatte und sehr bissig war, hätte sie zweimal gerettet und nachts Diebe verschecht. „You have no thieves in Germany“,*) aber sie wohnten so vereinzelt, daß sie Hunde haben mußten, und sie hätten öfters, in der einen Hand die Lampe, in der andern den Revolver, die Runde um das Haus gemacht. Ihr Sohn mache täglich die Pistolen rein und lade sie; eine käme unter ihres Mannes Kissen, eine unter ihres. — Hunderte von Habichten kreisten über den Reisfeldern, Fluß und hoher Wald schlossen die Aussicht ab, die weit und schön war, aber das Ganze machte einen so vernachlässigten und ärmlichen Eindruck, daß es traurig war. Ebenso entfernt und abgelegen war das Schuck'sche Häuschen, aber wie behaglich und nett lag es in seinem gepflegten kleinen Garten.

In Posoundong sah ich wieder die dunkelgelben Frauen, die an Zigeuner erinnern mit dem vielen Goldschmuck und den kühnen Farbenstellungen; es ist erstaunlich, welch einen feinen Farbensinn diese Leute haben. Zu ihren dunkeln, braungelben Gesichtern tragen sie ein goldbraunes Gewand, gerade einen Schatten tiefer als ihre Haut, mit breiter blauschwarzer Kante in großem Muster, oder einen olivengrünen

*) „In Deutschland gibt es keine Diebe!“

Umhang mit gelbem Saum, oder schwarzblau mit orange Saum, und dazu ein rosa oder gelbgrünes Kopftuch; zu dem grünen Umhang sah ich ein aprikosenfarbenes Tuch tragen. Bei uns wäre es hart, aber dort stimmt alles prachtvoll. Dann die Art, wie sie den Stoff umlegen; unten als Rock knapp um den Leib gewickelt; ein Zipfel wird über die linke Schulter geschlagen oder über den Kopf genommen, die Falten fließen gefällig und natürlich, wie es sein muß bei Leuten, die ihr Lebelang sich in ein einziges Stück Zeug zu kleiden gewohnt sind. Viele dieser Baumwollstoffe werden in Europa für den indischen Markt gemacht, aber man sieht auch die Hauptfarbe und Kante ineinander verschwommen, also handgefärbt. — Neulich sah ich einen Mann plätten; das Plätteisen war ein offenes dreieckiges Eisenkästchen mit einem Stiel.

Gestern abend noch ein kurzer Gewitterschauer, der nicht viel Abkühlung brachte. Da ich mir doch auf der langen Fahrt durch die Sonnenhitze zu viel getan hatte, so war dies mein Abschied von Rangoon gewesen; ich betrat es nicht wieder.

III.

Bassein.

1. Juni — 9. Juli.

Bassein, 1. Juni. Am 27. Mai verließen wir Rangoon und in zwei Tagen und zwei Nächten erreichten wir Bassein, denn Jürgen hatte es bei dem unsicheren Wetter dieser Jahreszeit für besser gehalten, einen Schlepper zu nehmen, und ich fand es sehr angenehm, so mit Vorspann zu fahren. Der „Clive“ ist ein kräftiger kleiner Dampfer, und wir merkten von dem Gegenwind, der uns sonst vielleicht wer weiß wie lange aufgehalten hätte, so gut wie nichts. Die Fahrt den Fluß hinauf war herrlich. Die ersten Regen sind vorbei und das Land ist grün, die Bäume hell und frisch; man fuhr zwischen den Ufern wie durch einen Park. Büffel badeten im Sumpf, von denen man kaum mehr als die Schnauze und die Hörner bemerkte, Herden von Zebus mit ihren Kälbchen grasten auf den Wiesen, neue Reismühlen mit schmucken Wohnhäusern und behäbige birmanische Dörfer zeigten, daß auch hier die Gegend im Aufschwung begriffen ist. Je weiter wir kamen, um so schöner wurde es; Straßen unter Bäumen, die auf den Fluß münden, Häuser an Wasserläufen mit kleinen Brücken neben Palmen und

Mangobäumen, wo braune Kinder zusammenliefen und jauchzend das vorüberziehende Schiff betrachteten, zwischen dem übrigen Laub die herrliche Flame of the forest, über und über in Blüte, alles so frisch und maigrün, es war ganz bezaubernd, und dazu die weiche indische Luft.

Jürgen ging sofort an Land und gleich im Vorübergehen zu Röders; am nächsten Morgen begrüßte ich die Freunde, die ich unverändert wiederfand. Da wir von Mohr Brothers beladen werden, so kommen wir vor ihre Reismühle, also vor das Rödersche Haus zu liegen. Bis wir unser Salz los sind, bleiben wir jedoch auf dem Strom.

Als wir nun festlagen und einer nach dem andern der alten Bekannten erschien, kam auch Janet Alli, der schöne Dubasch, dem Tränen in die Augen traten, als er hörte, er solle das Schiff nicht haben — es war schon bei Diamond Isle ein brauner Biedermann ihm zuvorgekommen und hatte sich als Löscher und Dubasch empfohlen; sein verdächtig niedriges Angebot, sieben Annas per Tonne, erklärte er dadurch, daß er ein Anfänger sei, der erst Kundschaft zu gewinnen suche. Es stellte sich aber bald heraus, daß er nicht Leute genug beschaffen konnte, nicht zur Zeit kam und seine Kulis nicht zufaßten, weil kein ordentlicher Mistri dahinter war. Am zweiten Morgen blieben die Kulis ganz aus; Jürgen ärgerte sich so sehr, daß er ohne Frühstück an Land ging, um, da der andere seinen Kontrakt nicht eingehalten hatte, Janet Alli anzunehmen, und so haben wir unseren schönen Romeo wieder.

8. Juni. Inzwischen stieg die Hitze von Tag zu Tag, so daß wir mit Freuden Röders liebenswürdiges Erbieten annahmen, die Nächte in ihrem Gastzimmer zuzubringen, und ich kann nicht sagen, welche Wonne es war, nach der niedrigen stickigen Kammer an Bord in dem hohen weiten Zimmer in einem Bett von sechs Fuß im Geviert unter dem Moskitonetz zu liegen, dicht am offenen Fenster, durch das die kühle Nachtluft einströmte. Jedesmal, wenn ich wieder von Bord komme, empfinde ich die Wohltat von neuem. Wir haben außer dieser großen Schlafstube, die, abgesehen von dem Bett und ein paar Truhen, nichts enthält, als eine Reihe höchst bequemer Kleiderriegel, ein kleineres Zimmer als Durchgang zu dem hier üblichen Badekämmerchen, das mit Löchern im Fußboden versehen ist, durch die das Wasser abläuft; in der Ecke steht ein großer Zuber, in welchen gleich vom Dach eine Röhre führt, so daß bei Regen sich das Faß von selbst füllt; fließt es über, so läuft es nach unten ab.

Auf der anderen Seite unseres Schlafzimmers befindet sich ein kleiner Vorplatz, auf dem im Falle eines ständigen Bewohners dessen Boy sich aufhält; eine eigene Treppe führt von dort hinunter in das Freie.

Da das Rödersche Haus für die indischen Wohnungen der Bessergestellten typisch ist, will ich es Euch beschreiben.

Der Bungalow ist ein einstöckiger Holzbau, der auf Pfählen ruht, mit einem weit vorspringenden Dach, das die Veranda, die an keinem Hause fehlen darf, mit überschattet und ihm den geschützten „heimlichen“ Eindruck eines Schweizerhauses gibt. Durch die freiliegende Haustreppe betritt man vorn zuerst die Veranda, die mit Blumen, bequemen Stühlen, handlichen Tischchen behaglich ausgestattet ist und den eigentlichen Wohnraum des Hauses bildet. Es folgt sodann ein großes Zimmer, das die Mitte des Bungalows einnimmt, in welches die meisten der Nebenräume münden und das durchgängig als drawing-room — zu deutsch Salon — eingerichtet ist. Da es nur durch Türen Licht erhält, ist es ziemlich düster, und ich wenigstens habe nie gesehen, daß es anders als zum Durchgang benutzt worden wäre. An beiden Seiten des Salons liegen die Privaträume, Schlaf- und Ankleidezimmer der Familie mit dem Badestübchen, zu dem der Boy, dem die Sorge für dasselbe obliegt, einen Seitenaufgang hat. Auf der Rückseite schließt sich an den Salon das kleine, aber allerliebste Speisezimmer mit der Punka über dem Tisch und einer Miniaturküche nebenan, Frau Röders Sanktum. Der aufwartende Boy betritt das Eßzimmer durch eine Hintertreppe vom Hofe aus, in dem sich in Rufweite Küche, Ställe und Wohnung für die Dienerschaft befinden. Bei größeren Bungalows ist das Haus ganz oder größtenteils mit der Veranda umgeben, die je nach ihren Zwecken abgeteilt ist. Alle Zimmer sind offen und die Privaträume nur durch Schirme abgeschlossen, die etwa drei Fuß vor der geöffneten Tür frei im Zimmer stehen und den Einblick in dasselbe verwehren. Im Hotel, wo das nicht angeht, besteht die Wand oberhalb der Tür aus offenem Gitterwerk. Daß ein solches Haus sehr hellhörig ist, liegt auf der Hand. Auch der Verschluß der Türen läßt zu wünschen übrig; ich habe morgens im Hotel beim Erwachen mit Unbehagen eine Tasse Tee auf dem Tisch stehen sehen, die der lautlos schreitende Boy gebracht haben mußte. (Die offizielle Frühstücksstunde ist erst um zehn Uhr.)

Zwischen den Pfählen unter dem Bungalow steht der Wagen und hinter Lattenverschlägen allerhand Gerät, das dort vor Sonne und Regen geschützt ist. Bei Röders wohnte

dasselbst in einer Kiste hinter Drahtgitter ein unheimlicher Gast, eine junge Riesenschlange von fünfzehn Fuß Länge, die im Garten gefangen wurde. Giftig ist sie nicht, und hat es bei ihrer Muskelkraft auch nicht nötig. Eben frisch gehäutet — die in Fetzen abgestreifte Haut ist ganz zart und fein —, schillert die Schlange jetzt in schönem metallischen Blau. Ich sah sie eines Tages füttern; Herr Röder steckte eine Ratte in ihren Käfig, die voll Entsetzen hin- und herlief. Die Schlange tat, als ob sie sie nicht sähe — urplötzlich fuhr sie auf, packte die Ratte mit einem Griff und in demselben Augenblick schlang sie sich in drei Reifen um sie her. Der übrige Körper der Schlange lag ganz ruhig und nur mit den drei Schlingen preßte sie die Ratte tot, daß das Blut herausräufelte; dann schob sie langsam und stetig ihr Maul über den Rattenkopf und ohne daß man eigentlich merkte, wie, rutschte die ganze Ratte, wie sie ging und stand, in den Schlund; man sah sie bis in die Mitte des Schlangengeleibes gleiten: ein abstoßender Anblick.

Menschen soll die *Boa constrictor* gemeinlich nicht anfallen, doch erzählte uns Herr Röder von einem Priester, der einen Creek (Wasserlauf) hinauffuhr und das Boot verließ, um im Jangle zu jagen, weshalb er den Hund mitnahm. In ziemlicher Entfernung von seinen Leuten stand er unter einem Baum, als plötzlich eine Riesenschlange, die er nicht bemerkt hatte, auf ihn herunterschoß und ihn mit ihrem Leibe umwand. Der Hund bellte, als er seinen Herrn in solcher Gefahr sah, und da er damit nichts ausrichtete, lief er auf einige birmanische Hütten zu, die sich in der Nähe befanden, und bellte dort so furchtbar, daß die Leute nach der Ursache forschten, den Priester in der entsetzlichen Umarmung fanden und die Schlange mit einem Messer durchschnitten, „was ihr die Kraft benimmt“. Auf diese Art kam der Priester, dem beinahe schon der Atem ausgegangen war, mit dem Leben davon, aber von dieser Zeit an ging er, der vorher ein großer kräftiger Mann gewesen war, nur noch gekrümmt einher. Er starb erst voriges Jahr in Rangoon.

Einige Male fuhr Frau Röder mit mir aus, und ich war ganz entzückt über die jetzt üppig grüne Landschaft; wenn man Palmen, Kaktus und Schlingpflanzen abzog, hätte es auch in Deutschland sein können. Mitten im Grün steht hier ein verwitterter überwucherter Buddha, dort eine alte Pagode, von der noch terrassenförmig der innere Backsteinbau steht und eine schiefe Spitze, auf der ein Busch oder Bäumchen sich erhebt. Wir hielten vor einem Hause und stiegen aus; Frau Röder versicherte, die Dame wäre reizend.

Ich fragte, wer es wäre und wie sie hieße, aber so oft sie mir auch den Namen wiederholte, ich verstand immer Krankheit, wie der taube General, dem sich der Leutnant Frosch vorstellte, immer Frosch verstand; sie hieß auch wirklich Krankheit und sogar Kronkheit; der Herr sah noch jung aus, und die Dame, als sie endlich erschien, machte ihrem Namen Ehre, einen schwächtigen leidenden Eindruck und sprach sehr leise und sehr gütig. Der Reverend Kronkheit, Amerikaner, Pastor einer Baptistengemeinde, steht einer Schule und Kirche vor und hat jetzt 99 Careen-Mädchen, „denen es gut tut, wenn man ihnen Interesse zeigt“, wie er sagte, „und würden Sie nicht kommen und Tee trinken und die 99 Kinder singen hören?“ Ich fragte, ob sie englische Hymnen sängen? „Ja, freilich, das wäre es gerade!“ Ich versprach natürlich, zu kommen, und morgen ist nun der Tag, wo ich mich ansingen lassen muß. Dann hatte mich Frau Röder selbst zum Tee gebeten mit Mrs. Milton, einer sehr stolzen Dame, die in ihrem Umgang wählerisch ist und deren Mann 1000 Rupien den Monat bezieht. Ich fühlte mich sehr geehrt, zu einer so vornehmen Dame gebeten zu sein. Sie erwies sich als eine angenehme, noch junge Frau, die sich ganz wie unseresgleichen benahm und mich zum Tee bat. Dann kam abends noch die junge Frau von einem der Lotsen und ihre Schwester mit einem reizenden Baby in einem rosaseidenen Kleidchen, das auf ein Kissen auf die Erde gelegt wurde, wo es strampelte und aus der Milchflasche trank. Auch sie lud mich zum Tee ein. Der Doktor wollte mich am Sonnabend spazieren fahren, und dann sollte ich Montag noch den Tag bei Mrs. Bloch, vormals die schöne Kitty Hobson, zubringen. Herr Bloch ist der hiesige Chef der Firma. Die Ausfahrt mit dem Doktor verregnete, aber das Wetter hellte sich gegen Abend auf, und als wir an Bord gingen, fanden wir die Mannschaft beschäftigt, das Schiff zum Pfingstfest mit großen grünen Zweigen zu schmücken. Auf jeden Top, an den Enden jeder Rahe, am Buggspriet und am Besansbaum hatten sie Grün angebracht, es sah wunderhübsch aus, und als Herr Bloch es sah, ließ er die Konsulatsflagge aufziehen, und auch Herr Röder hißte seine Privatflagge.

Gegen Abend begleitete ich Frau Röder in die kleine katholische Kirche. So feierte ich Pfingsten und wünschte, Ihr hättet mich zu Eurer Ueberraschung sehen können in dem kleinen Gotteshaus mit weit offenen Fenstern, einem Altar, auf dem eine blonde Maria mit blauen Augen, in Silber und Himmelblau gekleidet, stand, und der Pater Lefèbre (spr. Lefiber) predigte und die Messe zelebrierte.

Erst trug er über seinem schwarzen langen Rock einen kurzen weißen, dann verschwand er und kam in einem schwerseidenen, bastfarbenen Talar mit Goldfransen und Goldstickerei wieder und darüber bekam er noch eine breite, schwer gestickte Stola um; es war ihm auch heiß und er wischte sich vielfach die Stirn. Da er ein großer schlanker Mann mit Vollbart und guten Zügen ist, so stand ihm der Talar sehr gut und floß in schönen Falten um ihn her. Von einer birmanischen Schwester in Ordenstracht geführt, kam ein langer Zug von braunen kleinen Mädchen, alle mit einem kleinen Schleier über den Köpfchen. Der Gesang war sehr gut, für mich ganz ergreifend, da ich so lange nichts Derartiges gehört hatte. Dann fuhren wir noch spazieren, aber nicht weit, der Pony schwitzte etwas und Frau Röder wollte ihn nicht anstrengen. Diesen Pony hatten sie für ein Billiges gekauft, als er in sehr schlechtem Zustande war, halb verhungert. „Mich dauerte er so, darum wollte ich ihn“, sagte Frau Röder. Als sie ihn kauften, hatte er einen „Grasbauch“ und war überhaupt eine traurige Figur, auf dessen Schenkelknochen man den Hut aufhängen konnte. Bei der guten Pflege aber füllte er sich schnell und war der anständigste Pony, den man sehen konnte, flink wie ein Reh, scheute vor nichts, und eines Tages überraschte er Röders durch ein kleines Füllen, ein wunderschönes Tierchen mit feinen Füßen, kleinem Kopf, großen prachtvollen Augen und schattiertem Schwanz, das Herr Röder zum Reitpferd für seine Frau bestimmte und täglich selbst herausließ. Frau Röder brachte ihm ab und zu eine Banane und ritt inzwischen, wenn sie nicht fuhr, auf dem älteren Pony. Wir sahen sie vorgestern fortreiten. Der Pony scharfte vor Ungeduld, drehte immer den Kopf, ob sie noch nicht käme, und sah mit großen treuen Augen nach ihr aus. Endlich kam sie in ihrem kleidsamen Reitanzug, sprang kunstgerecht, von ihres Mannes Hand gehoben, in den Sattel, und wie ein Pfeil flog der Pony mit seiner hübschen Last zum Gartentor hinaus.

Gestern morgen nun ließ uns Frau Bloch in ihrem Gherry holen, um den Tag bei ihr zuzubringen. Sie lebt in einem luxuriösen großen Bungalow, der der Firma gehört, in einem wundervollen Garten mit tausend reizenden Orchideen, Farrenkräutern, Palmen und Kletterpflanzen. Ein prachtvoller Bunyanbaum, der den Birmanen heilig ist, steht vor der Tür. Eigentlich ist er gar kein Baum, sondern ein ungeheurer Schmarotzer mit großen Blättern, die denen der Pappel gleichen und der den Stamm eines anderen Baumes ganz und gar mit seinen Wurzel- und Stammschlangen um-

zieht und oben eine weite dichte Krone mit dicken Aesten bildet. Ihm zur Seite steht ein riesiger Flame of the Forest in vollen Flammen. Wir bekamen ein feines kleines Tiffin, wunderhübsch serviert, die Tafel mit Farrenkraut und blaßrosa Rosen geziert, der Kaffee in süßen Täßchen. Herr Bloch und Jürgen kamen dazu. Frau Röder war munter, Frau Bloch strahlend lebenswürdig, sang und spielte und gab uns noch Tee, und seelenvergnügt fuhren wir nach Hause. Als wir den Hof erreichten, stand Herr Röder an der Treppe, mit zuckendem Gesicht und Tränen in den Augen: „Unsere beiden Ponys sind vergiftet!“ — denkt, den Schrecken! — der ältere Pony war schon verscharrt, und eben hatte der Syce gemeldet, der kleine wolle nicht fressen; ein birmanischer Tierarzt war da, einige Pferdekundige standen herum. Jürgen hatte Bittersalz geholt, das man ihm eingeben wollte, man führte das Tier umher, das schon am Umfallen war; es war schrecklich, was es noch alles schlucken mußte! Man hielt und stützte es, es dauerte alles in allem zwei Stunden, dann stürzte es zusammen. Es tut jedem leid um solch ein schönes, feuriges junges Tier, aber wenn man denkt, wie sie es von klein auf gepflegt und sich Tag für Tag daran erfreut hatten, wie das die Freuden sind, die man sich in diesen abgelegenen Orten schafft, wo man so vieles entbehren und manches ertragen muß, kann man sich nicht wundern über den Kummer und die heißen Tränen, die das arme Frauchen ihrem Liebling nachweint; habe ich selbst doch nie unsern Mohr vergessen, und dies ist noch dazu ein schwerer pekuniärer Verlust. „So ein herziges Tierchen!“ sagte sie immer wieder. Und nun kommt das Schlimme noch nach, denn Röder, der sehr tierlieb ist, hatte sich stundenlang in der Hitze abgearbeitet, die Tiere zu reiben und zu stützen und lief ohne Hut hin und her, obwohl seine Frau ihm mehrmals den Hut nachschickte. Heute liegt er nun mit Fieber, Kopfschmerz und Schwindel, offenbar Sonnenstich. Es ist zum Arzt geschickt und Jürgen ist eben wieder dort, um zu sehen, ob er helfen kann. Wir gingen gleich morgens fort, da wir dachten, ihnen Ruhe zu schaffen, wäre das einzige, das wir für sie tun könnten. Wir sind auch recht von Herzen betrübt. Wie harmlos vergnügt waren sie noch gestern früh, beide so frisch in ihrer Arbeit, alles Gute so unbefangenen genießend und mit andern teilend, gütig und gastfrei, fröhlich und einfach, daß man seine Freude daran hatte, in einem Lande, wo die Menschen sonst schnell indolent werden. Es soll nun der französische Tierarzt kommen und den kleinen Pony untersuchen — es liegt ihnen

daran, zu wissen, ob er vergiftet worden ist oder etwas Schädliches gefressen hat. So leicht kann etwas Giftiges unter dem Futter gewesen sein; er hat Gras bekommen, das der Syce am Creek geschnitten hat. Man schiebt es auch auf Froscheier, die hier rettungslos giftig sein sollen. Frau Röder sah andere Ponys vorbeifahren und seufzte: „Warum fressen die nur keine Froscheier! Und unsere mußten sie kriegen!“ Es wäre beruhigend, wenn sich die Todesursache erkennen ließe.

9. Juni. Gestern fuhren wir zum Tee zu Mrs. Kronkheit, Jürgen begleitete mich, und im letzten Augenblick kam Frau Röder noch mit, da es ihrem Mann viel besser ging und er es selbst wünschte. Wir hielten an einem großen Compound — „alles, was dazu gehört“, Haus, Garten und außenstehende Gebäude, und Herr und Frau Kronkheit kamen uns an ihrer Treppe entgegen. Es war noch eine Mrs. Hunter da, und eine Miß Ishkirk, die der Einfachheit wegen Miß Church genannt wird. Herr und Frau Kronkheit sind Baptisten und die Vorsteher eines Erziehungshauses für Careenkinder. Careens sind eine Rasse, die etwas Mongolisches hat, von den Birmanen unterdrückt wurde und sich deshalb schneller als diese an die Engländer anschließt. Die Gesellschaft muß reich sein, daß sie ihrem Vertreter solch ein schönes Haus bauen kann. Die Schul- und Wohnhäuser für die 99 Careenmädchen und eine Jungenabteilung waren hell und luftig und gut gebaut. Sie führten uns mit Stolz und Freude herum, zeigten die Schlafräume, wo je zwei Mädchen auf einem großen quadratischen Bett auf dem Holz schlafen, nur mit einem Pfühl und einer Decke, wie sie es von zu Hause gewöhnt sind. Wir fanden eine Knabenklasse dabei, Landkarten zu zeichnen und zu malen, sehr hübsch, sie kolorierten eben Indien und China. Sehr schöne Karten hingen an den Wänden. Während wir die Einrichtungen in Augenschein nahmen, hatte sich das ganze Personal im Betsaal versammelt; alles saß auf den Bänken unten und wir nahmen auf der Estrade Platz. Herr Kronkheit hielt erst einen kleinen Vortrag in Careen, um, wie er sagte, ihnen zu erzählen, wer wir wären; Deutsche, die über das Meer gekommen wären und aus eigener Anschauung sich überzeugt hätten, daß die Erde rund wäre, was, wie er gegen uns bemerkte, ihnen sehr schwer fiel zu begreifen und Jürgen feierlich bestätigte, wobei er an der großen Wandtafel zeigte, welchen Weg wir gemacht hätten. Darauf huben sie an zu singen, etwa 20 Männer, Knaben und Mädchen. Sie sangen ohne Begleitung sehr komplizierte, mehrstimmige Lieder,

die Mädchen wie kleine Silberglocken, ab und zu ein Solo, dann fielen mehrere Stimmen ein, dann alle, es waren englische, ganz reizend gesungene Lieder. Darauf kamen noch die ganz Kleinen; etwa sechs kleine Bräunchen zwischen drei und fünf Jahren standen in einer Reihe, zwei hielten sich bei den Händchen und sangen ein Lied auf die Melodie: „Kommt ein Vogel geflogen“, und ein anderes nach dem Prinzip von: „Mancher denkt, er könne singen, und er meint, es müsse klingen: tschü—tschü—“ usw. Es war offenbar ähnlich in Melodie und Inhalt; die Kleinen hüpfen bei dem einen Vers und schlugen mit den Flügeln beim zweiten und hockten und sprangen wie Frösche beim dritten. Ich kann gar nicht sagen, wie rührend und niedlich es war, die Kindergesichtchen, mit Augen, schwarz wie Kirschen, die nackten Beinchen, und wie sie ernst und treuherzig sangen mit kleinen Piepstimmchen. Zuletzt sang das eine ein kleines Solo; da konnten wir uns nicht halten, stiegen von der Estrade und küßten die zwei Kleinsten, die sich immer fest an der Hand hielten. Die Kinder werden freiwillig aus dem Jungle von den Eltern gebracht. Ich fragte, was später aus ihnen würde? Das wäre eine große Schwierigkeit, sagte Frau Kronkheit, bis jetzt suchten sie sie zu ermuntern, im Jungle wieder Schulen zu errichten, aber das ginge doch nicht für alle, und es wäre schwer, ihnen Stellungen zu verschaffen, hier, wo alle Menschen Kulis hätten. Einige der Mädchen wären sehr begabt, hätten in Kalkutta studiert und das Doktorexamen gemacht. Eine Lehrerin und drei Lehrer waren schon im Institut erzogen und jetzt angestellt; sie machten einen angenehmen Eindruck; der eine war der Gesanglehrer, und es war wirklich erstaunlich, was er geleistet hatte ohne alle Begleitung. Es war keinerlei Instrument da. Aber was für eine Vorstellung mag der in den Liedern öfter wiederkehrende Vergleich mit Schnee bei diesen Kindern erwecken!

13. Juni. „Haben Sie etwas vom Erdbeben gemerkt?“ — hieß es gestern, und da fiel uns ein, daß bei einem heranziehenden Gewitter plötzlich das Schiff anfang zu sinken und zu steigen und der Steg zu knarren und zu knacken. Ich war erschrocken, Jürgen sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, das Schiff rollt etwas, weil es so leicht ist“, und in wenigen Minuten war es vorüber, aber es war ein Erdbeben gewesen. Die Häuser hatten geschwankt und alles gezittert, gefallen war nichts; man war nur erstaunt, daß die aus Stein gebaute Mühle keine Risse zeigte. Jürgen sagte, an 20 Fuß wäre das Wasser zurückgetreten, aber er hatte es

im Augenblick dem Winde und der Ebbe zugeschrieben und an Erdbeben nicht gedacht. — Mittwoch sollen wir mit Laden fertig sein und also wohl Donnerstag fort; wir wissen noch nicht, wohin.

Mir wird es schwer, fortzugehen, wir haben es so gut und — kühl. Gestern nacht lag ich stundenlang wach, der Mond schien in den Baum vor unserm Fenster, es hatte geregnet und ich konnte die glitzernden Tropfen nicht von den Johanniskäfern unterscheiden. Unter dem Fenster hängt der Gong, an dem der Durban, Wächter, die Stunden anschlägt und dazu ein langes Geheul ausstößt, das der nächste Durban aufnimmt und so einer nach dem andern, bis der letzte und entfernteste gebrüllt hat; dann wachen die Gänse auf, etwa 50 an der Zahl, und retten das Kapitol, die Hunde schlagen an, auf den Reisbooten singen die Birmanen und in der Nachbarschaft tanzen und schlagen ein paar Kulis auf Pauken, wie sie in Krankheitsfällen tun, um die Teufel zu verjagen, — bei Kopfweh eine recht erfreuliche Methode. Aber all das wird man so schnell gewöhnt, daß ich abends die neun Schläge des Gong höre und dann keine mehr bis 5 — dann rattert die Mühle, der Tag bricht an, die großen weißen Paddyvögel erheben sich von den Bäumen, Jürgen rollt sich wie ein Seehund über den Bettrand, und sobald er die Badestube verläßt, beziehe ich sie und es ist herrlich, sich aus dem großen Kübel nach Herzenslust zu übergießen.

Gestern abend waren Röders bei uns an Bord, ein Hafenbeamter und der Doktor kamen dazu und der letztere befragte und beriet Herrn Röder frank und frei vor der ganzen Gesellschaft.

16. Juni. Die Regen setzen ein und wir haben plötzlich tropische Güsse, dazwischen scheint die Sonne, aber es hindert die Arbeit und wir kommen vor Freitag nicht fort. Vorgestern abend waren wir Zeugen einer merkwürdigen kleinen Szene. Die eigentliche „Reissaison“ ist längst vorüber, aber die Leute haben eine Ernte gehabt, wie seit Jahren nicht. Durch die Hungersnot in Indien sind die Preise gestiegen, viele haben wohl auch ihren Paddy zurückgehalten, und statt daß sonst um diese Zeit die Mühlen feiern, kommt jetzt noch ein Paddyboot nach dem andern. Der Paddy liegt in ungeheuren Haufen in den riesigen godowns bis unter das Dach und die Reissäcke ebenso hoch übereinander. „Ich könnte noch vier Regulusse beladen“, sagte Herr Röder. Da kam ihm der Sonnenstich sehr ungelegen, denn er sollte sich schonen und muß nun beständig in die stickige Mühle und unter die Schuppen, die mit Wellblech gedeckt sind und an

die Bleidächer Venedigs erinnern. Immer wieder kommt er mit Hämmern und Stechen im Kopf zurück, sieht schlecht aus, fühlt sich übel und schwindlig und bekommt Eis auf den Kopf. Neulich schickte Frau Röder nach dem Doktor, der kam, „ihn sehr genau untersuchte“ und etwas verschrieb. „Und er verlangt 14 Rupees dafür, den Pony aufzuschneiden,“ setzte Frau Röder hinzu. Ich war ganz verdutzt. „Was hat denn Dr. Frenchmann mit dem Pony zu tun?“ — „Oh, Dr. Frenchmann war selbst krank und da hat er den Tierarzt geschickt, ihn zu vertreten!“ Niemand fand etwas Außergewöhnliches dabei, und jedenfalls ist das besser, als gar kein Arzt. Der Doktor warnte besonders vor Aufregung und Aerger und diesen Zeitpunkt benutzte der Mistri, der sich nun unentbehrlich glaubte, um so unverschämt zu sein, wie er nur konnte. Je ernster ihn Herr Röder schweigen hieß, um so lauter schrie er, bis ihn Herr Röder entließ. „Hoho!“ schrie der Mistri, „natürlich würde er gehen, es fiel ihm gar nicht ein, zu bleiben!“ Am nächsten Morgen aber erschien er wieder, weinte, küßte Herrn Röders Morgenschuh und bat, ihn zu behalten. Indessen, das Maß war voll, er bekam einen Fußtritt und mußte gehen. Abends saßen wir bei Röders am Teetisch, als sich über der Halbtür, die in den Hof führt, ein grinsendes schwarzes Gesicht erhob und eine weiße Schüssel; es war der Mistri. Herr Röder hieß ihn gehen und Frau Röder schalt auf Hindostanisch; indessen schob er sich in die Tür und hielt ihr immerfort die Schüssel hin, in der ein braunes Gericht war, mit dem er ihre Fürsprache zu erwerben trachtete. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, daß er sich beständig leise flehend mit seiner Schüssel im Hintergrunde herumdrückte, bald grinsend, bald weinend und jammernd, während wir unsern Tee tranken, Herr Röder von Zeit zu Zeit sagte, er solle sich scheren und Frau Röder immerfort auf Hindostanisch schalt und uns, was sie sagte, übersetzte: „So ein elender Kerl — als Kuli bist Du gekommen und mein Mann hat Dich zum Vormann gemacht und Dir Verdienst gegeben, und nun er krank ist, kommst Du ihm so! — Du bist gar kein Mensch, Du bist ein undankbares Tier“ — zu uns: „Das ärgert sie nämlich.“ — Ich sah, wie Jürgen mit sich kämpfte, um den Kerl nicht die Treppe hinunter zu werfen, der, als er merkte, daß die Schüssel nicht zog, noch Kartoffeln, Yams, Hühner und alles mögliche versprach. Von dem Haß zwischen den Rassen habt Ihr keinen Begriff. Das Gesetz tritt auf das kräftigste für die Farbigen ein, oft zum Nachteil der Weißen; man darf z. B. keinen Dieb, den man betrifft, schießen, man soll ihn

„festhalten und nach der Polizei schicken“, als wäre man in Deutschland, aber durchgehend ist das gegenseitige bittere Mißtrauen. In den Aufständen sind die unterdrückten Rassen mit einer so furchtbaren Grausamkeit gegen weiße Frauen und Kinder vorgegangen, daß es unmöglich ist, es zu schreiben, und ein Buch existiert, vor dem die Leute hier gewarnt werden, um sich nicht ganz gegen sie zu vergiften.

Ich begleitete Frau Röder nochmals eines Sonntags in die Kirche, früh um 7 Uhr. Eine Reihe Kinder wurde darin zu einer Prozession durch einen braunen Herrn in braunem Rock und brauner Hose gedrillt, der ein hölzernes Klappbuch in der Hand hatte, das ein Gesangbuch simulierte. Damit klappte er 1—2—3 Mal und je nachdem fielen die Kinder auf die Knie, standen auf, gingen rechts oder links herum, streuten Blumen — lauter Schwarzköpfchen natürlich. Dann kam P. Lefebre im Ornat mit zwei kleinen Räucherjungen, und als Frau Röder nach dem Abendmahl in ihrem Stuhl kniete, kam er als Mensch zu mir und flüsterte mir zu, er wolle mich herumführen, während Frau Röder ihre Andacht verrichtete. Er zeigte mir dann ein Gebäude, das eine Erziehungsanstalt werden sollte und andere, zuletzt lief er in seine Wohnung und holte mir eine französische Zeitung, — er ist Belgier und hatte durch den Lotsen Barony gehört, daß ich französisch verstünde!!! — ein Extrablatt mit Illustrationen über den Brand des Wohltätigkeits-Bazars in Paris — so gräßlich, daß ich es nicht bis zu Ende las.

Ich wollte noch einiges kaufen, das ich in Rangoon bei unserm abgekürzten Aufenthalt nicht hatte besorgen können, und finde nun hier zu meinem Schrecken, daß nichts zu haben ist, weil die boxwallah nur in der „Saison“ kommen. Wir fuhren Montag in den Bazar, was sehr amüsant war, und erstanden allerlei, was die Verkäufer mit Staunen erfüllte, ein Paar birmanische Schuhe und dergl.; ich hätte mir gern etwas Mandalay-Seide mitgenommen, die ohne Appretur und waschecht ist, fand aber nur Rosa in allen Schattierungen, ein Gelb, leuchtend wie die Sonne, und ein Grün, das förmlich strahlte. Dann fuhren wir in das Zuchthaus, wo Frau Röder in dem head-jailer, dem obersten Kerkermeister, einen Freund hatte, der sich natürlich nicht nehmen ließ, uns herumzuführen, obwohl ich sagte, ich hätte den Eindruck von dem Rangoon-Jail lange nicht verwinden können. Ich blieb auch meistens draußen; Frau Röder, die es noch nicht kannte, ging überall hinein, u. a. vor die Zelle, wo ein Mann saß, der in vierzehn Tagen gehängt werden sollte. Der Mann fing an, mit unserm Begleiter zu sprechen,

und als ich nachher fragte, was er gewollt hätte, hatte er sich Essen bestellt, denn er darf bekommen, was er will. Im Verkaufsraum war auch so gut wie nichts zu haben.

Gestern war ein voller Tag, denn wir waren zu unserm Dubasch Janet Alli um ein Uhr zum Tiffin gebeten, wozu er uns seinen Gherry schickte. Seine Frau empfing uns sehr herzlich; die kleine Kazibi ist nun neun Jahre und ein ganz reizendes Geschöpfchen mit den dunkelsten Augen, einer kleinen hübschen Nase und ganz entzückendem Munde; ich brachte ihr eine kleine Brosche, scheute mich aber, sie zu geben, denn sie hatte einen Diamantring, große Diamanten in den Ohren, goldene Ketten um den Hals und goldene Armbänder in Menge. Frau Janet Alli trug die weiße birmanische Jacke, einen baumwollenen Sarong und dazu im Ohr eine Menge herrlicher Diamanten. Aber Birmanen lieben europäische Arbeit, und die Mutter steckte Kazibi die Brosche mitten auf die Brust. Als wir dem Dubasch Komplimente über das hübsche Töchterchen machten, sagte er lächelnd: „She is like me!“*) Das Gespräch wurde dadurch ermöglicht, daß ich Frau Röder etwas sagte, die es auf Hindostanisch Kazibi wiederholte, die es auf birmanisch ihrer Mutter verdolmetschte, und auf dieselbe Art kam die Antwort zurück. Beim Essen zogen sich Herr und Frau Janet Alli bescheiden zurück und ein Diener mit erschrockenem Gesicht brachte die Speisen herein. Kartoffelsuppe, Mangofischchen, kalt, gebraten und getrocknet, dann Beefsteak mit Curry und Muskat darin, Reis und Curry, Seekrebs und Huhn, dann ein Gericht Kuchen und Cremestückchen aus einer besonderen Art Mehl, mit Ei, Milch, Zucker und Kokosnuß hergestellt; es schmeckte sehr gut, und als ich hörte, Mrs. Janet Alli habe es selbst gemacht, aß ich dreimal davon. Dazu gab es Wasser zu trinken, denn der gute Muselman hatte an Bier nicht gedacht. Frau Röder sagte ihm: „Janet Alli, wenn Sie meinen Mann eingeladen hätten, dürften Sie ihm kein Wasser vorsetzen!“ „Ich will Ihnen Bier holen lassen, ich habe es vergessen,“ sagte der arme Mann, „Boy!“ „Lassen Sie deutsches von Saphire holen,“ sagte Frau Röder mit vollkommener Seelenruhe, „denn wenn er nur nach Bier schickt, geben sie ihm irgend etwas, weil sie wissen, er versteht es nicht,“ bemerkte das Münchener Kind beiseite zu mir. Als wir uns empfahlen, begleitete uns die kleine Kazibi auf der Fahrt in das Töpferdorf, von dem alle die Tongefäße herkommen, die die Birmanen weit und breit gebrauchen. Es

*) „Sie gleicht mir!“

gibt dort einen Künstler, der schöne und eigenartige Dinge macht; mit den Händen formt er im Umsehen die wunderbarsten Ornamente und hat für seine Leistungen eine große silberne Medaille bekommen. Zu diesem Manne führen wir eine Stunde weit durch den Jungle an Häusern und Dörfern vorbei; je näher wir kamen, umso mehr Schalen, Näpfe und Wasserbehälter standen in und vor den Häusern und je höher wurden die Scherbenhaufen dahinter. Wir hatten zwei bis drei heftige Güsse, und ich zitterte für Kazibis golddurchwirkten rosa Sarong und meine dünnen Schuhe. Endlich erreichten wir die Hütte des Künstlers; der alte Mann war zu Haus und eine Herde Kinder und Frauen, aber von Töpferwaren war nichts zu sehen, als ein hoher phantastischer Aufsatz, der einen Blumentopf trug und so voller Zacken und Spitzen war, daß ich ihn nicht geschenkt genommen hätte. Alles andere war in der Saison verkauft. Ich sah mich um und erblickte noch drei Vasen mit frischem Grün darin, dunkel mit einem sehr eigenartigen aufgelegten Ornament. Ich fragte nach dem Preise — 8 Annas, etwa 1,50 M., worauf ich sagte, ich nähme zwei. Der alte Kerl hob eine auf, setzte sie aber wieder hin, ebenso die zweite und murmelte dazu. Nun brach Frau Röder los und goß die Schale ihres Zornes über den Alten aus. „Was will er nur?“ fragte ich. — „Ja, er sagt, ein Kapitän hätte voriges Jahr zwei solche große Aufsätze genommen, da könnten Sie doch diesen nehmen, und wenn Sie das nicht wollten, gäbe er auch die zwei Vasen nicht her.“ Umsonst drohte sie, nie wieder einen Kapitän und mem sab zu ihm zu bringen, der Alte blieb unbewegt und sah uns, als wir gingen, mit grimmigem Behagen nach. Wir hielten nun vor einem anderen Hause mit gewöhnlicher Ware, wo ich einiges aussuchte; die Leute konnten nicht herausgeben, so mußte ich die Rupee voll machen und bekam dann als Zugabe eine Schildkröte und eine kleine Gans.

Zu Hause erfrischten wir uns mit Tee, dann ging ich an Bord, wo der Dobi die Wäsche gebracht hatte und ich noch drei Flanellhemden von Jürgen auswusch, die ich dem Dobi nicht hatte anvertrauen wollen. Nach dem Abendbrot eilten wir unserer Kammer bei Röders zu. Das war uns aber nicht sobald beschieden, denn ein Dampferkapitän, sein Dubasch und ein Birmane, mit dem Röders befreundet sind, saßen bei ihnen. Der Dampferkapitän war sehr nett, Norweger, ein älterer Mann, erst vierzehn Monate Kapitän, aber lange verheiratet und seit zwei Jahren von seiner Familie getrennt. Der Dubasch war ein lachendes, schäkerndes Greuel,

Mischblut; der Birmane, ein angenehmer, bescheidener Mensch, drehte sich mit dem Rücken gegen die Gesellschaft, um sein Glas Bier zu trinken, und goß wohlgezogen den Rest aus dem Fenster.

Da seht Ihr, wie es geht, dazwischen besorgt man dies und jenes an Bord, und allerhand Leute kommen, setzen sich in die Kajüte und stehen artig nicht wieder auf, bis sie schließlich nicht länger bleiben können.

15. Juni. Frau Röder sagte mir heute, ihre Scheuerfrau wäre eben wiedergekommen, nachdem sie vor vierzehn Tagen ein Kindchen gehabt hätte, natürlich hätte sie es mitgebracht und die Wärterin auch. Ich wollte mir das Kleine ansehen und ging in die Stube, wo ich die Frau bei der Arbeit fand und die Wärterin, ein Kind von etwa zehn Jahren, in einer Ecke kauerte; der Säugling war nirgends zu erblicken. „Where is the baby?“*) fragte ich und die Mutter zeigte in eine Richtung, in der ich nichts bemerkte, als einen leichten Vorhang, der über einen Kleiderständer geworfen war. Ich schlug nun eine der Falten auseinander, und darin lag es — das kleinste, niedlichste, rundeste Kindchen, wie eine Puppe aus Schokolade und sah mich mit runden schwarzen Aeugeln ernsthaft an.

1. Juli. Falmouth für Ordre — wir segeln morgen und scheiden schweren Herzens auf Nimmerwiedersehen! —

IV.

Von Bassein nach Rotterdam.

9. Juli — 17. November.

9. Juli. Meerbusen von Bengalen. Von unserer Fahrt ist bis jetzt nicht viel zu sagen. Unter der Obhut des Lotsen Barony, wieder geschleppt von dem kleinen „Clive“, verließen wir Bassein, mußten aber noch drei Tage und drei Nächte zwischen den Ufern und Inseln ankern, weil die See zu bewegt war, als daß wir hätten die Barre passieren können. Sie hat freilich noch zweiundzwanzig Fuß Wasser, doch ist das wenig bei hoher See und zudem muß man gewärtig sein, daß im kritischen Augenblick die Trosse reißt. Noch schlimmer ist es natürlich für einen großen Dampfer, geschleppt wird er zwar nicht, doch geht er um so viel tiefer und kann sich auf der Barre den Leib einschlagen, ehe er es sich ver-

*) Wo ist das Kind?

sieht. Die „Nubia“, die mit uns herausging, schien sich mit ihrem Lotsen veruneinigt zu haben, denn sie zeigte plötzlich Flaggen und erkundigte sich, wann wir hinausgingen. Der kleine „Clive“ antwortete flink: „morgen“, — allein die Flaggen blieben, die Frage galt also uns und Barony ließ aufziehen: „ich weiß nicht.“ Wir aber freuten uns, daß der Lotse Jones sich die Hände reiben und der Kapitän sich ärgern würde. Wir waren böse auf ihn, weil er versucht hatte, uns Barony abspenstig zu machen, was ihm freilich nicht gelungen war, denn die Lotsen werden den Schiffen in bestimmter Reihenfolge zugewiesen.

Barony gleicht viel mehr einem Italiener als einem Franzosen. Er ist aus Marseille und hat den Vater verloren, als er fünf, die Mutter, als er sieben Jahre alt war, und die Großmutter hat ihn mit zehn Jahren auf einem kleinen Küstenfahrzeug zur See geschickt. „Was kann solch ein Kind nützen?“ sagte Jürgen. „J'ai fait la soupe“*), sagte er. Danach hatte er auf den verschiedensten Fahrzeugen fast die ganze Welt besucht und war noch in jungen Jahren in Bassein hängen geblieben, wo der Lotse O'Brien sich seiner angenommen hatte. So lernte er das Revier kennen und machte den übrigen Lotsen, die ihn nicht aufkommen lassen wollten, Konkurrenz; sie konnten so weit hinaus gehen, wie sie wollten, immer war ihnen Barony zuvorgekommen, gegen seine gewagte und geschickte Führung, seine Sorgfalt und Umsicht konnten sie nicht an und mußten ihn schließlich in ihre Gilde aufnehmen. Lesen und Schreiben hat er sich erst in Bassein selbst gelehrt und der alte O'Brien ihm dabei geholfen. Leider hat er in seiner Häuslichkeit nicht viel Glück gehabt; er hatte eine Birmanin für seinen Haushalt, und als er acht Kinder von ihr gehabt hatte, dachte er, es wäre wohl Zeit, ihr das Recht zu geben, das sie sich erworben hätte und heiratete sie. Kaum aber hatte sie ihn fest, so vernachlässigte sie alles, verleidete ihm das Leben auf alle Weise und trieb es schließlich so arg, daß er froh war, ihr Untreue nachweisen und sich scheiden lassen zu können. An den Kindern scheint der arme Mann sehr zu hängen; er sagte, hinterlassen könne er ihnen doch nicht viel, er wolle sie lieber so gut erziehen, als er könne.

Das ist eine von den vielen Geschichten dieser Art, die man hier zu hören bekommt, und nicht viele denken in dieser Beziehung wie Barony. Jürgen erzählte von einem Lotsen in Newchwang, der auch eine Menge Kinder von einer Sia-

*) Ich kochte die Suppe.

mesin hatte, dann aber in einem andern Hafen eine wohlhabende junge Witwe kennen lernte und sich mit ihr verlobte. Natürlich setzte er ihr seine Verhältnisse auseinander, wobei er versicherte, von den Kindern solle sie keine Last haben. Zwar sagte sie verständigerweise: „Deine Kinder sind meine Kinder“, er behielt aber nur den ältesten Sohn und schickte die übrigen mit der Mutter in deren Heimat zurück.

Leute gemischten Bluts sind zu bedauern. „Nicht Maus, nicht Vogel will spielen mit mir“, können sie mit der Fledermaus klagen; keiner der Volksstämme, die sich in ihnen vereinigen, sieht sie für voll an. Sie nennen sich gern Eurasians, zusammengesetzt aus Europeans und Asians.

Der Aufenthalt im Revier war nicht angenehm und draußen wütete der Südwestmonsun noch ärger; indessen passierten wir am vierten Tage glücklich die Barre und Lotse und Schlepper verließen uns bei Diamond-Island. Wir gingen nun kreuzend südwärts, hatten nicht so schlimmes Wetter, wie wir gefürchtet hatten, sichteten nach zehn Tagen Sumatra und hatten nach einiger Zeit die mächtige Gebirgswand mit dem Golden Mountain vor Augen. Das Vorland ist niedrig, und wenn man den Golden Mountain zuerst erblickt, steigt er wie eine Insel aus dem Meere. Einen ganzen Tag lag er im Nebel und nur seine Spitze ragte über die Wolken fort.

Mir tat es leid, als wir uns nach tagelangem Kreuzen außerhalb der Inseln befanden und Sumatra mit allen seinen Pulos, das letzte Stück Indien, hinter uns versank.

Jetzt haben wir leichten Wind oder Stillte und schaukeln die Länge von Sumatra hinunter, bis uns der Passat wieder faßt.

10. Juli, Sonntag. Die See ist milchig hellblau und wogt leise atmend auf und nieder; hier und da schnellt ein Fischchen in die Höhe. Die Leute liegen in den Hängematten, rauchen und lesen, einige haben die Kiste herausgebracht und sonnen ihre Sachen auf der großen Luke, andere bessern ihre Kleider aus, in einer Ecke sitzen zwei und waschen, und auf der Nagelbank haben sich die Jungen ausgestreckt, in Nettelbecks Leben und Hauffs Märchen glücklich vertieft. Nach der arbeitsvollen Woche ist der Sonntag auf See bei gutem Wetter immer still und friedlich.

25. Juli. Ihr denkt gewiß, daß wir Euch bereits stetig näher rücken, aber diese ganze Zeit sind wir nicht über Sumatra hinausgekommen, was einesteils zeigt, wie wenig Fortgang wir gemacht haben, andererseits, wie lang die

Insel ist. Wir überschritten die Linie, wurden aber wieder zurückgetrieben, und so habe ich sie 23 Mal passiert. Zu verzeichnen ist nur ein Weißwal, der verwundet sein mußte, denn er kam schnaufend und schnell atmend, wie ein Mensch im Fieber, gerade auf uns zu. Als er plötzlich das Schiff gewahrte, tauchte er. Ein großer Schweinsfisch schwamm mit Jürgens Harpune davon, acht Haie umspielten das Schiff, doch kamen sie nicht in den Bereich der Büchse; nur ein kleiner wurde gefangen, den sich die Mannschaft zum Abendbrot bereiten ließ. Wir bekamen auch davon; er schmeckte recht gut, aber den Geruch, den man erst nicht merkt, wird man tagelang nicht los; es kann auch sein, daß die Katze oder das Hündchen ein Stück verschleppt hatten. Röders gaben uns nämlich einen kleinen Foxterrier mit, den wir nach seiner Mutter Nelly genannt haben.

27. August. Endlich zwei Tage lebhafter Wind; wir machten neun Meilen die Stunde, aber heute ist es wieder blau und flau und wir schaukeln schlimm in der hohen Dünung. Der Koch hat mir vier Eier gebracht, doch ist das schönste Huhn über Bord gegangen. Vielen Spaß machte der Affe, der den Leuten die Knöpfe stiehlt. Neulich, als Jürgen mit ihm spielte, hat ihm das Affchen plötzlich die grünen Troddeln von der Pfeife gerissen und in seinen Backentaschen geborgen. Wenn man ihm ein Handtuch oder Taschentuch mit zwei Händen hinhält, klettert es hinein wie in eine Hängematte und läßt sich schaukeln.

2. September, Sedantag. Eben haben wir uns ein Pläsier gemacht, das wirklich an das Lied vom Schneider erinnert, der vom Straßburger Münster ein Papierchen hinunterfliegen ließ. Wir haben einen Brief an Percy in Transvaal adressiert, in eine Flasche gesteckt und ins Meer geworfen. Es wäre doch ein Spaß, wenn sie irgendwo an das Land gespült, von Menschen gefunden würde, ein Postamt in erreichbarer Nähe wäre, diese Leute sich die Mühe gäben, sie dorthin zu bringen und die Post den zerknitterten, unfrankierten Zettel nach Modderfontain beförderte!

Ein paar Tage hatten wir hohe See und harte Böen, aber seit wir unter Land sind, ist es besser. Wir befinden uns wahrscheinlich südlich von Plettenberg-Bay, sahen auch einen Tag den prächtigen Gebirgszug vor uns, aber der Wind ist uns immer entgegen; wir kreuzen auf und nieder, sehen ab und zu Land und dann geht es wieder nach Süden. Eine Menge Kaptauben, Seeschwälbchen und einige Albatrosse begleiten uns; auch ein Walfisch war gestern zu sehen. Heute hatten wir Gesellschaft von einem Segelschiff, das Dampf

auf hatte und das man für einen Walfischfänger hielt. Konnte nun der Walfisch nicht heute kommen und wir die Jagd mit ansehen?

Da das Hündchen so ruhelos herumirrte und so mager wurde, gab ich ihm den Korb, den ich eben als Wochenstübchen für die Katze herrichtete, und hatte damit großen Erfolg. Wie ein krankes Kind lag es darin mit der Pfote am Kopf und ist viel manierlicher, nun es seinen ordentlichen Platz hat. Jetzt ist es wieder ganz gesund, fett wie Butter, flink wie ein Rehkälbchen und frech wie ein Dachs. Daran läßt es die Katze auch nicht fehlen, sitzt bei Tisch neben mir und nimmt mir die Bissen vom Teller und sogar von der Gabel, wenn ich nicht aufpasse — und ich muß ihr geben, denn alles, was sie unten bekommt, jagt ihr Nelly ab. Mit den erhofften kleinen Kätzchen ging es traurig. Eines Abends piepste es im Schubfach unter dem Bett; leider ließen wir uns von unserer Neugier hinreißen, es auszuziehen, die Alte entfloh und kein Locken und Bitten brachte sie zurück. Die ganze Nacht schrieten und jammerten die Kleinen und zwei Schritte davon saß die unnatürliche Mutter auf meinen Röcken und kümmerte sich nicht um sie. Am Morgen gab ich ihnen Milch mit dem kleinen Glasrohr der Füllfeder und deckte sie zu. Beim Reinemachen entdeckte Paul noch einen kleinen weißen Kopf hinter der Kommode, wo das unglückliche Tierchen die ganze Nacht gelegen und sich so eingezwängt hatte, daß es weder vor noch zurück konnte; mit Hilfe des Stiefelknechts wurde die Kommode, die festgeschraubt ist, so weit gehoben, daß das Kleine heraus konnte. Die Katze lag hinter meinem Koffer, wo es plötzlich auch piepte und ich hinter Atlanten und Kästen noch ein Junges herausholte. Die Mutter erkannte nun zwar die Kleinen an und blieb bei ihnen, hatte aber offenbar nichts für sie. Ich traute mich nicht, sie ihr zu nehmen, weil ich dachte, es fände sich vielleicht, wenn die Kleinen saugten, aber mit einem Wort, sie starben alle, zuletzt das kleine weiße, und ich kann nicht vergessen, daß ich es nachts noch schreien hörte und es vielleicht hätte retten können, wenn ich aufgestanden wäre und es getränkt und gewärmt hätte. Zwar hatte ich eine Wärmflasche hingelegt, aber sie reichte doch nicht durch die ganze Nacht. Es war ein reizendes Tierchen, weiß mit schwarzem Schwänzchen und schwarzen Flecken im Gesicht und einer feinen Zeichnung auf dem Rücken.

Es ist kühl, aber nicht kalt, und ab und zu kommt ein Strom Landluft. Kein Wunder, daß die verschiedenen Länder verschieden riechen. Die Luft hier ist ganz anders als

die indische, „Sugar and spice and all that 's nice“*) Afrika — hier unten — riecht wie ein Gemisch von Wachs, Goldlack und Zichorien.

Das Schwein ist geschlachtet, 170 Pfund, und die Herren schwelgen in Schwarzsauer. Wir haben einen jungen Mond und gestern war ein wunderbarer Anblick, als ich beim Zubettgehen noch einen Blick hinaus tat. Der Himmel dunkel und voller Sterne, die See milchweiß, leise schwellend und über dem Horizont auf einer schwarzen Wolkenschicht die glänzende Schale des Mondes, und Mond und Sterne warfen lange zitternde Lichtstrahlen über das Wasser.

5. September. Der Wind ist schlecht; wir kreuzen auf und nieder und sind nach 24 Stunden auf demselben Punkte wie gestern. Als ich morgens heraufkam, lag die See grau und ruhig wie ein Teich, und die vielen Kaptauben, die in Gruppen schwammen, machten den Eindruck von Enten. Wir sind aber doch mit dem Strom und Kreuzen vorwärts gekommen, sahen Kap Agulhas am 6. und haben somit die südlichste Spitze von Afrika passiert, die den Indischen und Atlantischen Ozean „verbindet“, wie der Irländer sagen würde, nach seinem Ausspruch: „Religion is the bridge that separates the inhabitants of our isle“**) zu schließen.

Viel Kelp trieb vorbei, das in der Bay den Grund bedecken soll, und ein gelbbrauner Sonnenfisch, so groß wie ein Schaf und ebenso breit als lang. Sie sollen an die Oberfläche kommen, wenn die Sonne scheint, heißen aber vielleicht auch nur so, weil sie rund sind. Jürgen und Pauly haben in Kapstadt viele gesehen; einer war so groß, daß die ganze Mannschaft ihn nur mit Mühe heraufziehen konnte.

Die Luft war diesig, wir sahen nur die Umrisse der Berge und liefen immer wieder hinunter, sie mit der Karte zu identifizieren. Wie oft haben wir schon über dieser Karte gelegen und die Berge und ihre Stellung verglichen. Es verschiebt sich alles so schnell und sieht in Wirklichkeit so anders aus, als auf der Karte; z. B. sucht man umsonst eine Bucht zu erkennen, denn die Wasserlinie schneidet das Ufer immer gerade ab, und sähe man nicht auf der Karte, daß man eine Bucht vor sich hat, so würde man es nicht wissen. Das versteht sich natürlich von selbst, aber wenn man davor steht, denkt man unwillkürlich, man müßte es auch sehen können.

*) Kinderlied: „Zucker und Gewürz und alles, was angenehm ist.“

**) „Die Religion ist die Brücke, die die Bewohner unserer Insel scheidet.“

7. September. Solch ein herrlicher warmer blauer Tag, daß ich fast immer oben war, die Berge anzusehen; schon gestern hätten wir hinter den anderen, über Hangklip und False Bay hinaus den Tafelberg sehen müssen; er hatte aber sein Tischtuch über und die ganze Gebirgsreihe lag da wie eine graulila Masse. Erst abends beim Sonnenuntergang färbten sich die beiden Spitzchen, die man noch vom Kap Hoffnung sah, rosa, dann der Gebirgsstock selbst und nach und nach die ganze Reihe. Es dämmt hier lange und es dauerte wohl eine Viertelstunde, bis Himmel, Meer und rosa Hauch verloschen, das Kreuz unter seinen zwei Leitsternen aufblitzte und der Mond seinen Schein über die Wellen warf. Vorgestern waren wir gegen Abend so nahe an Land, daß wir die Brandung sahen. Wir hatten eine furchtbar hohe Dünung und man kann sich denken, wie es branden muß, wenn ein so unwiderstehlich andringender Wasserberg mit voller Wucht gegen Felsen prallt. Ein Haus hätte man auf diese Entfernung hin nicht unterscheiden können und ich sah durch das Glas die See wie in einer ungeheuren Welle über etwas Schwarzes brechen und hoch darüber in Schaum und Gischt zerstäuben. Das Meer war dunkelgrau, während die Sonne die Felsen rosa beleuchtete und Massen von rotglänzenden Kaptauben über das Wasser hinfliegen.

8. September. Guter Wind; wir fegen in den Atlantischen Ozean hinein. Jürgen zeigte mir den Devilspik, der spitz und den Lionsrump, der rund ist, und die Einfahrt in die Bay; den Tafelberg verdeckte der Nebel. So war dieses wohl mein letzter Blick auf Afrika, und es ist einem sonderbar, daß man in sechzig Tagen zu Haus sein könnte — teils kommt es einem noch sehr, sehr lang vor, teils so sehr, sehr kurz. Die Zeit vergeht schnell auf See mit der regelmäßigen Zeiteinteilung.

In geringer Entfernung von uns trieb eine geschlossene Kiste vorbei; sie mußte wohl schon lange im Wasser gewesen sein, denn sie war mit Muscheln bedeckt. Es war mir zu leid, daß wir sie nicht holen konnten, wer weiß, was das Meer mir Schönes zuggedacht hatte.

16. September. Wir haben einen herrlichen Passat bei bedecktem Himmel und stürmen vorwärts, daß es eine Lust ist; morgen gedenken wir St. Helena zu erreichen, wo ich meine Freundin Lena mit Blumen, Früchten und Kuchen nebst dem bräunlichen Gatten ihrer Wahl zu sehen hoffte.

Gestern brach die große Royal-Rahe in der Mitte, d. h. die Kette brach, sie hing in den Endtauen, knickte von ihrer

eigenen Schwere und mußte herunter gegeben werden, was ich immer mit Grauen ansehe und woraus die Seeleute sich gar nichts machen.

Noch nie hatte ich soviel Eier; der Koch hat die Hühner so gezogen, daß sie in der Kambüse in einem Kasten legen, d. h. er macht den Kasten zu, bis das Ei da ist, und wenn er vier oder sechs zusammen hat, bringt er sie mir. Der junge birmanische Hahn hat nur eine Frau, das birmanische Huhn; der europäische Hahn und seine Hühner halten zusammen und man sieht das hochbeinige birmanische Ehepaar seine eigenen Wege gehen.

19. September. Da sieht man recht, wie bei der Seefahrt alles auf Chance ankommt. Wie hatte ich mich auf St. Helena gefreut und Vorbereitungen getroffen wie für einen Staatsakt, sogar den Leinenbezug vom Sofa gezogen, und nun kamen wir statt am Sonntagmorgen, am Sonnabend, 18. September, bei grauem Regenhimmel an. Kaum, daß man es ordentlich sehen konnte, der obere Teil in Wolken; es war noch ein Glück, daß trotz der späten Stunde und der krausen See zwei Boote ankamen. Zuerst stieg ein Neger über, das Gesicht weiß von Salz, als wäre es gepudert, dann der einhändige Bootsmann. Da der Neger zuerst kam, gab ihm Jürgen die Briefe und acht Rupees, nicht etwa, um sie zu frankieren, denn die Briefe, die wir letztesmal mitgaben, sind unfrankiert angekommen, — nur, um sie mitzunehmen. Er verlangte aber sieben Rupees mehr, und da er unverschämt wurde, nahm ihm Jürgen die Briefe wieder aus der Hand und wies ihn aus der Kajüte. Der einhändige Bootsmann bekam sie nun und verkaufte uns seine drei Sack Kartoffeln, wofür er einen Sovereign und einen Sack Brot erhielt. Hierzu lieferte er den Sack, der heraufgezogen wurde; der Zimmermann, der einen vollen Sack erwartete, gab einen so kräftigen Ruck, daß er sich zu allgemeinem Schrecken plötzlich auf den Boden setzte, den leeren Sack verblüfft in der Hand. Ich schickte Lena die kleine Arbeit, die ich für sie gemacht hatte, die Boote stießen ab — und tanzten bald oben, bald tief unten davon. Wo sind nun Besuch, Freundin, Bananen, Gemüse, Obst und Blumen die Fülle?! Alte Kleider hatte ich bereit gelegt, um mit den Mulattinnen, die sonst herauskommen, zu handeln. Hätte ich St. Helena nicht schon öfter gesehen, so würde ich keinen richtigen Eindruck davon bekommen haben. King und Queen sahen wir und auf Barren Point steuerten wir zu, aber Jamestown sahen wir nicht einmal liegen. Mrs. Thorpe hätte selbst nicht kommen können, sagten die Bootsleute,

Erfreuliches andeutend, aber an ihrer Stelle hätte uns Mr. Thorpe begrüßt, wären wir bei guter Zeit gekommen. So konnten wir nicht einmal unsere Flaggen zeigen, da die Station ganz in Wolken lag.

Heute, Montag, fängt nun die Reinlichkeit wieder an und sie scheuern das Deck und Oberlicht; das geht nun wochenlang so fort, und ist man endlich abgeschrappt bis aufs Blut, frisch gemalt und fein geölt, so kommt das Schlackerwetter im Kanal und man sieht nichts mehr davon.

23. September. Programmäßig am fünften Tag liefen wir Ascension an, aber auch bei grauem Himmel; es war erst ganz in Nebel gehüllt und nur wenige Augenblicke sah man es klar. Ich dachte, wenn jemand meine früheren Beschreibungen gelesen hätte und sähe es so, würde er von meiner Zuverlässigkeit seltsame Vorstellungen bekommen. Doch als wir näher kamen, sah ich doch noch einmal die einsame Palme, gebräunt und gebückt im Winde auf dem Felsengrat, das große Schlackenfeld, die Sandbucht mit dem Schildkrötenhäuschen, die kleine Stadt Georgetown am Fuße des Flagstaffhill und war wieder hingerissen von der einsamen Größe der Landschaft, die wie ein Panorama vorüberglitt. Die graue See, der öde felsige Strand, die überall aufkochende Brandung, deren dumpfes Brüllen das Meeressausen überlötete, und im Vordergrund wiegte sich ein großer wundervoller Fregattvogel. — Vorbei — vorbei.

1. Oktober. Vorgestern passierten wir die Linie, ich zum 24. und letzten Male. Wir sind also wieder auf der nördlichen Halbkugel. Es ist heiß, aber nicht schlimm. Der nette Koch hat eine Glucke gesetzt; das arme Tier brütet seit 21 Tagen auf einem alten Tiegel in einem Schrank in der Kambüse, und vier große dicke, lächerlich selbständige Küchelchen sind gestern ausgekrochen. Ein dickes Ei liegt noch wie die unentzauberte Rose unterm Hühnerschoße. Ihr habt keine Idee von dem gräßlichen Anblick des Hahns; daß er nur noch zwei kleine Schwanzfedern hat, ist das wenigste; er hat aber hinten, unten und vorn überhaupt gar keine mehr und sieht überall blutrot aus, weil ihm die Hühner beständig die wenigen Federn, die ihm sprießen, ausrupfen und fressen. Da er nun keinen Spiegel hat, ahnt er von seinem ruppigen Aussehen nichts und stolziert herum, als wenn er ganz in Ordnung wäre. Wir seufzen nach Regen, es ziehen sich jeden Nachmittag Wolken zusammen und abends kommen doch die Sterne wieder heraus. Wir haben nämlich — hoffentlich — Wasser genug zum Trinken, aber keines

mehr zum Waschen; mit wie wenig der Mensch sich behelfen kann, ahnt Ihr nicht; das ist auch recht gut, denn es ist kein Plaisier.

Gestern wurde von einem Schiff erzählt, das zwischen Kap Hoffnung und St. Paul in Brand geraten war und hatte verlassen werden müssen. Das eine Boot mit dem Kapitän blieb fort, das andere mit dem Steuermann erreichte Java nach sechs Wochen; wie die Leute das ausgehalten haben, begreift man nicht. Die Rede kam darauf, weil nachts öfters fliegende Fische an Bord fallen, die die Katze fängt; man merkt es daran, daß es plötzlich unter dem Sofa knurpft, denn sie zeigt sie wohlweislich nicht. Es hieß, in Boote würden sie noch mehr und öfters geraten und nicht nur den Hunger, sondern auch etwas den Durst von Schiffbrüchigen stillen können. Das ausgebrannte Schiff strandete übrigens bei Tahiti und wurde wieder instand gesetzt.

Dann erzählte Jürgen von einem andern ausgebrannten Schiff, das in San Franzisko binnen geschleppt worden war und dessen obere Platten von der Glut ganz wellig und verbogen gewesen seien, und dann noch von einem andern Schiff, das in New York gebaut, aber wegen eines Streiks nicht vollendet, nach Nova Scotia (britisch) gebracht und dort fertig gestellt worden wäre, infolgedessen keine amerikanische Flagge bekommen konnte und unter einer andern fahren mußte. Die Vereinigten Staaten haben nämlich ein Gesetz, wonach jedes Schiff ihrer Flagge in Amerika mit einheimischem Material gebaut sein muß, was, meint Jürgen, zur Zeit des Holzbaues Sinn haben konnte. Eisen aber haben sie zum Schiffsbau nicht genug und die Folge ist, daß die amerikanische Flagge fast ganz von den Meeren verschwunden ist, außer in den amerikanischen Häfen selbst. Die nach Amerika gehörigen Schiffe fahren daher viel unter fremder Flagge; ein Schiff, das man unterwegs trifft, ist meist englisch, deutsch, norwegisch, auch Italiener sieht man, ab und zu einen Spanier, aber Franzosen sind selten und Amerikaner trifft man kaum. Dahin kann verkehrte Schutzwirtschaft die Menschen führen und da habt ihr nicht nur ein paar Seegeschichten, sondern eine Nutzenanwendung noch obendrein.

Wir begegneten übrigens gestern einem großen englischen Vollschiff; langsam glitten wir aneinander vorüber und grüßten uns mit den Flaggen. — Es regnete heute nacht; Jürgen stand um drei Uhr auf, holte sich einen Krug Wasser und wusch sich.

11. Oktober. Wir haben Wasser die Fülle gehabt, meistens nachts, und es war wohliger, unten zu liegen, und auf das erquickliche Plätschern zu hören. Als wir genug hatten, sechs Fuß Wasser im Tank, also über die Hälfte, setzte der Passat ein und ich genoß das herrliche Blau und den frischen Wind und die Scharen fliegender Fische zum letzten Mal. Man ist geteilten Herzens; man freut sich auf zu Hause und fühlt doch schon das Seeweh voraus, das einem packen wird. Neulich sah ich ein großes schwarzes Ding wie ein aufrecht stehendes Boot — ehe ich meinen Augen traute, versank es und war ein großer Fisch gewesen. 132 Meilen waren wir von den Kap Verden entfernt, als wir eines Tages Libellen bekamen, die ein paar Tage, Reiskäfer fangend, bei uns blieben, auch eine Landschwalbe besuchte uns. Seeschwalben haben wir noch, aber die Kaptauben gehen nicht über St. Helena hinaus.

Das Schiff sieht jetzt wunderhübsch aus, d. h. so weit es fertig ist; wenn es nur so bleiben könnte, bis wir in den Hafen kommen, aber das Wetter Eures gelobten gemäßigten Klimas wird es wieder schlimm zurichten.

Jürgen hat mir einen kleinen Quirl aus Teakholz geschliffen, um die kondensierte Milch zu verrühren, und zwei niedliche kleine Boote, um zu Haus damit zu spielen.

24. Oktober. Es wird kühl und böig, das Schiff rollt und alles, was schurren und rollen kann, tut mit. Es ist belustigend, wie das Englische ansteckt. Jürgen gibt dem kleinen Walter Watte für seinen schlimmen Fuß und ich frage, ob er nicht Papier wolle, sie einzuwickeln? „Nein, danke,“ sagt er, „ich habe plenty (viele) weiße Taschentücher.“ Ferdinands erster Versuch war auch komisch; er wurde in einem englischen Hafen zu dem Lotsen geschickt und ich hörte ihn sagen: „Lots', der Koch möchte Sie sprechen.“ Der Engländer verstand ihn nicht und nachdem er die Bestellung mehrmals ohne Erfolg wiederholt hatte, mußte er sich zu Englisch bequemen, und brachte heraus: „Kok will you speak“, worauf sich der Lotse sogleich in die Kambüse verfügte.

Ein Küchelchen lebt noch, aber das birmanische Huhn ist gestern gekocht, denn die Hühner fraßen es bei lebendigem Leibe; nicht, daß sie ihm nur die Federn ausgerissen hätten, sie pickten ihm das Fleisch buchstäblich von den Knochen; es war nicht mehr mit anzusehen, und nur den Kochtopf konnte es davor retten.

Heute ist die See hoch, aber saphirblau, man kann jedoch nicht viel oben sein; vorn kommt Wasser über und

hinten sitzt der Segelmacher und flickt ein Segel, das heute nacht zerrissen ist.

26. Oktober. Eben kam Pauly und zeigte den letzten der Mohikaner, eine von Rost zerfressene Patrone für die Kanone, eine Eisenhülse, etwa 30 cm lang und 10 cm im Durchmesser, angefüllt mit altem Eisen, Nägeln, Haken u. dergl. Das wurde früher jedem Schiff mitgegeben für den Fall, daß es von Seeräubern bedroht würde. Jürgen sagte, noch vor zwanzig Jahren wäre das ganz allgemein gewesen; er erinnerte sich eines Schiffes, das von chinesischen Seeräubern gejagt wurde, weil es Opium führte; statt seiner fingen sie ein anderes, ließen es aber laufen, als sie merkten, daß es nicht das richtige war.

3. November. Das Barometer fällt, fällt, fällt. Segel werden festgemacht, die See ist hoch, der Wind heult, das Schiff rollt. Es ist ziemlich greulich, erstens der unbehagliche Zustand selbst, und dann die Erwartung, wie schlimm es werden wird.

Gestern kam ein Dampfer vorbei, dem wir die Flagge zeigten und er uns die seine; es war die französische, blau-weiß-rot. Gleich darauf kam ein Fünfmaster in Sicht, der erste, den Jürgen sah. Die Franzosen haben zwei: „France“ und „la France“. Laeisz in Hamburg hat ebenfalls einen Fünfmaster.

Die Entwicklung, die auch die Segelschiffe durchgemacht haben, seit der Eisenbau das Holz mehr und mehr verdrängt, ist beinahe märchenhaft. Ein Segelschiff aus Holz von so ungeheurer Größe wie man sie jetzt sieht, müßte so breit und tief, in all seinen Teilen so ungefüge und ungelenkt sein, daß es Menschenhände nicht mehr zu regieren vermöchten und es wie eine Schnecke durch das Wasser kriechen müßte. In denselben Verhältnissen gebaut wie ein eisernes Schiff, würde es in der Mitte brechen und die ungeheure Last, die ihm zugemutet wird, nicht tragen können.

Der treffliche Seeschriftsteller Clark Russell erwähnt, daß es noch zur Zeit der Königin Anna bei den Schiffsbau-meistern für ein Wagnis galt, ein Schiff dreimal so lang als breit zu machen, und Jürgen selbst erinnert sich, als Knabe von dem Aeltermann Tiedemann in Bremen gehört zu haben, wie sein Vater, der alte Reeder, einmal nach Hause gekommen sei und kopfschüttelnd gesagt habe: „Da lett sick min Freund N. en Schip buen von hunnert Last — nee, so'n grot Schip möcht ick doch nich hebban“ — und jetzt macht sich ein Schiff von unter tausend Last nur schlecht bezahlt.

8. November. Es wird kalt, das Barometer sank stetig, jetzt geht es wieder auf. Hoffentlich kommt kein Ostwind. Wenn dieses Wetter sich hält, können wir in drei Tagen in Falmouth sein und unsere Order haben.

Stare und kleinere Vögel fliegen seit einigen Tagen zu; es muß hart geweht haben bei den Azoren, oder sie kommen noch weiter her vom Festlande. Das Meer hat eine sonderbare, undurchsichtige, bräunliche Färbung, gar nicht wie ein ordentlicher Ozean. Wenn es möglich wäre, würde man an Landnähe denken. So aber haben wir die Chronometer eben erst in St. Helena und Ascension berichtigt.

Die Fußböden werden gestrichen, Wände poliert, Dielen gemalt. Man geht auf Brettern und hat Angst, sich gegen die geölten Wände zu stützen, dabei rollt das Schiff, der Himmel ist grau, die See schäumt.

10. November. Es kam ein Schiff auf uns zu und kehrte eigens zu dem Zwecke um, sich uns zu nähern. Es hatte, wie es schien, nur ein paar Leute an Bord und es fehlte ihnen eine Stenge. Bei der schwachen Brise dauerte es Stunden, ehe es uns erreichte. Jeder hatte seine Gedanken darüber. War es vom gelben Fieber verheert? Hatte es Mangel an Wasser oder Brot? Vielleicht hatte es keinen Navigateur mehr, wie der Segelmacher meinte, und der kleine Heini dachte an Meuterei; schließlich bat es um unsere Länge; es war ein norwegisches hölzernes Schiff. Zwei Tage haben wir durch Fläue verloren, heute nun stürmt es und wir hätten schöne Fahrt durch den Kanal, müssen aber erst nach Falmouth, wo uns ein Dampfer die Ordre und hoffentlich die Briefe bringt.

13. November. Hier ist die Ordre: Rotterdam.

Rotterdam, 15. November. „Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat und hinter sich ließ das Meer und die Stürme!“ Wir haben unsere Fahrzeit abgeschlossen mit dem günstigsten Winde, dem sonnigsten Herbstwetter, der hellsten grünsten See. Noch im Kanal war es stürmisch; bei Dungeness erhielten wir erst nach angstvollem Warten und verschiedenen Blaufeuern den Lotsen, aber die Nordsee hat mir noch nie ein so freundliches Gesicht gezeigt wie an diesem letzten Tage. Wir bekamen bald den Schlepper, und gegen 4 Uhr erreichten wir Hook van Holland, das am Eingange des Kanals liegt, der die See mit der Maas verbindet und dem Rotterdam seine jetzige Bedeutung verdankt, denn vordem brauchten die Seeschiffe acht Tage, ehe sie durch die Schleusen hinaufkamen. Das Paketboot von Harwich,

große und kleine Schiffe überholten und begegneten uns, und nach langer Arbeit lagen wir endlich am Kai, zwischen einer Menge von Dampfern die einzige fühlende Brust. Am nächsten Morgen wurde die Mannschaft abgemustert, und so sollte ich niemals wieder zu Mittag die helle Stimme des Jungen hören: „Schaffen! Schaffen! unner und baben! Schaffee!“ und um Mitternacht den uralten Ruf: „Reis' aus Quartier in Gottes Namen!“

Jürgen wollte nach gelöschter Ladung und eingenommenem Ballast das Schiff selbst nach Bremen bringen und sich bei der Firma, der er so viele Jahre mit Stolz und Freude angehört hatte, verabschieden, ich dagegen zu derselben Zeit die Meinigen am Rhein besuchen, denen ich verhältnismäßig nahe war.

Die Winterkälte, die um so empfindlicher wurde, je mehr die wärmende Ladung sich verminderte, das stürmische Wetter, der Schmutz und die Nässe machten zwar den Aufenthalt an Bord keineswegs erfreulich, doch konnte ich mich nicht entschließen, die Zeit unseres Seelebens zu verkürzen. So sah ich denn Tag für Tag die Reissäcke, die unter glühender Sonne von schwächtigen Indern in das Schiff getragen worden, durch stämmige Holländer unter grauem Himmel und Schlackerwetter wieder aus dem Raume winden. Nur zu schnell erschien der graue Morgen, an dem ich das Schiff verlassen mußte. Mit stillem Händedruck sagte ich Herrn Pauly, dem treuen Gefährten so vieler Jahre, Lebewohl, und verstohlen legte ich beim Hinuntersteigen die Hand an die Schiffswand, ehe mich Jürgen den Steg hinabgeleitete. Schweigend, das Herz zu voll für Worte, fuhren wir davon. Nach einer Weile wandte ich mich zurück, und hoch über die Dächer fort grüßten mich noch einmal die Tops der drei Masten. Da dachte ich im Herzen wie Ferdinands kleine Schwester ihr Abendgebetchen schloß: „Lieber Gott! Schütze den Regulus!“

Seebücher!

Wilhelm Köhler Verlag, Minden i. W. — Berlin — Leipzig.

Vom Segelschiffsjungen zum Lloydkapitän.

Den Erlebnissen des Kapitäns des Lloyddampfers
„Stuttgart“, Adolf Winter, nacherzählt
von Otfrid von Hanstein.

232 Seiten Text mit 29 Tafelbildern und 24 Abbildungen im Text.
In Ganzleinen gebunden RM 5.—.

Das Buch ist etwas ganz anderes als die üblichen Seegeschichten. Keine romantischen Abenteuer mit Piraten, mit wilden Menschen und Tieren werden hier geschildert. Aus der Schilderung wahrer Begebnisse heraus erwächst vor dem Leser das Bild eines kernigen Mannes, der aus eigener Energie und Tatkraft heraus sich seine beachtliche Stellung im Leben verschafft hat. **Jung und alt werden an diesem Buche Gefallen haben** und werden sich an dem frischen kernigen Ton freuen.

Ostsee-Zeitung, Stettin.

32 000 Seemeilen auf blauem Wasser.

Erlebnisse auf der Weltreise des Kreuzers „Hamburg“
von Kapitänleutnant Hans-Georg von Friedeburg.

240 Seiten Text mit 32 Tafelbildern und einer Karte.
In Ganzleinen gebunden RM 6.—.

Wer begonnen hat, die in überaus fesselnder Darstellung beschriebene erste Fahrt um den Erdball, die ein Kriegsschiff der neuen deutschen Reichsmarine nach dem Kriege ausführen konnte, zu lesen, der wird das Buch nicht so leicht aus der Hand legen. Das vortrefflich ausgestattete Buch mit seinem reichen Bilderschmuck aus allen Teilen der Welt ist ebenso den Erwachsenen wie der reiferen Jugend zu empfehlen.

Der Kolonialdeutsche.

Köhlers Illustrierter Flotten-Kalender.

Erscheint alljährlich und enthält auf über 300 Seiten eine Fülle spannender
See-Erzählungen, belehrender Aufsätze, ca. 150 Abb. im Text,
zwei vierfarbige Kunstblätter und ein Preisrätsel über RM 6000.—.

Preis RM 1.30.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. / Prospekte kostenlos.

12076